

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 22, August 2014

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Gregor Weber (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Direktor)
Prof. Dr. Mathias Mayer (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Direktor)

Redaktion: Prof. Dr. Gregor Weber (gregor.weber@phil.uni-augsburg.de)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de)
Dr. des. Markus Stadtrecher (markus.stadtrecher@iek.uni-augsburg.de)
Tobias Ranker, M. A. (tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850
E-Mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Tobias Ranker, M. A.
E-Mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de
Druck: MaroDruck, Augsburg (<http://www.marodruck.de/>)

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden:
<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Mitteilungen

Heft Nr. 22, August 2014

Inhalt

EDITORIAL 7

AUFSÄTZE

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Die Blendung des Kyklopen –
Antikenrezeption und (post-)kolonialer Diskurs 13

WOLFGANG KUHOFF

Karl der Große, der neue römische Kaiser.
Sein Wirken innerhalb der spätantiken Herrschaftsauffassung 35

EVA BENDL

Ordnung im Chaos der Dinge. Richtlinien der Museumsfachwelt
für die historischen Museen vom Kaiserreich bis zur NS-Zeit 65

MARKUS STADTRECHER

(Erzwungene) Migration im Museum –
von Homogenität und Diversität. Ein Diskussionsbeitrag 81

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Mitgliederzugänge 99

Neuer Wissenschaftlicher Koordinator 99

In memoriam 100

AKTUELLE FORSCHUNG

WOLFGANG E. J. WEBER

Kulturelle Wirkungen der Reformation: Eine aktuelle lutherisch-
protestantische Selbstvergewisserung mit Schwächen 103

Neuerscheinungen aus dem IEK

- Philipp Gassert/Günther Kronenbitter/Stefan Paulus/
Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Augsburg und Amerika.
Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt (DA 24) 110
 Impressionen von der Bücherpräsentation 111
- Georg Kölderer: „Beschreibung vnnnd Kurtze Vertzaichnus Fürnemer
Lob vnnnd gedenckwürdiger Historien“ – Eine Chronik der
Stadt Augsburg der Jahre 1576 bis 1607, bearbeitet von Silvia Strodel,
hrsg. von Wolfgang E. J. Weber (DA 26) 115
 Impressionen von der Bücherpräsentation 116
- Bent Jörgensen: Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnung.
Zur Terminologie der Religionsparteien im 16. Jahrhundert (CA 32) 119
- Johannes Burkhardt/Kay Peter Jankrift/Wolfgang E. J. Weber.
Augsburger Beiträge zur Historischen Friedens- und
Konfliktforschung (DAP 1) 120

BUCHREZENSIONEN

- Edith Hall: *Adventures with Iphigenia in Tauris. A Cultural
History of Euripides' Black Sea Tragedy*
(CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE) 123
- Daniel Harris-McCoy: *Artemidorus' Oneirocritica.*
Text, Translation & Commentary
(CHRISTOPHE CHANDEZON) 125
- Giovanni B. Lanfranchi/Robert Rollinger (Hg.): *Concepts of Kingship in Antiquity.*
Proceedings of the European Science Foundation Workshop Held in Padova
(GREGOR WEBER) 130
- Nino Luraghi (Hg.): *The Splendors and Miseries of Ruling Alone. Encounters
with Monarchy from Archaic Greece to the Hellenistic Mediterranean*
(GREGOR WEBER) 134
- Robin J. Lane Fox (Hg.): *Brill's Companion to Ancient Macedon.*
Studies in the Archaeology and History of Macedon, 650 BC – 300 AD
(GREGOR WEBER) 139

Karl Steel: How to Make a Human. Animals and Violence in the Middle-Ages (CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE)	143
Mark Häberlein/Magdalena Bayreuther: Agent und Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II. (DA 23) (BENJAMIN DURST)	146
Heinz Duchhardt/Martin Espenhorst (Hg.): Utrecht – Rastatt – Baden 1712– 1714. Ein europäisches Friedenswerk am Ende des Zeitalters Ludwigs XIV. (BENJAMIN DURST)	149
Helmut Hühn (Hg.): Goethes „Wahlverwandtschaften“. Werk und Forschung. (KAY EHLING)	156
Pierre Briant: Alexandre des Lumières. Fragments d’histoire européenne (CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE)	160
Ernst Jünger u. a.: LSD. Albert Hofmann und Ernst Jünger. Der Briefwechsel 1947 bis 1997 (KAY EHLING)	163
GESAMTVERZEICHNIS DER AUFSÄTZE	169
RÜCKBLICK	
Colloquium Augustanum	
Sommersemester 2013: Oper – Mythos – Nation. Verdi & Wagner	
PROF. DR. ANSELM GERHARD (BERN): Nation building all’italiana – wie Giuseppe Verdi zum „Komponisten der italienischen Revolution“ wurde	175
PD DR. WOLF GERHARD SCHMIDT (BAYREUTH): Transzendentalmusik. Theorien und Modelle ‚deutscher‘ Tonkunst	175
PD DR. KATHARINA KEIM (MÜNCHEN): Wagners Feldzug gegen das französische Operettenregime: „Eine Kapitulation“	176
DR. SVEN OLIVER MÜLLER (BERLIN): Hass und Hingabe: Richard Wagners Wirkung in Deutschland	177

Wintersemester 2013/14

PROF. DR. ALAIN SCHNAPP (PARIS): Ist eine Weltgeschichte der Ruinen möglich?	178
DR. DOMINIK FUGGER (ERFURT): Erlösung durch Verehrung und Arbeit. Ferdinand Gregorovius und die Geschichte als existentielle Erfahrung	179
DR. MARTIN ESPENHORST (MAINZ): Bäuerliche Kultur als Weltkulturerbe? Das Artland – eine Kulturlandschaft im ehemaligen Hochstift Osnabrück (entfallen)	180

Sommersemester 2014: Kriegsgeschichten. Süddeutsche Autoren im Zeichen des Ersten Weltkrieges

PROF. DR. GÜNTHER KRONENBITTER (AUGSBURG): Kriegsgeschichten – Kurze Einführung in einen langen Krieg	180
DR. ARMIN STROHMEYR (BERLIN): „Der Militarismus ist die Schule der Feigheit!“ Annette Kolb im Ersten Weltkrieg: Die geheimdienstliche Verfolgung einer europäischen Pazifistin	181
PROF. DR. RALF SCHNELL (SIEGEN): Im Schatten der Geschichte. Richard Euringer und die deutsche Passion	181
PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM GRAF (MÜNCHEN): Von Heidelberg nach Berlin. Ernst Troeltsch im Ersten Weltkrieg	182
PROF. DR. HANS-HARALD MÜLLER (HAMBURG): „Blecke die Zähne und denke an die schöne Welt!“ Bertolt Brecht und der Erste Weltkrieg	182

ANSCHRIFTEN DER AUTOREN	184
--------------------------------	-----

Editorial

Nach vergleichsweise kurzer Zeit kann nun ein neues Heft unserer Zeitschrift erscheinen, das wiederum etliche Aufsätze, Buchrezensionen und Hinweise auf Neuerscheinungen enthält, die zur Lektüre anempfohlen seien. Das zeitliche Spektrum reicht von der Antike bis in die Gegenwart, wobei auf die Beiträge, die sich mit rezeptionsgeschichtlichen Aspekten und mit Problemen der Musealisierung befassen, eigens verwiesen sei. Nicht zuletzt muss aber auch wieder einmal hervorgehoben werden, dass der stets recht umfangreiche Rezensionsteil – anders als in vielen anderen Zeitschriften – die Möglichkeit bietet, kulturhistorisch einschlägige Publikationen ausführlich (und nicht nur auf einer Seite) vorzustellen und zu würdigen. Das vorliegende Heft gewährt außerdem Einblick in die Aktivitäten und Forschungen des Instituts während der vergangenen drei Semester und informiert über die neuen Mitglieder aus unterschiedlichen Fächern sowie den neuen Wissenschaftlichen Koordinator. Beigegeben ist schließlich ein Verzeichnis aller seit 1998 erschienenen Aufsätze in alphabetischer Anordnung (S. 169–172).

Zu den vorgestellten Neuerscheinungen sei nur so viel gesagt: Mit dem Sammelband „Augsburg und Amerika“, der im Rahmen einer überaus gelungenen und gut besuchten Buchpräsentation in der Neuen Stadtbücherei Augsburg vorgestellt wurde, ist nach der Tagung und der Ausstellung ein drittes Ausrufezeichen zu diesem Thema gelungen. Er betritt insofern Neuland, als die aufgezeigte 500-jährige Verflechtungsgeschichte zwischen Augsburg und Amerika für vergleichbare Projekte, zumal in der Wahrnehmung verschiedener Entwicklungsphasen und Verlagerungen, Pfade der Fragestellungen und Umsetzungen aufzeigen kann; verwiesen sei ausdrücklich auf den genannten Audioguide „Nationalsozialismus und amerikanisches Leben in Augsburg“ (S. 114), der zwei überaus informative Touren durch Augsburg – Innenstadt und Außenbezirke – enthält.

Die mit über 2 000 Seiten sehr umfangreiche und ‚gewichtige‘ Edition der „Köldeker-Chronik“ aus dem ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert wurde in Zusammenarbeit mit der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft erstellt und präsentiert ein Werk, das in seiner Buntheit, Komplexität und Widersprüchlichkeit seinesgleichen sucht und auf diese Weise endlich neu erschlossen wurde.

Mit den „Augsburger Beiträgen zur Historischen Friedens- und Konfliktforschung“ wurde eine neue Reihe, die „Documenta Augustana Pacis“, begründet. Dies ist umso erfreulicher und wichtiger, als der dezidiert kulturgeschichtlichen Erforschung dieser Thematik gerade in Augsburg eine große Bedeutung zukommt.

Bewährt hat sich bei unserer Vortragsreihe „Colloquium Augustanum“ der Wechsel zwischen einem offenen, d. h. Vorträge aus verschiedenen Themenbereichen zusammen bindenden, und einem thematisch geschlossenen Zuschnitt. Mit den Themen

„Oper – Mythos – Nation: Verdi & Wagner. Giuseppe Verdi & Richard Wagner zum 200. Geburtstag“ und „Kriegsgeschichten. Süddeutsche Autoren im Zeichen des Ersten Weltkrieges“ wurde versucht, einen kulturgeschichtlich ausgerichteten Beitrag zu zwei ‚Jubiläen‘ zu leisten, der insgesamt einen guten Zuspruch fand. Wir werden diese Konzeption auch in den folgenden Semestern fortsetzen.

Vom „Orient in Augsburg“ war in den vergangenen Heften schon verschiedentlich die Rede, handelt es sich doch um ein langfristig angelegtes Forschungsprojekt (Federführung: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber). Es hat sich zum Ziel gesetzt, eine Dokumentation der in Augsburg vorhandenen, relevanten Texte, Objekte, Bilder und sonstiger Überlieferung zum sogenannten ‚Orient‘ aus verschiedenen Epochen zu erstellen. Dabei soll auch analysiert werden, wie sich die Bedeutung von ‚Orient‘ und der Einfluss auf Augsburg und die Region erheblich wandeln konnten. Die prägenden Prozesse waren nämlich weitaus komplexer und anhaltender als die gegenwärtige Debatte um Immigration und Multikulturalität suggerieren mag. In diesem Kontext möchte das „Historische Stadtkolloquium“ zum Thema „Der Orient in Augsburg. Einblicke in eine unbekannte Geschichte“, mit dem wir in der Neuen Stadtbücherei Augsburg zu Gast sein durften, einen neuen Akzent setzen: In drei Vorträgen zu den antiken und mittelalterlichen Anfängen der Stadt Augsburg in der Auseinandersetzung mit dem Orient, zum Türken Thema in der vormodernen schwäbischen Literatur sowie zu den Augsburger Türkendrucke im 16. Jahrhundert wurden erste Erkenntnisse des Projekts an die Stadtöffentlichkeit zu bringen versucht; erhofft werden jedoch auch ergänzende Hinweise aus der Bevölkerung, so dass am Ende nicht nur eine große Ausstellung (voraussichtlich 2018), sondern auch eine Art ‚Bürgerprojekt‘ entsteht, das in entsprechende stadtkulturelle Aktivitäten einmündet und den bisherigen Kenntnis- und Debattenstand erheblich verbessert.

Im letzten Editorial wurden auch die Planungen für eine „summer school“ angesprochen, die unter kompetenter methodischer Anleitung in Zusammenarbeit mit Augsburger Archiven und Museen Nachwuchswissenschaftler mit dem kulturellen Erbe Augsburgs vertraut machen soll. Der Titel steht nun fest: „Kulturgeschichte der europäischen Stadt am Beispiel Augsburgs: Texte – Objekte – Bilder“. Nach einer kurzen konzeptionellen Einführung durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Augsburg, zumeist Mitglieder des Instituts, sowie anderer Einrichtungen, bietet die „summer school“ einen systematischen Einblick in die zahlreichen Quellen, die Augsburg in seiner wechselvollen Geschichte von der Antike bis in die neueste Zeit hervorgebracht hat, außerdem in deren Bewahrung in Museen und Archiven sowie deren Bedeutung für die städtische Kulturgeschichte in europäischer Perspektive. Zugleich handelt es sich auch um ein Pilotprojekt zur Konzipierung eines umfassenden Vorhabens, das die Voraussetzungen, Mittel und Leistungen integrations- und ordnungsstiftender Strukturen und Prozesse der ‚Friedensstadt Augsburg‘ in den Blick nehmen wird. Leider hat sich der erste geplante Termin im Juli 2014 aus verschiedenen

Gründen nicht realisieren lassen, doch befinden sich die Vorbereitungen für einen erneuten Anlauf im März 2015, dann als „spring school“, bereits auf gutem Wege.

Mit der Aussicht auf einen erholsamen und zugleich forschungsintensiven Sommer wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre des vorliegenden Heftes



Ihr



Prof. Dr. Gregor Weber

AUFSÄTZE

Die Blendung des Kyklopen – Antikenrezeption und (post-)kolonialer Diskurs

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Die Rezeption der Antike und ihrer Kulturgeschichte ist in letzter Zeit zu einem Forschungsthema ersten Ranges avanciert. Standen dabei anfangs noch die antiken Texte und ihr Einfluss auf einzelne Autoren, Künstler oder Literaturgattungen im Mittelpunkt, wendet man sich nun verstärkt von intertextuellen Bezügen hin zu den jeweiligen soziokulturellen und historisch-politischen Kontexten, in denen man die Antike rezipierte. Seit kurzem rückt in der Forschung beispielsweise immer mehr die integrale Rolle in den Blick, die die Rezeption der Antike und ihrer überlieferten Texte bei der Ausbildung einer *fiction of Empire* und im Kontext der europäischen Kolonisierung Asiens, Amerikas und Afrikas hatte. Die Kolonialherren stellten sich nicht selten ausdrücklich in die Traditionslinie der griechisch-römischen Antike, um ihren Führungsanspruch zu untermauern und um ein Modell vor Augen zu haben, auf dem sie ihre eigenen Kolonialreiche aufbauen konnten. Sie brachten auch antike Texte mit sich, die sie als Bildungs- und Kulturgut zumindest den jeweiligen indigenen Eliten zur Verfügung stellten. Durch Prozesse der Dekolonisierung mögen die Kolonialherren wieder gegangen sein, die Texte aber sind geblieben und so ist die Rezeption der Antike in postkolonialen Kontexten zu einem kulturhistorischen Kernthema geworden, das häufig unter dem Sammelbegriff „Black Classicism“ (Goff 2013, 5) subsumiert wird.

Der vorliegende Aufsatz versucht die wesentlichen Forschungsfelder vorzustellen, in denen sich zeitgenössische Antikenrezeption und Postkolonialismus gegenseitig überschneiden und miteinander in Dialog treten.¹ Da diese Diskussion vornehmlich in anglophonen Ländern geführt wird und eine Rezeption im deutschsprachigen Raum bislang noch ein Desiderat darstellt, wird der Aufsatz einen notwendigerweise einführenden und überblicksartigen Charakter haben, der nichtsdestotrotz zur weiteren theoretischen Durchdringung und methodologischen Erschließung des Themas beitragen will. So sollen zunächst anhand dreier Kernthemen postkolonialer Studien die Relevanz der Antike und ihre Präsenz im gegenwärtigen Diskurs aufgezeigt und im letzten Teil anhand der Kyklopen-Episode der „Odyssee“ unterschiedliche postkoloniale Lektüren eines antiken Textes vorgestellt werden.

¹ Für Beispiele siehe Hardwick 2000; Hardwick/Gillespie 2007; Goff 2005; Goff/Simpson 2007; Goff 2013; Greenwood 2010; McKinsey 2010; Orrells/Bhambra/Royon 2011; McConnell 2013.

Die Rezeption und die Rolle der Antike im gegenwärtigen postkolonialen Diskurs

Die sogenannten „Postcolonial Studies“ erfreuen sich seit etwa drei Jahrzehnten eines regen Interesses und sind mittlerweile an vielen Universitäten (besonders in Großbritannien und den USA) fest institutionalisiert.² Dabei ist freilich zu bemerken, dass es sich bei ihnen nicht um ein kohärentes Forschungsfeld handelt, das anhand gemeinsamer Theorien oder festgelegter Gegenstände arbeitet. Die „Postcolonial Studies“ sind vielmehr durch eine erstaunliche innere Heterogenität und Vielschichtigkeit gekennzeichnet, die eine allgemeingültige Definition des Begriffs so gut wie unmöglich macht. Dennoch ist diese scheinbare Unschärfe nicht mit einer disziplinären Beliebigkeit gleichzusetzen, verweisen die dezidiert politisch motivierten Forschungen im Kern doch auf eine spezifische historische Konstellation und soziokulturelle Erfahrung: Ihren Ausgang haben sie in den geopolitischen Prozessen der Dekolonisierung nach dem Zweiten Weltkrieg und im gesellschaftlichen und geistigen Kampf der Anti-Kolonialisten, wie er sich in den Schriften führender intellektueller Vertreter dieser Bewegung wie etwa Aimé Césaire oder Frantz Fanon artikuliert. Das Präfix „post“, das in den zum Teil scharf geführten Diskussionen stark umkämpft und umstritten ist,³ ist dabei in einem chronologischen Sinn zu verstehen, indem eine Verbindungslinie vom Kolonialismus über die Dekolonisierung bis hinein in die Gegenwart gezogen wird, um darauf aufmerksam zu machen, dass im Zuge der Globalisierung neue Formen der ökonomischen Abhängigkeit und politischen Bevormundung entstanden sind, die häufig unter dem Terminus „Neokolonialismus“ zusammengefasst und als direktes Erbe der kolonialen Herrschaft verstanden werden (Bachmann-Medick 2010, 184–185).⁴ Im Gegensatz zu linea-

² Die beste Einführung bietet noch immer Loomba 2005. Im deutschsprachigen Raum ist die Einführung von Castro Varela und Dhawan (2005) zu empfehlen, die auch zu einer kritischen Auseinandersetzung anregt. Bachmann-Medick situiert die „Postcolonial Studies“ im weiteren kulturwissenschaftlichen Diskurs (2010).

³ Das Präfix wird sowohl in einem zeitlichen, als auch in einem ideologischen Sinn verstanden, wobei gerade der letztere Aspekt problematisiert wird, da die (ökonomischen, politischen und kulturellen) Ungleichheiten nicht einfach nach der Dekolonisierung verschwunden sind – eine Bewertung, die durch den Terminus „Postkolonialismus“ aber häufig impliziert wird. Darüber hinaus ist auch die zeitliche Perspektive problematisch, da sich Prozesse der Dekolonisation über drei Jahrhunderte hingezogen haben, mit jeweils unterschiedlichen Erfahrungswerten. Siehe auch Loomba 2005, 12–13.

⁴ Robert Young etwa, einer der führenden Vertreter der „Postcolonial Studies“, sieht den Postkolonialismus dementsprechend vorwiegend als gesellschaftspolitisches Projekt, indem er auf die teils komplexen Migrationsbewegungen hinweist, die die Sozialstruktur der europäischen Staaten im Zuge des Zusammenbruchs der Kolonialreiche nachhaltig verändert haben, und auf das ökonomische Ungleichgewicht, das den ehemaligen Kolonialstaaten häufig nur den nachgeordneten Rang einer „third world“ zuspricht: „Postcolonialism names a politics and philosophy of activism that contests that disparity, and so continues in a new

ren Geschichtsbildern, die den Kolonialismus als eine Epoche betrachten, der zu einem klar markierten Ende gekommen wäre, „beschreibt“ der Postkolonialismus eine „relationale Perspektive, die die Unmöglichkeit aufzeigt, eine Geschichte des ‚Westens‘ ohne die Geschichte der Kolonialländer zu schreiben“. Er wird damit zu einer „Widerstandsform“, die die „Widersprüche historischer Prozesse“ wie die Dekolonisierung herauskehrt und „sowohl kulturelle als auch ökonomische Prozesse als sich bedingende Formationen des Kolonialismus betrachtet“ und „neben den offenkundigen materiellen Seiten kolonialer Herrschaft (...) die gewaltvolle Macht der Repräsentation untersucht“ (Castro Varela/Dhawan 2005, 24).

Damit ist der zweite verbindende Aspekt der postkolonialen Studien angesprochen: Ein zutiefst diskurskritischer Ansatz, der die westlichen Wissenssysteme und Repräsentationsformen kolonialer Macht in den Blick nimmt und deren neokoloniale Erscheinungsformen herausarbeitet. Paradoxerweise wurzelt diese koloniale Diskursanalyse dabei in den disziplinären Traditionen westlicher Universitäten,⁵ vor allem in der anglophonen Textkritik und der französischen Theorie, wie sie sich mit dem Poststrukturalismus und der Dekonstruktion, mit Michel Foucault, Jacques Derrida oder Jacques Lacan, verbindet. Vor dem Hintergrund der historischen Differenzenerfahrungen des Kolonialismus erfuhren diese theoretischen Ansätze dabei einerseits eine Politisierung; andererseits verlagerte sich der gesellschaftliche Aktivismus zunehmend auf die Ebene einer epistemologischen Kulturanalyse – oder, wie Bachmann-Medick zusammenfasst: „War zunächst noch das politische Engagement im Zusammenhang der postkolonialen Befreiungsbewegungen die entscheidende Triebkraft, wird es dann zunehmend der Diskurs, der als Konstitutionsmoment des Kolonialismus erkannt wird“ (Bachmann-Medick 2010, 189). Einander ausschließende, oppositionell gelagerte Begriffspaare, mit denen Hierarchien und Differenzen – wie etwa Kultur-Natur, Zivilisation-Wildnis, Weiß-Schwarz – festgeschrieben wurden, wurden dabei als „eurozentrisch“ ausgewiesen und einer Analyse unterzogen, die die Konstruktivität der kolonialen Wissensordnungen und der westlichen Identitätskonzepte herauskehrte, die sich im Gegensatz und in Abkehr vom jeweils „Anderen“ ausformten. Im Kern

way the anti-colonial studies of the past. It asserts not just the right of African, Asian, and Latin American peoples to access resources and material well-being, but also the dynamic power of their cultures, cultures that are now intervening in and transforming the societies of the west“ (Young 2003, 4).

⁵ Die zunehmende Institutionalisierung der „Postcolonial Studies“ und ihre Verortung innerhalb der westlichen Akademien wird dabei von postkolonialer Perspektive selbst kritisch betrachtet. Für den indischen Marxisten Ahmad ist die postkoloniale Theorie selbst ein Produkt des Westens, das die „dritte Welt“ diskursiv vereinnahmt und die Dynamik der Widerstandsbewegungen zu zähmen versucht. Außerdem lassen die stark poststrukturalistischen Studien auch die materiellen Prozesse und Realitäten des Kolonialismus außer Acht (Ahmad 1992). Darüber hinaus wird die zum Teil stark verklausurierte Darstellungsweise führender Wissenschaftler wie Spivak oder Bhabha als zu elitär kritisiert, da deren Theorien zwar vorgeben emanzipatorisch wirken zu wollen, im Grunde aber nur in einem Spezialistendiskurs diskutiert werden können.

geht es in der kolonialen Diskursanalyse um das Herausarbeiten „der Machtabhängigkeit kultureller Repräsentationen“ und um die „Bedeutung diskursiver Macht“ (189–190), die neben dem ökonomisch-materiellen Asymmetrieverhältnis die Beziehung zwischen Kolonialherren und Kolonisierten bestimmte. Mittlerweile hat sich dabei der Akzent weg von den dominanten Wissensordnungen der westlichen Kulturen hin auf die Möglichkeiten und Grenzen der Artikulation marginalisierter Erfahrungen des Kolonialismus verlagert, wodurch sogenannte „subalterne“ Wahrnehmungen und Perspektiven zunehmend in den Blick rücken.⁶ Das ist vielleicht auch als ein Versuch zu sehen, den hohen und oft schwer zugänglichen Theorien einen Ansatz an die Seite zu stellen, der das ursprüngliche Ziel der postkolonialen Studien, nämlich denen eine Stimme zu geben, die sonst sprachlos sind, vor der einseitigen Vereinnahmung durch einen elitären Intellektuellendiskurs zu bewahren.

Die koloniale Diskursanalyse ist untrennbar verknüpft mit Edward Saids bahnbrechender Studie „Orientalism“, die erstmals 1978 erschien. Darin zeigt der ursprünglich in Palästina geborene Literaturwissenschaftler anhand der Wissenschaftsdisziplin des „Orientalismus“, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu etablieren begann, auf, wie der „Orient“ durch westliche Repräsentationen diskursiv hervorgebracht wurde. Historisch koinzidierte die Entstehung dieser Disziplin mit der herrschaftlichen Durchdringung des „Ostens“, wodurch die Schaffung neuer politischer Einflussbereiche und geographischer Entitäten mit der Produktion von Wissen über die Kulturen und Länder des „Orients“ in gegenseitigem Verweisungszusammenhang standen. Dabei führt Said nicht nur vor, wie der „Orient“ zu einer literarischen Projektionsfläche wurde, auf deren Basis Selbst- und Fremdbilder entstanden, sondern auch, wie die imperialistische Ideologie und Machtkontrolle darin explizit bestätigt wurden, indem die „Superiorität“ Europas und seiner Kultur herausgestellt wurde.⁷ Der Zusammenhang zwischen westlichen Wissensordnungen und kolonialen Machtzentralen, den Said herausarbeitet, ist dabei von einer Dialektik geprägt: So halfen „westliche Wissens- und Repräsentationssysteme bei der materiellen und politischen Unterwerfung der nicht-westlichen Welt“, während die „Macht der Konstruktionen“ ihren „Effekt“

⁶ „Subalternität“, ein Begriff, der zunächst aus der militärischen Rangfolge kommt, wurde vor allem von der indischen Literaturwissenschaftlerin Gayatri Spivak übernommen, um ungleiche Machtverhältnisse und Formen der Sprachlosigkeit in postkolonialen Gesellschaften zu thematisieren, wie etwa die Rolle von Frauen, die einerseits ökonomisch ausgebeutet werden und andererseits in patriarchale Strukturen eingegliedert sind. In ihren Schriften geht es daher um die Möglichkeiten und Grenzen einer Geschichte „von unten“ und um die Frage, ob „subalterne“ Gruppen eine eigene Stimme bzw. Handlungsmacht haben, oder ob stellvertretend für sie gesprochen werden muss (Spivak 2007).

⁷ Wie sehr auch die heutige kulturelle Imagination noch von derartigen Selbst- und Fremdbildern bestimmt ist, zeigen, nebenbei bemerkt, etwa Kinohits wie die Hollywood-Hochglanz-Schlachtfeste „300“ und „300 – Teil 2“, die die Verteidigung Griechenlands bzw. der westlichen Welt gegen ein despotisches, zutiefst negativ gezeichnetes Persien zur Zeit der sogenannten „Perserkriege“ vorführen.

aus „einer realen, materiellen Herrschaft des Westens über den Osten“ bezogen (Castro Varela/Dhawan 2005, 35).⁸

Einen entscheidenden Einfluss hatten dabei auch Geschichtsbilder, die auf die griechisch-römische Antike rekurrierten. Dies wird bereits im Begriff „Kolonialismus“ selbst deutlich, der sich aus dem Lateinischen „*colonia*“ ableitet und ursprünglich „Niederlassung“ oder „Ansiedlung“ bedeutet, der sich schließlich aber auch auf römische Siedlungen außerhalb Roms bezog, die zunächst vor allem militärische Bedeutung hatten und über einen komplexen Bürgerrechtsstatus mit der Mutterstadt Rom verbunden blieben. Obgleich die Pflanzstädte der Antike abgesehen vom Begriff wenig mit den kolonialistischen europäischen Unternehmungen der Neuzeit zu tun haben, so bestand doch ein diskursives sowie imaginatives Band, über das man mit den griechischen und römischen Feldherren und Eroberern der Antike verbunden war. Besonders in Großbritannien wurde das eigene Imperialreich immer wieder mit dem der Römer verglichen (Goff 2005, 6–19), um ein Modell für Machtkontrolle, aber auch eine Warnung vor Augen zu haben, was passieren konnte, wenn man nicht verantwortungsvoll mit dem eigenen Machtgebilde umging – Edward Gibbons monumentales Werk „*The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*“, das in insgesamt sechs Bänden zwischen 1776 und 1789 erschien, fungierte dabei gewissermaßen als Interpretationsfolie, auf deren Grundlage diese Diskussionen geführt werden konnten. Neben einem eifrig vertretenen Philhellenismus, in dessen Zuge in emphatischer Rezeption der Antike europäische Selbstbilder erzeugt wurden, die forderten, das „eigene“ kulturelle Erbe vor den osmanischen „Barbaren“ zu verteidigen, war es auch das Vordringen in weiter entfernte Gebiete wie Ägypten oder gar Indien, das zu einer intensiven Beschäftigung mit antiken Texten und Hinterlassenschaften einlud.

Der französische Althistoriker Pierre Briant hat kürzlich aufgezeigt, wie der Eroberungszug Alexanders des Großen in der Zeit der Aufklärung zu einem Modell imperialer Herrschaft wurde: Montesquieus Werk „*L’Esprit des Lois*“ (1748) etwa interpretierte den Alexanderzug als ein Unternehmen, das anstelle des despotischen persischen Regimes ein auf Gemeinwohl hin orientiertes hellenisches Reich setzte, das durch kommunikative und ökonomische Netzwerke verbunden war – eine Idee, die vor allem im britischen Diskurs auf fruchtbaren Boden stieß, war man dort doch darauf bedacht, ein Modell für einen zivilisationsstiftenden Kolonialismus zu entwickeln, der zugleich neue Handelswege und Absatzmärkte auf tun würde (Briant 2012, 327–420). Greifbar

⁸ Saids (an Foucault geschulte) Diskursanalyse hat die Verbindungen zwischen diskursiven Praktiken und kolonialer Machtausübung, zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren aufgezeigt; andererseits postuliert er eine durchgängige binäre Opposition zwischen „Ost“ und „West“, die sich seit der Antike nicht verändert habe, was ihm den Vorwurf eingebracht hat, historische Entwicklungen zu homogenisieren. Des Weiteren ist an seinem Ansatz problematisch, dass er kaum die Möglichkeit des Widerstandes gegen als übermächtig eingestufte diskursive Ordnungen zugestehen will und die Handlungsmacht kolonialisierter Akteure als gering eingeschätzt wird (Loomba 2005, 42–53).

sind diese Ideen für uns heute noch beispielsweise in den Schriften und Reden des Whig Politikers Thomas Babbington Macaulay (1995 [1835]), der auf seinem Weg zu seinem kolonialen Posten in Indien die griechischen und römischen Klassiker las und der betonte, dass für die Beherrschung Indiens die Kenntnis des Altgriechischen wichtiger sei, als das Erlernen von Hindi oder Urdu (Goldhill 2011, 2–3). Simon Goldhill sieht dementsprechend die Entwicklung der „Classics“, also das Studium von Latein und Altgriechisch, das Lesen des antiken Kanons und die Beschäftigung mit der antiken Geschichte, als eng verknüpft mit den Machtstrukturen des Empire: „Classics has a reputation of being the imperial subject par excellence (...) Part of the justification of the continuing study of Classics was that it formed, as well as informed, the mind, and formed the mind not just for a gentleman but for a figure of authority. A training in how to rule“ (2). Das ursprünglich vor allem humanistisch geprägte Interesse an der Antike, das das Lesen von Klassikern wie Plutarch auch zur eigenen moralischen Erbauung propagierte, erhielt vor diesem Hintergrund eine nun auch politische Relevanz. Diese ist auch ersichtlich in der „Description de l’Égypte“, die zwischen 1809 und 1823 in insgesamt 23 Bänden erschien (Saïd 2003 [1978], 79–92). Durchgeführt wurde die enorme Text- und Bildsammlung vom während des napoleonischen Eroberungsfeldzuges in Ägypten gegründeten „Institut d’Égypte“, das die reichhaltige kulturelle Geschichte Ägyptens, welches als Schnittstelle zwischen Orient und Okzident gesehen wurde, neu aufarbeiten und für die Nachwelt erhalten sollte. Dabei hatte dieses Unternehmen Napoleons freilich nicht nur eine kulturelle, sondern auch eine politische Stoßrichtung, die sich aus der Symbolkraft des Landes speiste, wobei wiederum die antike Geschichte instrumentalisiert wurde – wie Edward Saïd das Unternehmen zusammenfasst:

„Because Egypt was saturated with meaning for the arts, sciences, and government, its role was to be the stage on which actions of a world-historical importance would take place. By taking Egypt, then, a modern power would naturally demonstrate its strength and justify history; Egypt’s own destiny was to be annexed, to Europe preferably. In addition, this power would also enter a history whose common element was defined by figures no less great than Homer, Alexander, Caesar, Plato, Solon, and Pythagoras, who graced the Orient with their prior presence there. The Orient, in short, existed as a set of values attached, not to its modern realities, but to a series of valorized contacts it had had with a distant European past. This is a pure example of the textual, schematic attitude I have been referring to.“ (84–85)

Die Bedeutung, die die Rezeption der Antike im Zeitalter des Kolonialismus und des Imperialismus hatte, bietet noch ein ganzes Bündel historischer Zusammenhänge, die an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden sollen. Deutlich geworden sein sollte aber, warum die Antikenrezeption als ein integraler Bestandteil kolonialer Diskurse auch heute noch, im sogenannten Postkolonialismus, eine Rolle spielt. Im Folgenden sollen nun kurz drei Hauptstränge der postkolonialen Diskussion aufgezeigt werden, in

denen immer wieder ein Rückgriff auf die Antike bzw. auf antike Texte erfolgt: im sog. Kulturnationalismus, im „Writing Back“-Paradigma und im „Hybridität“-Diskurs.⁹

Kulturnationalismus

In seinem Essay „Our America“ (1891) schrieb der kubanische Revolutionär José Martí, der im Unabhängigkeitskampf gegen Spanien beteiligt war:

„To know one’s country and govern it with that knowledge is the only way to free it from tyranny. The European university must bow to the American university. The history of America, from the Incas to the present, must be taught in clear detail and to the letter, even if the archons of Greece are overlooked. Our Greece must take priority over the Greece which is not ours. We need it more.“
(Martí 1977 [1891], 88)

Martí Zitat ist ein paradigmatisches Beispiel für den starken „nationalen Bezugsrahmen, der Bewegungen um nationale Unabhängigkeit widerspiegelt“. Wie Katja Sarkowsky anmerkt, „wird im Kontext dieser Bewegungen (...) Nationalkultur meist als ein diskursives Konstrukt benannt, *strategisch* wird sie jedoch oft zur unhinterfragbaren Basis für den anticolonialen Widerstand und den postkolonialen Gesellschaftsaufbau definiert“ (Sarkowsky 2011, 78; Hervorhebung im Original). Beispielhaft wird in diesem Zusammenhang häufig Frantz Fanon¹⁰ angeführt, der einen Bezug auf afrikanische Kulturformen stark machte, um durch deren „positive Neubewertung“ unter anderem zum „kulturellen Selbstbewusstsein“ beizutragen (78). Diese Kultur wird dabei zwar nicht nur im Rückgriff auf eine vorkoloniale Vergangenheit konstruiert, sondern ist durchaus als dynamischer, offener Prozess konzipiert, in dem „nationale“ kulturelle Ausdrucksformen überhaupt erst noch geschaffen werden müssen, aber wird „dennoch“, wie Sarkowsky weiter erläutert, „durch ihre Funktion für den Unabhängigkeitskampf und den Aufbau der Nation als definierbar und essentiell abgrenzbar“ (79).¹¹

Dabei fußt der Kulturnationalismus zunächst in der Besinnung auf eine gemeinsame kulturelle Vergangenheit, die man der hegemonialen Kultur der Kolonialherren entgegenhalten konnte, um verdrängte Gedächtnisinhalte und Traditionen als eine Quelle der kollektiven Identität, des Lebenswissens und des Widerstandes wiederzuentdecken. Dies wird in Martí Zitat deutlich, wenn er die Geschichte Amerikas mit der Geschichte Griechenlands kontrastiert, die die europäischen Kolonialherren für

⁹ Die Gliederung orientiert sich an der Übersichtsdarstellung bei Sarkowsky 2011.

¹⁰ Der Arzt aus Martinique führte außerdem eine psychoanalytische Perspektive in den (post)kolonialen Diskurs ein und verlagerte den Blick hin auf die subjekthafte Erfahrung des Kolonialismus. Beispielhaft Fanon 2004 [1961].

¹¹ Zur Rolle von Nationalismus und Pan-Nationalismus im postkolonialen Diskurs siehe Lomba 2005, 154–179.

sich in Anspruch genommen hatten, um ihre kulturelle Superiorität und ihr eigenes kulturelles Erbe zu propagieren (Greenwood 2009, 653). Nicht zuletzt waren die alten Sprachen, Texte und Geschichten integraler Teil des Lehrplans, wie er von den Kolonialmächten in den kolonisierten Gebieten durchgesetzt wurde – von Indien bis in die Karibik und „Lateinamerika“ (Goff 2013). Diese Version „Griechenlands“ wird damit einerseits zurückgewiesen, andererseits aber auch in das diskursive Gerüst einer eigenen Nationalkultur eingegliedert als „our Greece“, das man von einem anderen abgrenzen kann, und das als Ort eines kulturellen Gedächtnisses fungiert, dessen man bedarf.

Dieses spannungsreiche Verhältnis, mit dem man in ehemaligen Kolonien der antiken Tradition begegnet, reicht damit von Abwehr bis hin zu einer imaginativen oder diskursiven Vereinnahmung. Letzterer Aspekt ist einer der interessantesten, aber zugleich auch problematischsten, wenn es um die Antikenrezeption in postkolonialen Kontexten geht. Er zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass er in der Fachwissenschaft selbst diskutiert wird, wo er sich mit dem Begriff des sog. „Afrocentrism“ verbindet. Obgleich dieser bereits seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geführt wurde, war es vor allem die Veröffentlichung von Martin Bernal's „Black Athena: The Afroasiatic Roots of Classical Civilization“ im Jahre 1987, das diesem Forschungsstandpunkt zu enormer Aufmerksamkeit und zu neuem Aufschwung verhalf. Bernal, ein Sinologe, konstatiert in seinem insgesamt dreibändigen Werk,¹² (vereinfacht gesagt) die These, dass die Griechen der Antike ein hybrides kulturelles Modell vertraten und sich bewusst waren, dass sie ihre wesentlichen kulturellen Errungenschaften von asiatischen oder afrikanischen Kulturen übernommen hatten. Ein Modell, das Bernal zufolge im Zuge des 19. Jahrhunderts durch ein „arisches Modell“ abgelöst wurde, das rassenideologisch beeinflusste Historiker geschaffen hatten, um asiatische oder semitische Einflüsse aus dem kulturellen Erbe der Antike zu verdrängen und vorzuführen, dass Griechenland von Einwanderergruppen aus dem „Norden“ und nicht aus dem Osten oder Süden besiedelt worden war.

Bernal's komplexe Studie, die einerseits durch eine weite historische Perspektive und profunde Literaturkenntnis gekennzeichnet ist, die andererseits aber auch zu Recht wegen ihrer häufigen argumentativen Inkonsistenzen und methodologischen Schwächen kritisiert wird (Goff 2005, 15–16), kann hier im Einzelnen nicht weiter diskutiert werden. Entscheidend für das vorliegende Thema ist vielmehr ihre eigene Rezeption, die nur selten durch eine fundierte Auseinandersetzung mit dem hybriden Kulturmo-

¹² Der für diesen Aufsatz verwendete erste Band untersuchte die diskursive und wissenschaftliche „Fabrication of Ancient Greece“ im 19. Jahrhundert, das durch eine westlich-imperialistische und letzten Endes rassistische Sichtweise geprägt war. Während dieser Band durchaus positiv besprochen wurde, sind die Folgebände (1991 und 2006), die linguistische und archäologische Beweise für seine These zu liefern suchen, dass das antike Griechenland auf afrikanischen Grundlagen fußte, sehr viel kritischer und mit reichlich Polemik diskutiert worden. Einen guten Einblick über die Thesen Bernal's liefert van Binsbergen 2011, aktueller und methodologisch ausgefeilter Orells/Bhambra/Royonon 2011.

dell der antiken Zivilisationen geprägt ist, sondern dass auf beiden Seiten der Debatte – sowohl unter den zahlreichen Gegnern wie auch unter den Befürwortern Bernals – kulturelle Modelle bevorzugt werden, die auf Abgrenzbarkeit und Exklusion beruhen. „Afrocentrists“ proklamieren die antike Kultur als eine afrikanische Errungenschaft, die von Europäern zunächst übernommen und dann gestohlen wurde, womit sich das Bedürfnis verbindet, die eigenen kulturellen Wurzeln aufzuwerten und identitätsstiftend wirken zu lassen, während eurozentrisch orientierte Forscher entgegen, dass die antike Kultur „not out of Africa“ kam (Lefkowitz 1996). Diese Debatten, die häufig mehr durch Polemik als durch seriöse Wissenschaftlichkeit gekennzeichnet sind, werfen jedenfalls ein Schlaglicht auf die Bedeutung, die der diskursive und symbolische Kampf um das kulturelle Erbe der Antike im postkolonialen – und hier insbesondere im pan-nationalistischen – Kontext hat.

„Writing Back“-Paradigma

In anderer Form trifft dies auch auf das sog. „Writing Back“-Paradigma zu: Der Begriff „Writing Back“ wurde ursprünglich 1982 von Salman Rushdie in einem Aufsatz über die neuen Literaturen Afrikas, Asiens und der Karibik verwendet und 1989 von Bill Ashcroft, Gareth Griffith und Helen Tiffin für deren ausgesprochen einflussreiches Buch „The Empire Writes Back“ wiederaufgegriffen. Darin beschreiben sie die Art und Weise, in der postkoloniale Literaturen imaginativ die kanonischen Texte und Narrative der westlichen Welt umschreiben und dadurch unterminieren, dass sie ausgegrenzte Erfahrungsschätze und Erzählweisen, wie etwa die „oral poetry“ oder Kreolisierungen der Sprache, auf das koloniale Zentrum zurückleiten. „Writing Back“ wird damit „eine Strategie des Widerstandes und der Subversion (...), die epistemologische Grundannahmen eines eurozentrischen Weltbildes radikal in Frage stellt“ (Sarkowsky 2011, 81). Der koloniale Diskurs wird dadurch von seinem Kern her dekonstruiert und imaginativ neu zusammengefügt:

„The rereading and rewriting of the European historical and fictional record is a vital and inescapable task at the heart of the post-colonial enterprise. These subversive manoeuvres, rather than the construction of essentially national or regional alternatives, are the characteristic features of the post-colonial text. Post-colonial literatures/cultures are constituted in counter-discursive rather than homologous practices.“ (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989, 196)

Das Aufgreifen und subversive Gegen-den-Strich-Lesen bzw. -Schreiben der westlichen Klassiker ist aber nicht automatisch mit einer Zurückweisung des westlichen Literatur- und Wissenskanons gleichzusetzen, sondern stellt eine produktive Auseinandersetzung mit ihm dar, indem seine „universalen Ansprüche“ zurückgewiesen und

„postkoloniale subalterne Subjekte wieder handlungsmächtig und sprachfähig werden“ (Bachmann-Medick 2010, 195).

Auch der Kanon der antiken Literatur, und hier vor allem die Epik, wurde in diesem Zusammenhang zu einer Folie, auf der sich postkoloniale Autoren mit einem kulturellen Erbe auseinandersetzen, das von seiner imperialen Instrumentalisierung gelöst und in einem stärker kulturübergreifenden, universalen Kontext verortet wurde. Beispielfähig kann dies an dem epischen Gedicht „Omeros“ (1990) des karibischen Schriftstellers Derek Walcott aufgezeigt werden, der 1992 den Literaturnobelpreis erhielt. Bereits der Titel des Gedichts verweist auf den antiken Dichter Homer, während die Silbe „mer“ einen weiteren Referenzrahmen aufschlägt, der in seinem Werk behandelt wird, namentlich das Meer und die Inselkultur, die Walcott als Verbindungslinie der Karibik zum antiken Griechenland sieht. Tatsächlich steht er damit in der Tradition kolonialer Einwanderer wie James Anthony Froude, der 1887 in seinem Reisebericht „The English and the West Indies; Or, the Bow of Ulysses“, die karibischen britischen Kolonien mit der Ägäis verglich und sich selbst als einen modernen Odysseus stilisierte, der fernab der Heimat die Pflicht seines Mutterlandes erfüllte (Greenwood 2010, 20–35). Seine eigene literarische Auseinandersetzung mit dem homerischen Epos hatte, wie Emily Greenwood herausgestellt hat, „the unwitting effect of making the reinterpretation, or counter-interpretation, of this myth a vital part of the creative imagination of Anglophone Caribbean literature“ (Greenwood 2007, 195). Kolonialisten wie Froude haben demnach, da sie den antiken Kanon als Interpretationsfolie ihrer imperialistischen Unternehmungen verwendeten, selbst dazu beigetragen, dass Motive der antiken Literatur zu einem kolonialen Topos wurden, der durch Autoren wie Walcott aufgegriffen und umgewandelt wurde.

Walcotts „Omeros“ greift dabei sowohl erzählerische Strukturen und Motive der „Ilias“ und der „Odyssee“ auf und verlagert sie in einen karibischen, postkolonialen Kontext, indem er einen weiten kulturellen und geographischen Referenzrahmen aufspannt, den er durch literarische Strategien der Selbst-Referentialität, Intertextualität und der Imitation mündlicher Formen des Erzählens ausfüllt. Die Haupthandlung spielt auf der Karibikinsel St. Lucia, die in der Kolonialzeit – in Anspielung an den Mythos des Helenaraubs als Auslöser des trojanischen Krieges – den Spitznamen „Helen of the West Indies“ erhielt, da sie häufig zwischen englischer und französischer Oberhoheit ausgetauscht wurde. Dementsprechend wird die Insel in „Omeros“ als „Helen“ personifiziert, während auch eine der Figuren, ein Hausmädchen, diesen Namen trägt, die von den Fischern Achille und Hector umworben wird. Die antike Heroenepik wird dabei in einem Spiel von Zeichen und im ständigen Wechsel von Zeit- und Handlungsebenen aufgelöst, sodass das scheinbar alltägliche Leben einer Karibikinsel eine ästhetische Bearbeitung und Überhöhung findet und die Karibik als „neue Ägäis“ dem antiken Griechenland zur Seite gestellt wird (Greenwood 2010, 35). Dadurch wird die Karibik selbst in eine historische Tradition eingebunden, die einerseits das europäische Kolonialerbe inkorporiert, aber andererseits auch die Erinnerung an die Sklaverei be-

ständig wachhält: So unternimmt der Fischer Achille im Laufe des Gedichts eine imaginative „katabasis“, eine Reise in die Unterwelt, in deren Verlauf er die sog. „Middle Passage“, also den Transport von verschleppten afrikanischen Sklaven in die „Neue Welt“ nachempfindet und die ihn in seine Heimat Afrika führt. Dadurch wird es Walcott möglich, subalterne Stimmen und Gedächtnisinhalte im Sinne Gayatri Spivaks in das Gewand einer mythischen Erinnerung zu kleiden. Der gegendiskursive Effekt wird dabei ganz am Ende von „Omeros“ deutlich, das die Eröffnungszeilen der „Ilias“ aufgreift und umschreibt:

„I sang of quiet Achille, Afolabe's son
who never descended in an elevator
who had no passport since the horizon needs none
never begged nor borrowed, was nobody's waiter,
whose end, when it comes, will be a death by water
(which is not for this book, which will remain unknown
and unread by him). I sang the only slaughter
that brought him delight, and that from necessity –
of fish, sang the channels of his back in the sun.“
(Walcott 1990, 320)

Hybridität

Derek Walcotts Gedicht eignet sich auch gut, um den dritten Komplex postkolonialer Theorie zu diskutieren, in dem Antikenrezeption eine Rolle spielt, nämlich den Diskurs um Hybridität. Ursprünglich aus der Biologie entlehnt, wo er, freilich nicht unproblematisch, mit Fragen der Rassenlehre in Verbindung stand, wurde der Begriff in den 1990er Jahren von dem indisch-amerikanischen Literaturwissenschaftler Homi Bhabha auf kulturelle Kontexte übertragen und ist mittlerweile zu einem Schlüsselbegriff avanciert, der auch weit über die postkoloniale Theorie hinaus Verwendung findet (Bhabha 1994). Bhabha beschrieb mit dem Terminus die britische Kolonialherrschaft in Indien, die er zwar als ein asymmetrisches Ungleichheitsverhältnis ansieht, die aber in kultureller Hinsicht von einem gegenseitigen Verweisungszusammenhang charakterisiert war. So implementierten die Briten zwar Lehrpläne, trieben die Verbreitung der englischen Sprache voran und brachten christliche Missionare mit sich, aber das führte, wie Bhabha herausstellt, nicht zu einer Homogenisierung der britischen Kolonialkultur, da sie eben nicht nur unidirektional verlief. Im Gegenteil: Kulturen sind für Bhabha durch eine Porosität und Nicht-Intentionalität geprägt, die beim Kontakt mit einer anderen Kultur eine „borderline experience (...) *in-between* colonizer and colonized“ (Bhabha 1994, 206; Heraushebung im Original) auftritt. Statt eine ontologische Abgrenzung zwischen „europäischer“ und „orientalischer Kultur“ festzuschreiben, eröffnet der Kulturkontakt einen Zwischenraum, einen sog. „third space“, der durch

das Ineinandergreifen verschiedener kultureller Formationen, Texte und Ausdrucksformen, durch Übersetzungsphänomene und konstruktive Konstituierungsprozesse charakterisiert ist. Der Kulturbegriff wird dabei auf eine epistemologische, „programmatisch-systematische Analyseebene“ (Bachmann-Medick 2010, 199) gehoben und zugleich dynamisiert, indem Kulturen nicht als statische Einheiten, sondern als Räume des Austauschs konzipiert werden, die sich in einem beständigen Transformationsprozess befinden.

Dieses Konzept hat äußerst einflussreich auf die Analyse von Antikenrezeption in postkolonialen Kontexten gewirkt. Barabara Goff und Michael Simpson haben beispielsweise in ihrem Sammelband „Crossroads in the Black Aegean: Oedipus, Antigone, and Dramas of the African Diaspora“ (2007) in Anspielung an Paul Gilroys „Black Atlantic“¹³ den Begriff „Black Aegean“ geprägt. Sie verstehen ihn zum einen in einem räumlichen Sinn, indem auf die Verbindungslinien zwischen der Ägäis, Afrika und dem Atlantik als einem Raum des Kulturkontakts hingewiesen wird, den sie dementsprechend als „triangle“ (38–39) bezeichnen. Durch die Analyse der postkolonialen Rezeption der thebanischen Tragödien des antiken Dramatikers Sophokles durch afrikanische Literaten weisen sie aber auch auf die imaginative und produktive Qualität der Kulturbegegnung hin, die durch den Kontakt zwischen einem antiken Text und Kulturen entsteht, die durch koloniale Ideologien eigentlich von dem griechisch-römischen Erbe der Antike ausgeschlossen worden waren. Diesen Austausch begreifen sie als „fluid and multi-directional‘ zone of linked or networked sites which trade in representations of Ancient Greece“ (Goff 2013, 6), wobei diese „transmission“ nicht nur im Sinne einer monodirektionalen Übertragung des kulturellen Erbes der Kolonialisten auf die Kolonisierten, sondern als Dialog und produktives Aushandeln der griechischen Klassiker verstanden werden soll (Goff/Simpson 2007, 39), die weder nur in einem europäischen noch in einem afrikanischen Kontext ihr Zuhause haben, sondern im Zwischenraum zwischen den Kulturen ihren Platz finden.

Auch Emily Greenwood hat in ihrer Monographie „Afro-Greeks“ (2010) für die Analyse der Rezeption der Antike in der postkolonialen Karibik ein hybrides Kulturmodell vorgeschlagen, was bereits durch den Titel des Buches deutlich wird, der „a conjuncture between spheres of culture that are seemingly incommensurable and (...) the simultaneous tension and mutuality at the heart of this relationship“ (8) deutlich machen soll. Sie zeigt, dass die „reception of ancient Greece and Rome in anglophone Caribbean literature works both ways“ (2), dass die Neubearbeitung und -aufnahme antiker Texte in postkolonialen Räumen sowohl auf die Kultur der Rezipienten als auch auf die Texte selbst zurückwirkt, die dadurch neue Bedeutungsebenen erhalten.

¹³ Gilroys Monographie prägt den Begriff „Black Atlantic“ um Phänomene der Diaspora zu untersuchen; dadurch wird es möglich, das intellektuelle und diskursive Modell „Afrikas“ geographisch nicht auf dem Kontinent zu verorten, sondern in einer transnationalen Sphäre, die sich eng mit dem Sklaventransport in die „neue Welt“ über den Atlantik verbindet (Gilroy 1993).

Gleichzeitig macht dieser Ansatz die Zirkulation dieser Texte außerhalb ihres Entstehungskontexts für Formen des interkulturellen Dialogs produktiv und weist eine oppositionell gelagerte Hierarchie zwischen den Kulturen, zwischen Ursprung und Nachkommenschaft zurück (Goff 2013, 7). Dadurch widersetzt sich Greenwoods Ansatz falschen Genealogien und kulturellen Traditionen, die das antike Griechenland für den „Westen“ oder für „Europa“ vereinnahmen wollen und plädiert für eine „Dekolonisation“ der klassischen antiken Literatur (Greenwood 2010, 2–3). Der antike Kanon erhält dadurch eine universale, interkulturelle Qualität und wird selbst zum Verhandlungsort von Identität bzw. Hybridität. Das macht Walcotts „Omeros“ deutlich, das sich einerseits an antike epische Traditionen anlehnt, vielerlei intertextuelle Bezüge zu europäischen Nachfolgetexten Homers wie von Dante oder Joyce enthält und sich zugleich der Mittel der Kreolisierung von Sprache und des mündlichen Erzählens bedient. In Walcotts Text ist diese Hybridität dabei aber nicht bloß auf literarische Formen oder Sprachspiele reduziert, sondern umfasst auch eine Verhandlung von Identität und Ethnizität. Dies wird bereits in einem von Walcotts bekanntesten Gedichten, „The Schooner *Flight*“ (1979), deutlich, wo es heißt:

„I’m just a red nigger who love the sea,
I had a sound colonial education,
I have Dutch, nigger, and English in me,
and either I’m nobody, or I’m a nation.“
(Walcott 1986, 346)

Wie „Omeros“, greift auch „The Schooner *Flight*“ Motive der Namenlosigkeit – als eine Anspielung auf Odysseus in der „Odyssee“ – und der Nation auf und bringt eine distinkte lokale Geschichte mit einer sehr viel heterogeneren, universelleren Erfahrung zusammen, um das Gefühl einer Hybridität auszudrücken, das bei Walcott stellvertretend für den postkolonialen Zustand schlechthin ist. Dadurch tut sich ein diskursiver Raum auf, in dem kulturelle Identitäten und Traditionen neu zusammengebracht und verhandelt werden können.

Postkoloniale Lektüren klassischer Texte – die Kyklopenepisode der „Odyssee“

Dass diese produktive Auseinandersetzung mit antiken Texten in postkolonialen Kontexten tatsächlich nicht nur einseitig verläuft, dass sie also nicht nur das Material liefern, das dann einer ästhetischen Bearbeitung zugeführt wird, sondern dass der Postkolonialismus die Rezeption und Aufnahme des klassischen Kanons selbst verändert, soll abschließend am Beispiel der sog. „Kyklopeia“, der Kyklopenepisode der „Odyssee“, vorgestellt werden. Die „Odyssee“ ist in vielerlei Hinsicht der zentrale antike Text, der im Zeitalter der Moderne, aber auch lange zuvor, intensiv rezipiert und

umgeschrieben worden ist.¹⁴ Dabei weist er selbst bereits „moderne“ Züge auf: Die Welt, die Handlung und die Charaktere, vor allem der Protagonist Odysseus, dessen charakteristisches Merkmal in der Erzählung die Verkleidung, das Verstellen und die Lüge sind, sind durch komplexe selbstreferentielle Bezüge, Strukturen des *Mise en abyme* und unterschiedliche Erzählstimmen multiperspektivisch gebrochen, wobei die Handlungsebene beständig zwischen der realen Welt und ihrer Geographie und einer Fantasiewelt und deren Utopie divergiert. Rezeptionsästhetisch gewendet unterläuft der Text damit bereits den Versuch, in ihm eine allgemeingültige, kohärente und einheitliche Bedeutung zu lesen, sodass ein weiter Spielraum für Interpretation und Umarbeitung geöffnet wird, die dem homerischen Epos bis heute seinen zentralen Platz im literarischen Kanon sichert (Hardwick 2007).

Besonders die berühmte Erzählung vom Abenteuer des Odysseus und seiner Gefährten auf der Insel der Kyklopen hat seit der Antike zahlreiche künstlerische Reaktionen herausgefordert und die Imagination der Nachwelt entscheidend geprägt. So war dieser Teil der Irrfahrten des Odysseus bereits in der griechisch-römischen Antike ein bevorzugtes Motiv auf Vasen und hat auch in der Neuzeit immer wieder Maler zu verschiedenen Werken angeregt (Hall 2008, 90). Das liegt einerseits an der bilder- und assoziationsreichen Darstellung der Kyklopininsel und der Höhle des Kyklopin Polyphem, andererseits aber auch an dessen eigener übermenschlichen Monstrosität, die ihm von Anfang an in der Erzählung den Status des absolut „Anderen“ zuweist. Darüber hinaus nimmt dieser Teil der Irrfahrten in Homers Erzählung einen entscheidenden Platz ein, auf den immer wieder – auch in unterschiedlichen Deutungen – verwiesen wird. Umrahmt wird die Episode von dem Aufenthalt des Odysseus bei dem mythischen Volk der Phäaken, denen er beim gemeinsamen Gastmahl seine Abenteuer schildert und von wo er, im nunmehr zehnten Jahr seiner immer wieder verzögerten Rückkehr von der Eroberung und Zerstörung Trojas, endlich auf seine Heimatinsel Ithaka zurückkehren will. Bereits kurz nach der Abfahrt von Troja kamen er und seine Gefährten in einen Sturm bei Kap Malea (Hom. Od. 9.80–81) und wurden in zum Teil bisher unbekannte, fantastische Teile des Meeres verschlagen wie auf die gänzlich unbewohnte Ziegeninsel, die durch eine pastorale, unberührte Naturlandschaft gekennzeichnet ist. Getrieben von Neugier machen sich Odysseus und seine treuesten Gefährten auf zur benachbarten Insel der Kyklopin, da Odysseus erkunden will, von welchem Charakter diese riesenhaften Kreaturen sind (9.174–175). Sie gelangen zu der abgelegenen Höhle des Polyphem, die sie verlassen vorfinden und wo sie sich ohne Einladung an dessen Vorräten verköstigen. Als der Kyklop mit seinen Schafen zurückkehrt, verschließt er die Höhle durch einen überdimensionierten Stein und entdeckt die Eindringlinge. Anstatt auf das Gebot der Gastfreundschaft einzugehen, wonach er diese als Gäste zu empfangen und zu beschenken habe, beginnt er, einen nach

¹⁴ Die beste Arbeit zur Rezeptionsgeschichte der „Odyssee“ bietet Hall 2008. Die unten skizzierte Rezeption im postkolonialen Kontext lehnt sich an ihrer Studie an (89–100).

dem anderen zu töten und anschließend zu verzehren. Durch eine List des Odysseus, der sich dem Kyklopen gegenüber als „Niemand“ ausgibt, Polyphem mithilfe eines mitgebrachten Weines betrunken macht, ihm mit einem angespitzten Holzstück das riesenhafte Auge auf der Stirn aussticht und dadurch blendet, gelingt den Griechen schließlich die Flucht. Erst als sie sich in sicherer Entfernung von der Insel wähen, gibt Odysseus seinen wahren Namen preis und wird daraufhin von Polyphem verflucht, der mit einem gewaltigen Felsbrocken, den er auf das Meer hinausschleudert, das Schiff des Odysseus und seiner Gefährten nur knapp verfehlt (9.181–565).

Die geschilderte Episode nimmt im Geschehen der „Odyssee“ einen zentralen Platz ein, da die Blendung und der Fluch des Kyklopen letztlich den Zorn des Poseidon heraufbeschwören, der Odysseus' Heimkehr verzögern und seinen Gefährten das Leben kosten wird. Aber nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell und sprachlich sind in dieser Episode wesentliche bestimmende Momente der Erzählung gewissermaßen kondensiert und verdichtet: So vor allem das Spiel mit Identität und Alterität, das sich in einem dichten, netzwerkartigen Geflecht aus Beschreibungen und Wortspielen entfaltet und strukturell über die Gegenüberstellung unvereinbarer Gegensätze charakterisiert ist (Dougherty 2001, 122–137), die kippfigurenartig funktionieren – die ethisch-moralische Trennung in Gut und Böse, der Gegensatz zwischen Zivilisation und Wildnis, zwischen Häuslichkeit und Natur, zwischen Freiheit und Gefangenschaft, zwischen Grausamkeit und Mitgefühl. Die pastorale, fast paradiesische Landschaft, die sich vor Odysseus und seinen Gefährten auftut, beschreibt der Protagonist dabei in einer Art und Weise, die vor allem durch Negation geprägt ist (Austin 1983, 22–30):

„Und zu der übergewaltigen, satzungslosen Kyklopen
Land gelangten wir, die, den unsterblichen Göttern vertrauend,
Weder Gewächse pflanzen mit ihren Händen noch pflügen;
Sondern ohne zu säen und ohne zu pflügen, wächst alles,
Weizen sowohl als Gerste und Reben, die ihnen bringen
Große Trauben für Wein, die ihnen der Regen des Zeus mehrt.
Und sie haben nicht Ratsversammlungen und nicht Gesetze,
Sondern sie wohnen auf Gipfeln der hohen Berge in hohlen
Grotten; für seine Kinder und seine Frauen setzt jeder
Eigene Ordnungen fest, und sie kümmern sich nicht untereinander.“
(Hom. Od. 9.103–115; Übersetzung R. Hampe)

Im Blick des griechischen Seefahrers sind die Kyklopen unzivilisiert, da sie weder die üblichen sozialen Strukturen noch irgendwelche Kulturtechniken besitzen – als Hirten stehen sie im Gegensatz zu den schiffbauenden Abenteurern und Entdeckern, für die Odysseus die paradigmatische Figur schlechthin darstellt. Polyphem selbst wird als „riesiger Mann“ (9.187) von „mächtiger Stärke“ beschrieben, als „wilder, der Recht und Satzungen nicht so recht kennt“ (9.214–215). Doch es ist besonders seine Anthropophagie mit der er sich von der kultivierten Lebensweise der Griechen unterscheidet und zur Folie für Interpretationen wird, die in ihm die Personifikation des „Fremden“,

„Anderen“ und auch „Abscheulichen“ in der „Odyssee“ erkennen. Er wird zur Kontrastfolie und zum Objekt eines proto-kolonialistischen Impetus, über den Odysseus selbst räsoniert, wenn er ausführt, dass „Männer mit Schiffen“ die unbebaute „Insel wohl auch zur wohlkultivierten machen“ könnten (9.129–130).

Es ist genau diese Episode und die Deutung des Geschehens, die im kolonialen Diskurs sehr breit rezipiert und im Postkolonialismus wiederholt unterminiert worden ist. Das Epos wurde bereits in antiker Zeit meist aus der Sichtweise des „frontier man“ Odysseus, des „homo viator“, verstanden, der sich mit Intelligenz und Wagemut durchsetzt (Hall 2008, 75–91). Und auch in der Renaissance und Neuzeit bezogen sich Reiseberichte und Beschreibungen der „neuen Welt“ oftmals auf das antike Vorbild zurück.¹⁵ Wie Norrell London bemerkt hat, war die Kyklopen-Episode integraler Bestandteil britischer kolonialer Schulbücher: Die „Royal Readers“ etwa beinhalteten unterschiedliche Episoden der Geschichte, mit einem Fokus auf sogenannte „Heldengestalten“ der westlichen Zivilisation – neben den Wikingern, Napoleon und Charlemagne, wurde auch Odysseus’ Blendung des Kyklopen ausführlich behandelt (London 2002, 111). Der Kyklop blieb dabei der eingeborene Wilde, der getrieben von niederen, animalischen Instinkten und kulturlos fremde Gebiete bewohnt und damit zum Gegenbild der kolonialistischen Ideologie wurde, die sich zunehmend als kulturstiftendes und erzieherisches Projekt verstand (Dougherty 2001, 126–137). Diese Deutung des Kyklopen ist in postkolonialer Zeit gegen koloniale, scheinbar übermächtige westliche Mächte selbst gewandt worden. Salman Rushdie etwa hat nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 sowohl die Stilisierung von Amerika in arabischen Medien als auch die Politik George W. Bushs mit dem Kyklopen verglichen:

„As al Qaeda’s leaders evade capture, regroup and return to the al Jazeera airwaves to offer menaces and derision, the United States looks increasingly like a blind giant, flailing about uselessly: like, in fact, the blinded Cyclops Polyphemus of Homeric myth who was only one-eyed to begin with, who had that eye put out by Ulysses and his fugitive companions, and who was reduced to roaring in impotent rage, hurling boulders in the general direction of Ulysses’ taunting voice.“ (Rushdie 2002).

Die Monstrosität, die in Rushdies Analogie im Mittelpunkt steht und noch auf Seiten des Kyklopen verhaftet bleibt, wird in anderen modernen Lesarten des Mythos mehr und mehr von diesem gelöst: In ihrer „Dialektik der Aufklärung“ bereiten Theodor W. Adorno und Max Horkheimer am Beispiel des homerischen Epos einer radikalen Aufklärungskritik den Boden, indem sie in der vorgeblichen Rationalität und Klugheit,

¹⁵ Christoph Columbus stilisierte sich selbst als neuer Odysseus und sein erster Brief beschreibt die karibischen Einwohner der Insel Caniba, die als Kannibalen beschrieben werden und zur Grundlage für die Figur des Caliban in William Shakespeares „The Tempest“ wurden. Auch Charles Darwin und Captain Cook beschrieben etwa die Ureinwohner Neuseelands als kyklopen-artig (Hall 2008, 91).

die Odysseus idealtypisch verkörpert, das Grundübel des imperialistischen Geistes erkennen: „Die Dummheit des Riesen, Substanz seiner barbarischen Rohheit, solange es ihm gut geht, repräsentiert das Bessere, sobald sie gestürzt wird von dem, der es besser wissen müsste“ (Adorno/Horkheimer 2012 [1944], 74). Dies ist die Diagnose einer Regression des westlichen Helden zurück in die Barbarei, die sich in gewaltvoller Unterdrückung gegen alles Fremde und Unbekannte und letztlich auch gegen die Natur selbst richtet, die sprachlich gebannt, systematisiert und vereinheitlicht wird.

Die eigentliche „Dekolonisation“ des homerischen Epos gelingt aber bereits einige Jahre früher und aus einer anderen Richtung: In seinem Gedichtband „Cahier d'un retour au pays natal“ von 1939 dreht der afrokaribisch-französische Schriftsteller Aimé Césaire erstmals die Rollen von Odysseus und dem Kyklopen um und erkennt in Polyphem das Opfer einer kolonialistischen Herrschaft und Ausbeutung, die sich noch dazu in rassistischen Unterschieden – wie die Gestalt und Einäugigkeit des Kyklopen – manifestiert (McConnell 2013, 9–10). Das komplexe Gedicht, das mit vielfältigen intertextuellen Bezügen, surrealistischen und sprachlichen Verfremdungstechniken arbeitet, ist die autobiographische Schilderung einer persönlichen und intellektuellen Reise, in deren Verlauf das lyrische Ich seine eigene hybride kulturelle Identität erkennt und sich gleichzeitig zum Sprachrohr seines kolonialisierten Volkes macht, wobei wiederholt das Motiv des Kyklopen evoziert wird. In einer eindrücklichen Passage schildert er das Aussehen eines großen Mannes afrikanischer Abstammung, den er in Frankreich in einem Zug gesehen hatte und der von Armut gekennzeichnet war. Seine Schilderung spielt auf die Kyklopenepisode der „Odyssee“ an, wobei er beschreibt, wie Frauen im Zug angesichts des Erscheinungsbildes dieses Mannes unheimlich kicherten und wie er selbst, in seiner „Feigheit“, sich diesem Lachen anschloss (Césaire 1995 [1939], 106–109). Césaire problematisiert dabei die komplexen Rollenverhältnisse zwischen Kolonisierten und Kolonialherren und die rassistischen und ökonomischen Grundlagen dieser Beziehung. Dass er sich dem Lachen der Frauen anschloss, ist, wie die Kyklopenepisode in der „Odyssee“, ein persönlicher Wendepunkt, von dem aus er beschließt, sich im anti-kolonialen Kampf zu engagieren (McConnell 2013, 39–70).

Césaires Behandlung des Kyklopen-Motivs ist dessen erste Umkehrung in einer ganzen Reihe ähnlicher postkolonialer Texte, die diese Episode der „Odyssee“ wie Césaire nicht nur im Sinne eines Asymmetrieverhältnisses betrachten, das auf sich ausschließenden (diskursiven) Kategorien basiert, sondern auch zum Verhandlungsort von eigener kultureller Identität werden lassen. Der Kyklop kann dabei sowohl gegendiskursiv verwendet werden als auch einen hybriden Charakter einnehmen, der, obwohl er von kolonialer Seite her unterdrückt wird, doch eine eigene Handlungsmacht besitzt. Klassische Texte erhalten vor diesem Hintergrund eine neue kulturelle Relevanz, wobei sich jüngere postkoloniale Lektüren nicht nur auf koloniale Instrumentalisierungen der Antike im Dienste imperialistischer Ideologien beziehen, sondern vielmehr, wie im Falle der homerischen Epen, die Heterogenität, Ambiguität und Vieldeutigkeit dieser Texte selbst zu Nutze machen. Edith Hall schreibt daher zu Recht, dass

„Polyphemus and his struggle with Odysseus have had such wholly conflicting reverberations in recent times that they can be read as a symbolic paradigm of the struggle over the classical canon. Their showdown metaphorically represents both the conflicting views about the contents of the canon suitable for a post-colonial age, and the ways in which those contents should be read.“ (Hall 2008, 98)

Sylvia Wynter hat in diesem Zusammenhang von einer „Cyclopean poetics of reading“, einer „kyklopischen Poetik des Lesens“ gesprochen, die diese kolonialistisch vereinnahmten Texte gegen den Strich und aus der Sicht des Unterdrückten bzw. Unterrepräsentierten liest (Wynter 2002, 144–146). Diese postkoloniale Sicht auf die Literatur der Antike macht deutlich, dass sich mit Aspekten der Antikenrezeption nicht nur epistemologische Fragen verbinden, sondern dass uns diese Texte vor rezeptions-ästhetische und nicht zuletzt ethische Probleme stellen. Die postkolonialen Lektüren des antiken Kanons, so vielstimmig und unterschiedlich diese auch sein mögen, sind als Emanzipation von der imperialistischen Instrumentalisierung zu begreifen, die an die Stelle einer fremden Interpretation die jeweils eigene Interpretation setzen.

Fazit

Die überblicksartige Einführung in den sehr vielschichtigen und aktuellen Komplex der Antikenrezeption im postkolonialen Diskurs hat die ethische Relevanz dieses Themas aufgezeigt, das sich einerseits aus der Kulturbegegnung und der Auseinandersetzung mit dem jeweils „Anderen“ ergibt und das andererseits mit dem Gebrauch, der Bearbeitung und dem Lesen antiker Texte zu tun hat. Auch diese Texte selbst sind Manifestationen des „Anderen“, einer lange vergangenen Zeit, die uns heute sehr fremd erscheinen mag, die aber immer noch zu uns spricht. Vielfältige Traditionslinien und Rezeptionen bilden die Verbindungslinie, die wir heute noch zu diesen Texten haben.¹⁶ Diese sind dabei ebenso wenig wie die Texte und Kulturen, in denen diese Rezeptionen stattfinden und stattgefunden haben, kohärent und eindeutig, sondern sie sind durch vielfältige Überschneidungen, Verwerfungen und Neuschöpfungen charakterisiert, sodass die Antike, im Akt der Rezeption, immer wieder neu erschaffen wird. Dass sie selbst geschichtsmächtig wirken und für politische Instrumentalisierungen genutzt werden kann, hat dieser Aufsatz anhand unterschiedlicher Beispiele aufge-

¹⁶ Ein wichtiger Aspekt, der einen eigenen Aufsatz verdienen würde, ist die Frage der Übersetzungsvorgänge und -prozesse, die bei der Antikenrezeption notwendigerweise beteiligt sind. So basieren moderne Bearbeitungen etwa der homerischen Epen häufig auf älteren Übersetzungen, während Autoren in postkolonialen Kontexten häufig den klassischen Kanon „gefiltert“ durch diese Übersetzungen und Rezeptionen betrachten. Aus postkolonialer Sicht ist daher ein zweifacher Übersetzungsvorgang an der Rezeption beteiligt. Dazu u. a. Hardwick 2000.

zeigt. Dass sich dies auch in unserer postkolonialen Zeit nicht geändert hat, wird anhand der Tatsache ersichtlich, dass sich die „Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union“ (kurz „Frontex“) bei ihren Operationen im Mittelmeer, die die Grenzen eines wie auch immer definierten „Europas“ vor illegaler Einwanderung schützen sollen, Begriffen aus dem griechischen Mythos bedient – ihre Einsätze heißen etwa „Poseidon“, „Hera“ oder „Zeus“ (Kasperek/Wagner 2012). Die Antike im postkolonialen Kontext ist dabei allerdings insgesamt, anders als dieses Beispiel suggerieren mag, grundsätzlich ein Ort der Verhandlung kultureller Modelle und kultureller Identität. Der antike Textkanon wird dabei von einem rein „westlichen“ oder repressiven Kontext gelöst und erhält eine universellere Bedeutung, die auch die Möglichkeit des subalternen Widerstandes und der kreativen Emanzipation bzw. Befreiung beinhaltet (Hardwick 2005, 107–109). Wie man dieser Entwicklung gegenüber auch immer eingestellt sein mag, so belegt sie doch eine Aussage des amerikanischen Theaterregisseurs Peter Sellars, der 1993, bei einer Aufführung von Aischylos’ „Die Perser“, das im Zusammenhang mit dem Irakkrieg auf die Bühne gebracht wurde, äußerte: „A Classic is a house we’re still living in“ (112).

Bibliographie

- AHMAD, Aijaz. 1992. *In Theory. Classes, Nations, Literatures*. Oxford: Oxford University Press.
- ASHCROFT, Bill, Griffiths, Gareth und Tiffin, Helen. 1989. *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*. London: Routledge.
- AUSTIN, Norman. 1983. „Odysseus and the Cyclops. Who is who?“, in: C. A. Rubino und C. W. Shelmerdine (Hgg.). *Approaches to Homer*. Austin: University of Texas Press. 3–37.
- BACHMANN-MEDICK, Doris. 2010. *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Hamburg: Rowohlt.
- BERNAL, Martin. 1987. *Black Athena. The Afroasiatic Roots of Classical Civilization. The Fabrication of Ancient Greece, 1785–1985*. Vol. 1. New Brunswick: Rutgers University Press.
- BHABHA, Homi. 1994. *The Location of Culture*. London: Routledge.
- BRIANT, Pierre. 2012. *Alexandre des Lumières. Fragments d’histoire européenne*. Paris: Gallimard.
- CASTRO VARELA, María Do Mar und DHAWAN, Nikita. 2005. *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript.
- CÉSAIRE, Aimé. 1995 [1939]. *Cahier d’un retour au pays natal*. Northumberland: Bloodaxe Books.

- DARWIN, Charles. 1988 [1836]. *Diary of the Voyage of H.M.S. Beagle*. Cambridge: Cambridge University Press.
- DOUGHERTY, Carol. 2001. *The Raft of Odysseus: The Ethnographic Imagination of Homer's Odyssey*. Oxford: Oxford University Press.
- FANON, Frantz. 2004 [1961]. *The Wretched of the Earth*. New York: Grove (urspr. *Les damnés de la terre*, Paris).
- FROUDE, James Anthony. 1888. *The English in the West Indies; or, The Bow of Ulysses*. London: Longmans.
- GIBBON, Edward. 1998 [1776–89]. *The Decline and Fall of the Roman Empire*. London: Wordsworth.
- GILROY, Paul. 1993. *The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness*. London: Verso.
- GOFF, Barbara. 2005. „Introduction“, in: B. Goff (Hg.). *Classics and Colonialism*. London: Duckworth. 1–24.
- GOFF, Barbara. 2013. „Your Secret Language“. *Classics in the British Colonies of West Africa*. London: Bloomsbury Academic/Bristol Classical Press.
- GOFF, Barbara and SIMPSON, Michael. 2007. „Introduction: Answering Another Sphinx“, in: B. Goff/M. Simpson (Hgg.). *Crossroads in the Black Aegean: Oedipus, Antigone, and Dramas of the African Diaspora*. Oxford: Oxford University Press. 1–37.
- GOLDHILL, Simon. 2011. *Victorian Culture and Classical Antiquity. Art, Opera, Fiction, and the Proclamation of Modernity*. Princeton: Princeton University Press.
- GREENWOOD, Emily. 2007. „Arriving Backwards: the Return of The Odyssey in the English-Speaking Carribean“, in: L. Hardwick/C. Gillespie (Hgg.): *Classics in Post-Colonial Worlds*. Oxford: Oxford University Press. 192–210.
- GREENWOOD, Emily. 2009. „Postcolonialism“, in: G. Boys-Stones (B. Graziosi/P. Vasunia (Hgg.). *The Oxford Handbook of Hellenic Studies*. Oxford: Oxford University Press. 653–664.
- GREENWOOD, Emily. 2010. *Afro-Greeks: Dialogues Between Classics and Anglophone Carribean Literature in the Twentieth Century*. Oxford: Oxford University Press.
- HALL, Edith. 2008. *The Return of Ulysses. A Cultural History of Homer's Odyssey*. London: I. B. Tauris.
- HARDWICK, Lorna. 2000. *Translating Worlds, Translating Cultures*. London: Duckworth.
- HARDWICK, Lorna. 2005. „Refiguring Classical Texts: Aspects of the Postcolonial Tradition“, in: B. Goff (Hg.). *Classics and Colonialism*. London: Duckworth. 107–117.
- HARDWICK, Lorna. 2007. „Singing across the Faultlines: Cultural Shifts in Twentieth-Century Receptions of Homer“, in: B. Graziosi/E. Greenwood (Hgg.). *Homer in the Twentieth Century: Between World Literature and the Western Canon*. Oxford: Oxford University Press. 47–71.

- HARDWICK, Lorna und GILLESPIE, Carol (Hgg.). 2007. *Classics in Post-Colonial Worlds*. Oxford: Oxford University Press.
- HORKHEIMER, Max und ADORNO, Theodor W. 1988 [1944]. *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M.: Fischer.
- KASPAREK, Bernd und WAGNER, Fabian. 2012. „Local Border Regimes or a Homogeneous External Border? The Case of the European Union’s Border“, in: *IMIS-Beiträge* 40. 173–190.
- LEFKOWITZ, Mary. 1996. *Not Out of Africa. How Afrocentrism Became an Excuse to Teach History as Myth*. New York: Basic Books.
- LONDON, Norrell A. 2002. „Curriculum and pedagogy in the development of colonial imagination: a case study“, in: *Pedagogy, Culture, and Society* 10. 95–121.
- LOOMBA, Ania. 2005. *Colonialism/Postcolonialism*. New York: Routledge.
- MACAULAY, Thomas Babbington. 1995 [1835]. „Minute on Indian Education“, in: B. Ashcroft/G. Griffiths/H. Tiffin (Hgg.). *The Postcolonial Studies Readers*. London: Taylor and Francis. 428–430.
- MARTÍ, José. 1977 [1891]. „Our America“, in: P. Foner (Hg.). *Our America: Writings on Latin America and the Struggle for Cuban Independence*. New York: Monthly Review Press. 84–91.
- MCCONNELL, Justine. 2013. *Black Odysseys. The Homeric Odyssey in the African Diaspora since 1939*. Oxford: Oxford University Press.
- MCKINSEY, Martin. 2010. *Hellenism and the Postcolonial Imagination*. Yeats, Cavafy, Walcott. Madison: Fairleigh University Press.
- MONTESQUIEU, Charles de. 1986 [1748]. *Vom Geist der Gesetze*. München: Reclam (urspr. *L’Esprit de Lois*, Genf).
- ORRELLS, Daniel, BHAMBRA, Gurinder und ROYNON, Tessa. 2011. „Introduction“, in: D. Orrells/G. Bhabra/T. Roynon. *African Athena. New Agendas*. Oxford: Oxford University Press. 1–16.
- RUSHDIE, Salman. 1982. „The Empire Writes Back with a Vengeance“. *The Times* 3 Jul. 8.
- RUSHDIE, Salman. 2002. „Gods and monsters“. *The Washington Post* 28 Jun. <http://www.theage.com.au/articles/2002/07/02/1023864732642.html> (17. März 2014).
- SAID, Edward W. 2003 [1978]. *Orientalism*. London: Penguin.
- SARKOWSKY, Katja. 2011. „‘A Century of Strangers’: Postkolonialismus und Transkulturalität“, in: G. Butzer/H. Zapf (Hgg.). *Theorien der Literatur V. Grundlagen und Perspektiven*. Tübingen/Basel: Francke. 75–92.
- SPIVAK, Gayatri Chakravorty. 2007. *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia.
- VAN BINSBERGEN, Wim. 2011. „Black Athena Ten Years After. Towards a constructive re-assessment“, in: W. van Binsbergen (Hg.). *Black Athena Comes of Age*. Berlin: LIT. 11–64.

- WALCOTT, Derek. 1986. *Collected Poems 1948–1984*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- WALCOTT, Derek. 1990. *Omeros*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- WYNTER, Silvia. 2002. „A different kind of creature: Carribean literature, the Cyclops factor and the second poetics of the propter nos“, in: T. Reiss (Hg.). *Sisyphus and Eldorado: Magical and Other Realisms in Carribean Literature*. Trenton: Africa World Press.
- YOUNG, Robert J. C. 2003. *Postcolonialism. A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press.

Karl der Große, der neue römische Kaiser. Sein Wirken innerhalb der spätantiken Herrschaftsauffassung

WOLFGANG KUHOFF

Am 2. April 748 wurde Karl als ältester Sohn des ersten fränkischen Königs aus der Familie der Arnulfinger oder Pippiniden geboren. Am 28. Januar 814 verstarb er in Aachen als erster Kaiser der nunmehr als Karolinger bezeichneten Dynastie, welche mit ihm die höchstrangige Herrschaftswürde errungen hatte, die gemäß römischer Tradition im Mittelmeerraum zu vergeben war.¹ In diesen Jahren vollzog sich ein grundlegender politischer Wandel in der christlichen Welt, der die Geschichte der folgenden Jahrhunderte in neue Bahnen lenkte.²

Die politische Ausgangslage

Der Protagonist, König der Franken und Langobarden und erster Inhaber eines nachantiken römischen Kaisertums, steht zum 28. Januar 2014 anlässlich der 1200. Wiederkehr seines Todestages im Blickpunkt. Sein Kaisertum aber fußte auf einem langsamen historischen Prozeß. Gegenüber standen sich das allmähliche Erlöschen der Flamme römischer Vergangenheit in Westeuropa und das Hochhalten der spätantiken Tradition

¹ Die Epoche der karolingischen Herrscherfamilie behandeln Rudolf SCHIEFFER, *Die Zeit des karolingischen Großreiches 714–887*, Stuttgart 2005; DERS., *Die Karolinger*, Stuttgart 2006; Jörg W. BUSCH, *Die Herrschaften der Karolinger 714–911*, München 2011.

² Zu Karls Person siehe aus jüngerer Zeit Roger COLLINS, *Charlemagne*, London u. a. 1998; Matthias BECHER, *Karl der Große*, München 1999; Jean FAVIER, *Charlemagne*, Paris 1999; Max KERNER, *Karl der Große. Entschleierung eines Mythos*, Köln/Weimar/Wien 2001; Dieter HÄGERMANN, *Karl der Große. Herrscher des Abendlandes*, Berlin 2003; Rosamond McKITTERICK, *Karl der Große*, Darmstadt 2008; Wilfried HARTMANN, *Karl der Große*, Stuttgart 2010; Johannes FRIED, *Karl der Große. Gewalt und Glaube*, München 2013; Stefan WEINFURTER, *Karl der Große. Der heilige Barbar*, München 2013. Eine Entwicklungsgeschichte vermitteln Franz-Reiner ERKENS (Hrsg.), *Karl der Große und das Erbe der Kulturen*, Berlin 2001; Michael BORGOLTE, *Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400*, München 2006; Matthias PUHLE/Gabriele KÖSTER (Hrsgg.), *Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike bis zum Mittelalter*, Mainz 2012. Eine herausragende Bilddokumentation bietet der Ausstellungskatalog von Michael IMHOF/Christoph WINTERER, *Karl der Große. Leben und Wirkung, Kunst und Architektur*, Petersberg 2013.

durch die oströmischen Kaiser in Konstantinopel. Diese sahen sich stets als legitime Nachfolger derjenigen *Augusti*, welche zuvor das gesamte Imperium Romanum regiert hatten. Diese beiden Entwicklungen verschränkten sich um das Jahr 800 miteinander. Ausschlaggebend dafür war die Situation in der Metropole am Bosphorus, die nach ihrer offiziellen Gründung durch Konstantin den Großen am 11. Mai 330 anstelle des alten Rom allmählich die Funktion der einzigen Hauptstadt des Römischen Reiches errungen hatte.³

Im Jahre 797 gelangte in Konstantinopel mit Irene I. eine Frau zur alleinigen Herrschaft, ein erster solcher Fall. Zuvor hatten *Augustae* nur ab und zu in die Politik eingreifen können, wenn die zum Kaisertum vorgesehenen männlichen Personen als noch zu jung oder körperlich und geistig nicht befähigt galten, eigene Politik zu betreiben. Man denkt dabei an Iulia Mamaea als Mutter des Severus Alexander von 222 an, die beide zu Anfang des Jahres 235 in Mainz ermordet wurden. Für Ulpia Severina, die Gattin des Aurelianus, der als Reorganisator des Reiches sowie als Bauherr der großen Stadtmauer Roms in die Geschichte eingegangen ist, wird sogar erwogen, daß sie nach der Ermordung ihres Gatten für einige Wochen eine Art Regentschaft ausgeübt habe, bis wieder ein männlicher Herrscher ausgewählt worden war.⁴

Danach gab es lange Zeit keine nennenswerte Rolle für kaiserliche Damen zu spielen, während der Regierung Diokletians waren gar keine Frauen mit dem *Augusta*-Titel vorhanden. Danach wuchs ihre Bedeutung aber wieder: Nach Galeria Valeria als Gattin des Galerius gewann unter Konstantin neben seiner Gattin Maxima Fausta zwischen 324 und 329 seine Mutter Helena eine symbolische Stellung als Inhaberin dieses Titels. Seitdem standen Frauen häufig im Blickpunkt als Gattinnen, Schwestern oder Töchter. Constantina, Tochter Konstantins, war Auftraggeberin der bekannten Rundkirche S. Costanza in Rom und Betreiberin einer vorübergehenden Kaisererhebung im Jahre 350. Galla Placidia, Tochter von Theodosius dem Großen und jüngere Schwester seines zweiten Sohnes Honorius, der 395 bis 423 in Ravenna als Kaiser für den westlichen Reichsteil amtierte, wirkte jahrelang als Vormund für ihren Sohn Valentinian III., den letzten Vertreter der theodosianischen Dynastie im Westen; heutzutage ist sie noch durch ihr Mausoleum dort bekannt. Ungefähr gleichzeitig übte Pulcheria, Tochter des älteren Honorius-Bruders Arcadius, als *Augusta* die Vormundschaft für ihren jüngeren Bruder Theodosius II. aus, welcher der letzte männliche Angehörige

³ Die antike Geschichte Konstantinopels schildert Wolfgang KUHOFF, *Constantinopolis, die Stadt Konstantins. Von der Gründung zur Hauptstadt des Oströmischen Reiches*, in: *Antike Welt* 40.6, 2009, S. 18–23. Zur antiken Tradition im nachantiken Herrschaftsverständnis äußert sich Johannes FRIED, *Imperium Romanum. Das römische Reich und der mittelalterliche Reichsgedanke*, in: *Millennium* 3, 2006, S. 1–42.

⁴ Die Frauen der severischen Dynastie: Bruno BLECKMANN, *Die severische Familie und die Soldatenkaiser*, in: Hildegard TEMPORINI (Hrsg.), *Die Kaiserinnen Roms. Von Livia bis Theodora*, München 2002, S. 265–339. Zur Gattin Aurelians siehe Karl STROBEL, *Ulpia Severina Augusta, eine Frau in der Reihe der illyrischen Kaiser*, in: Edmond FRÉZOULS/Hélène JOUFFROY (Hrsgg.) *Les empereurs illyriens*, Straßburg 1998, S. 119–153.

derselben Kaiserfamilie in Konstantinopel war. Nach dessen Tode verhalf sie durch eine nominelle Heirat dem erfahrenen Militärkommandeur Marcianus zum Thron in der östlichen Reichshauptstadt. Dieselbe Situation ergab sich rund vierzig Jahre später, als Ariadne, Tochter Leos I., Mutter des Kinderkaisers Leo II. und Gattin des Kaisers Zenon, nach dessen Tod dem bejahrten Hofbeamten Anastasius durch eine Heirat den Weg zur Herrschaft ebnete. Insgesamt gesehen trat die politische Bedeutung kaiserlicher Frauen in dieser Zeitepoche häufiger hervor als zuvor, aber keine einzige von ihnen beanspruchte für sich die Stellung als in eigenem Namen und selbständig regierende Kaiserin.⁵

Wegen ihres angeblich skandalträchtigen Auftretens fand Theodora, die Gemahlin Iustinians I., dem ich durchaus den Ehrennamen „der Große“ zubilligen möchte, seit ihrem Verruf durch den zeitgenössischen Historiker Prokopios eine besondere Beachtung. Von 527 bis 548 stand sie an Iustinians Seite und nahm häufig Einfluß auf seine Regierungsentscheidungen, sei es in Glaubensfragen oder Kriegsentschlüssen. Regelrecht berühmt geworden ist ihr angebliches Dictum während des Nika-Aufstandes in Konstantinopel im Jahre 532, daß sie eine Flucht aus der Hauptstadt ablehnte, weil ein Kaiser solchen Gefahren persönlich standhalten müsse. Aber auch diese, als Tochter eines Circuswärters aus niederen Verhältnissen stammende Frau trat „nur“ als Gattin eines letztenendes erfolgreichen Herrschers und nicht als regierende *Augusta* auf. Ihr früher Tod im Alter von 48 Jahren verhinderte eine weiterführende Entwicklung beim Tode ihres dann immerhin etwa 85-jährigen Gatten am 14. November 565.⁶

Es ist unwahrscheinlich, daß die Person Theodoras in der Zeit um 800 noch im allgemeinen Bewußtsein der Mittelmeerwelt eine Rolle spielte. Daher wird sie für die Einschätzung der *Augusta* Irene in Konstantinopel durch die politischen Entscheidungsträger im Westen keine Rolle gespielt haben. Vielmehr waren es die Umstände

⁵ Römische *Augustae* in der Spätantike: Kenneth G. HOLM, *Theodosian Emperresses. Women and Imperial Dominion in Late Antiquity*, Berkeley/Los Angeles 1982; Manfred CLAUSS, *Die Frauen der theodosianischen Familie*, in: TEMPORINI, *Kaiserinnen Roms* (Anm. 4), S. 370–436. Eigens zu Galla Placidia siehe Wilhelm ENSSLIN, *RE XX 2*, 1950, 1919–1931, s. v. Placidia 4; Vito A. SIRAGO, *Galla Placidia e la trasformazione politica dell'Occidente*, Löwen 1961; Stewart I. OOST, in: *Galla Placidia Augusta, a Biographical Essay*, Chicago/London 1968; Henri GOURDIN, *Galla Placidia, impératrice romaine, reine des Goths (388–450)*, Paris 2008.

⁶ Theodora galten althistorische Untersuchungen und populärwissenschaftliche Darstellungen: Assunta NAGL, *RE V A 2*, 1930, 1776–1791, s. v. Theodora; Charles DIEHL, *Théodora, impératrice de Byzance*, Paris 1937; Wilhelm SCHUBART, *Justinian und Theodora*, München 1943; Robert BROWNING, *Justinian and Theodora*, London 1971; Charles F. PAZDERNIK, *Our Most Pious Consort Given Us by God. Dissident Reactions to the Partnership of Justinian and Theodora*, A.D. 525–548, in: *CIAnt 13*, 1994, S. 256–281; James A. S. EVANS, *The Empress Theodora. Partner of Justinian*, Austin 2002; Hartmut LEPPIN, *Theodora und Iustinian*, in: TEMPORINI, *Kaiserinnen Roms*, S. 437–481; Paolo CESARETTI, *Theodora, Herrscherin von Byzanz*, Düsseldorf 2004; Elke HARTMANN, *Frauen in der Antike. Weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora*, München 2007, S. 187–201.

der Machtergreifung, welche die männlichen Akteure ihre Nasen zu rümpfen veranlaßten. Als Gattin des Kaisers Leo IV. war die gebürtige Athenerin ins Zentrum der Macht gelangt, und als ihr Ehemann 780 verstarb, übernahm sie in normaler Abfolge die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Konstantin VI. In dieser Funktion vermochte sie immerhin den rund ein Jahrhundert lang im oströmischen Reich wütenden Bilderstreit auf dem siebten ökumenischen Konzil in Nikaia 787 zu beenden. Wenig später suchte sie nach Konstantins Volljährigkeit die Politik weiterhin zu lenken, und ihr Sohn erhob sie zur offiziellen Mitkaiserin. Dieses Verhältnis hatte jedoch nicht lange Bestand, denn im Bewußtsein ihres bisherigen Erfolges entmachtete sie im Jahre 797 ihren Sohn, der eine eigenständige Stellung zu erringen suchte, auf brutale Weise: Er wurde bezeichnenderweise im Zimmer seiner Geburt durch die in Konstantinopel zur Methode werdende Blendung der Herrschaft entsetzt und starb daran im Jahre 802. Sein Tod war der Grund dafür, daß Irene ihrerseits einem Staatsstreich politischer Gegner zum Opfer fiel. Damals hatte sich im europäischen Westen aber schon die grundlegende Wendung vollzogen, die Karl den Großen betraf. Die angesprochene Art, Herrscherkandidaten auszuschalten, ohne sie zu töten, wurde interessanterweise im Karolingerreich aufgegriffen, was allerdings nicht immer zur Regierungsunfähigkeit führte: Ludwig II., der Blinde, Karls Urenkel, blieb trotz seiner Verstümmelung in der Politik seiner Zeit führend aktiv.⁷

Das Bündnis zwischen Karl und Papst Leo III. und die Kaiserkür

Diese Lage des östlichen Kaisertums ließ im Westen, im mächtigen Frankenreich und beim Eroberer des nördlichen und mittleren Italien, dem alleinigen König Karl, den Entschluß reifen, ein neues, wirklich römisches Kaisertum zu schaffen, das von der traditionsreichen Hauptstadt Rom ausgehen sollte. Dabei spielten seine gelehrten Berater, welche die römische Antike kannten, eine mitentscheidende Rolle. Daher fanden sich der karolingische Herrscher und der römische Bischof Leo III. im jeweils eigenen Interesse zum gemeinsamen Handeln zusammen. Sie begründeten nach intensiven Vorplanungen das neue römische Kaisertum, das etwas mehr als 1 000 Jahre bestand. Damit formte sich eine neue Epoche unter alten Vorzeichen, es fand, wenn auch in po-

⁷ Irenes Person wurde nur selten erörtert: Werner OHNSORGE, Das Kaisertum der Eirene und die Kaiserkrönung Karls des Großen, in: Herbert HUNGER (Hrsg.), Das byzantinische Herrscherbild, Darmstadt 1975, S. 281–332; Friedhelm WINKELMANN, Byzanz zur Zeit der Kaiserin Eirene, in: *Klio* 62, 1980, S. 625–632; Ralf J. LILIE, Byzanz unter Eirene und Konstantin VI. (780–802), Frankfurt a. M. 1996. Siehe auch Judith HERRIN, Blinding in Byzantium, in: Cordula SCHOLZ/Georgios MAKRI (Hrsgg.), *Polypleuros nous. Miscellanea für Peter Schreiner*, München/Leipzig 2000, S. 56–68.

litischer Konkurrenz zum oströmischen Kaisertum, eine Wiederbelebung spätantiker Traditionen statt.⁸

Im Zuge der Machtergreifung seines Vaters Pippin I. im Jahre 751 war ein fränkischer Herrscher erstmals in dauerhaften Kontakt zu den Bischöfen von Rom getreten, die sich spätestens seit etwa 500 offiziell den Titel „Papst“ zugelegt hatten.⁹ Weil sie jedoch manchmal mit Kämpfen innerhalb des Klerus und der mit diesem verflochtenen Adelsfamilien zu tun hatten, mußten sie sich als Personen und als Institution bewähren. Der lange Pontifikat von Hadrian I. (772–795) verlief recht problemlos, und dieser Bischof Roms empfing Karl bei dessen erstem Besuch in der alten Metropole im Frühjahr 774. Dasselbe gilt für den zweiten Aufenthalt in Rom um die Jahreswende 780/781, als Karl mit fast seiner gesamten Familie dorthin reiste. Die Umstände des dritten Rom-Besuches von Anfang 787 sind dagegen kaum bekannt.¹⁰

Leo III. wurde zum Paradebeispiel eines Bischofs, der sich seit seiner Wahl am 25. Dezember 795 mit Widersachern auseinanderzusetzen hatte, die ihn aus dem Amt zu drängen versuchten, und zwar aus der Verwandtschaft Hadrians. Die entscheidende Hilfe fand er im fränkischen König, der genau 774 mit der Eroberung des Langobardenreiches seinen Vater übertroffen und festen Fuß in Italien gefaßt hatte.¹¹ Damit war auch der Exarchat von Ravenna, das letzte größere Besitztum der Kaiser in Konstantinopel, das die Langobarden 751 erobert hatten, unter Karls Herrschaft gelangt. Dieser sagte zu, ihn zusammen mit dem Dukat von Rom gemäß dem Versprechen seines

⁸ Die Gründung des fränkisch-römischen Kaisertums war Gegenstand einer großen Ausstellung im Jahre 1999 in Paderborn: Christoph STIEGEMANN/Matthias WEMHOFF (Hrsgg.), 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn, Mainz 1999; hierin Matthias BECHER, Karl der Große und Papst Leo III. Die Ereignisse der Jahre 799 und 800 aus der Sicht der Zeitgenossen, S. 22–36. Dazu kommen: Karolus magnus et Leo papa. Ein Paderborner Epos vom Jahre 799, Paderborn 1966; Peter CLASSEN, Karl der Große, das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des karolingischen Kaisertums, Sigmaringen 1985; Wilhelm HENTZE (Hrsg.), De Karolo rege et Leone papa. Der Bericht über die Zusammenkunft Karls des Großen mit Leo III. in Paderborn 799 in einem Epos für Karl den Kaiser, Paderborn 1999; Johannes FRIED, Papst Leo III. besucht Karl den Großen in Paderborn oder Einhards Schweigen, in: HZ 272, 2001, S. 281–326; Peter GODMAN/Jörg JARNUT/Peter JOHANEK (Hrsgg.), Am Vorabend der Kaiserkrönung. Das Epos „Karolus Magnus et Leo papa“ und der Papstbesuch in Paderborn 799, Berlin 2002. Zur Rolle der Päpste allgemein Sebastian SCHOLZ, Politik – Selbstverständnis – Selbstdarstellung. Die Päpste in karolingischer und ottonischer Zeit, Stuttgart 2006.

⁹ Pippins Königtum wird erörtert bei Matthias BECHER/Jörg JARNUT (Hrsgg.), Der Dynastiewechsel von 751. Vorgeschichte, Legitimationsstrategien und Erinnerung, Münster 2004.

¹⁰ Mit Karls Beziehungen zu den Päpste beschäftigten sich Florian HARTMANN, Hadrian I. (772–795). Frühmittelalterliches Adelspapsttum und die Lösung Roms vom byzantinischen Kaiser, Stuttgart 2006, hier S. 182–185 zur „konstantinischen Schenkung“; HARTMANN, Karl der Große, S. 167–171; FRIED, Karl der Große, S. 274–283, 502–505 und S. 526–529; WEINFURTER, Karl der Große, S. 205–224.

¹¹ Othmar HAGENEDER, Das *crimen maiestatis*, der Prozeß gegen die Attentäter Papst Leos III. und die Kaiserkrönung Karls des Großen, in: Hubert MORDEK (Hrsg.), Aus Kirche und Reich, Studien zu Theologie, Politik und Recht im Mittelalter, Sigmaringen 1983, S. 55–79.

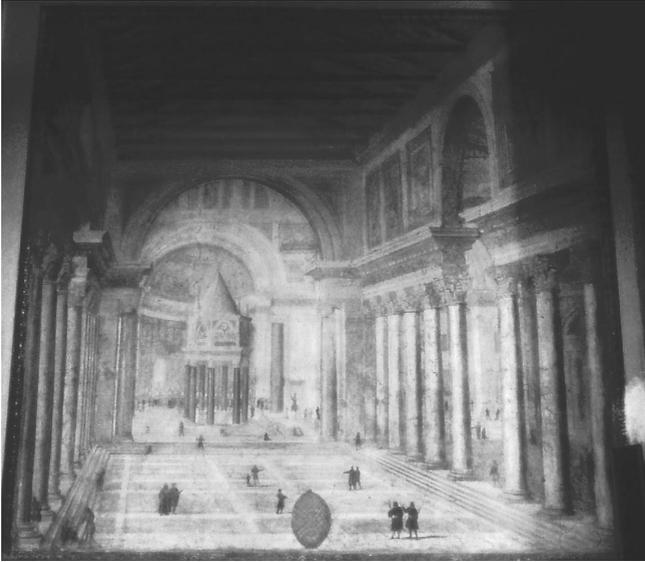
Vaters dem Papst zu übereignen. Seit dem Jahr 774 wurde zugleich die Kenntnis der Franken und vor allem Karls über die in Ravenna verdichtete spätrömische Tradition entscheidend erweitert. Dabei muß man nachdrücklich die Vorbildfunktion des großen ostgotischen Herrschers Theoderich betonen, der sich in Ravenna als eine Art Nachfolger der Kaiser eingerichtet hatte. Sein sogenannter Palast steht dort noch immer, seinen politischen Anspruch aber führt ein ansehnliches großes Goldmedaillon vor, das seine Eigendarstellung als „Ersatzkaiser“ eindrucksvoll in Gestalt und Umschrift manifestiert.¹²

An eine zufällige historische Konstellation anknüpfend, brachte sich Karl als indirekter Nachfolger der *Augusti* selbst ins Spiel. Er profitierte von der Frauenherrschaft Irenes in Konstantinopel und ebenso von der prekären Lage Leos III. Überdies hatten im Jahre 798 einige Abgesandte aus Konstantinopel beim Frankenkönig vorgesprochen, um ihn zur Annahme der Kaiserherrschaft zu bewegen; es wird sich bei ihnen um Gegner Irenes gehandelt haben. Dieser Vorschlag gemahnt an die Tatsache, daß Karl einige Jahre zuvor seinerseits in Konstantinopel vorgefühlt hatte, um eine seiner Töchter mit Irenes Sohn zu verheiraten, was wie auch andere derartige Projekte freilich nicht zustandekam.¹³ Fünfundzwanzig Jahre nach der Eroberung des Langobardenreiches konnte Karl im Sommer 799 aufgrund der Flucht des Papstes nach Paderborn von einer Position der Stärke aus seine politischen Vorstellungen zur Geltung bringen. Offensichtlich war es ein gemeinsamer Entschluß, beim vierten Besuch Karls in Rom zu Weihnachten 800 das römische Kaisertum im Westen wiederaufleben zu lassen. Jedenfalls handelte es sich keineswegs um eine einsame Entscheidung Leos ohne Konsultierung des zu Berufenden. Gegenteilige Behauptungen schon in der damaligen Zeit, die heute häufig wieder aufgegriffen werden, sind vollkommen gegenstandslos: Nicht Leo, sondern Karl hat im Zusammenwirken mit seinen Beratern diese Idee entwickelt, und der Bischof von Rom hat sie in die Tat umgesetzt und den König schon weit vor Rom mit kaiserlichen Ehren empfangen, was den Kundigen bewußt gewesen ist. Am Ende langwieriger Verhandlungen, welche zudem die Reinigung Leos von den Anklagen seiner innerstädtischen Widersacher beinhalteten, stand Karls Krönung durch den

¹² Zum Ostgotenherrscher siehe Wilhelm ENSSLIN, *Theoderich der Große*, München 1947; John MOORHEAD, *Theoderic in Italy*, Oxford 1992; Frank AUSBÜTTEL, *Theoderich der Große. Der Germane auf dem Kaiserthron*, Darmstadt 2003; Hans-Ulrich WIEMER, *Theoderich der Große und das ostgotische Italien. Integration durch Separation*, in: Mischa MEIER (Hrsg.), *Sie schufen Europa. Historische Portraits von Konstantin bis Karl dem Großen*, München 2007, S. 156–175; Andreas GOLTZ, *Barbar, König, Tyrann. Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung des 5. bis 9. Jahrhunderts*, Berlin 2008. Das Goldmedaillon ist Gegenstand des Sammelbandes von Claudia BARSANTI (Hrsg.), *Rex Theodericus. Il medaglione d'oro di Morro d'Alba, Morro d'Alba (Ancona) 2008*.

¹³ Daß die allein in einem Codex in Köln, der für dessen Erzbischof Hildebold angefertigt wurde, überlieferte Notiz über diese Gesandtschaft sich auf die Gegner Irenes bezieht, vertrat mit Recht Heinz LÖWE, *Eine Kölner Notiz zum Kaisertum Karls des Großen*, in: *RhVBl* 14, 1949, S. 7–34; WEINFURTER, *Karl der Große*, S. 229f., entscheidet sich nicht. Der Wortlaut besagt: *missi venerunt de Grecia, ut traderent ei imperium*.

römischen Bischof am 25. Dezember in der Basilica Sancti Petri. Diese Zeremonie war dem in Konstantinopel geltenden Zeremoniell entlehnt, das seit Kaiser Leo I. im Februar 457 galt und im Westen bekannt gewesen sein muß. Noch heute sieht man in der Hagia Sophia im Fußboden vor dem ehemaligen Hauptaltar einen Porphyrcreis, der die Stelle der dortigen Kaiserkrönungen anzeigen soll.¹⁴



Fresko des Innenraums der konstantinischen Petersbasilika in Rom in der dortigen Kirche San Martino ai Monti. Photo: Wolfgang Kuhoff

¹⁴ Eine logische Beurteilung der sogenannten Unkenntnis Karls im Zusammenhang der Kaiserkrönung gibt HARTMANN, Karl der Große, S. 210–214, der Einhard und Alkuin als Gewährleute für Karls angebliches Unvorbereitetsein benennt. FRIED, Karl der Große, S. 484–495, unterstreicht mit Recht die Anlehnung der Krönung Karls an die in Konstantinopel übliche und bezeichnet die angebliche Verärgerung als nachträgliche Interpretation Einhards aufgrund einer Umdeutung des Krönungszeremoniells durch Leo und seine Berater im Sinne des päpstlichen Vorrangs. WEINFURTER, Karl der Große, S. 225–240, versteht dagegen Karls Entrüstung über die Krönungszeremonie als Verärgerung über den Krönenden als Herrschaftsverleiher, über die Zusammensetzung des Akklamationsvolkes und über den Zeitpunkt des Vorgangs. Jedoch war in Konstantinopel der Patriarch der Krönende, das dabeistehende Volk konnte beliebig formiert werden und geringerwertige Geschenke am Weihnachtstage anstelle des Dreikönigsfestes mußten nicht ins Gewicht fallen, da ja Karl der zu Weihnachten alleinig Beschenkte war. Überdies ist zu berücksichtigen, daß Leo 795 am Tage nach Weihnachten zum Bischof gewählt worden war, also genau fünf Jahre zuvor.

Karls und Leos Wahl der größten, einst vom großen Konstantin in Auftrag gegebenen Patriarchalkirchen in Rom drückte natürlich eine gewollte Anbindung an den ersten „christlichen“ Kaiser aus und vermied es, den Krönungsakt in der Bischofskirche S. Giovanni in Laterano durchzuführen.¹⁵ Bekanntlich läßt sich in Rom noch heute eine symbolische Szene anschauen, welche die Berufung Karls mit der Übertragung der geistlichen Gewalt an Leo III., beides durch Petrus vollzogen, verbindet: Das im Laufe der Zeit stark überarbeitete, eher neugeschaffene Mosaik an der Schouwand der Kirche S. Maria della Scala schräg gegenüber der Hauptfassade von S. Giovanni. Hier sieht man auf der rechten Seite oben den thronenden Petrus links an den Papst das Pallium überreichen, an den größeren und ihm näheren Karl aber rechts eine Fahnenlanze übergeben; diese Gestaltung geben die Zeichnungen wider, die vor der Zerstörung des ursprünglichen Mosaiks angefertigt wurden. Damit ist indirekt die damals noch recht neue Lehre von den zwei Gewalten auf Erden dargestellt, immerhin als Gleichberechtigung der weltlichen und geistlichen. Bedeutsam aber ist, daß auf der linken Seite derselben Mosaikdarstellung als Pendant Christus an Petrus das Pallium und an Konstantin die Kaiserstandarte, das Labarum, überreicht: Auf diese Weise werden der erste christliche und der neue, erste nichtrömische Kaiser ausdrücklich auf die gleiche Ebene gestellt, so daß Karls Bedeutung in eine deutliche Traditionslinie gerückt wird.¹⁶

Selbstverständlich wurde der Titel *Augustus* von Karl übernommen. Er verzichtete jedoch auf eine ausdrückliche Bezugnahme auf die Römer, um das Kaisertum in Konstantinopel nicht zu brüskieren. Das Epitheton *dominus noster* wurde teilweise ebenfalls auf den Münzen verwendet, aber ihm fehlte eine tiefere Wirkung, weil es bereits in die Titulatur germanischer Könige wie der vandalischen eingegangen war. Wichtiger war der *imperator*-Titel, der die erste Stelle innerhalb der klassischen Titulatur der *principes* mit Namen, Ämtern und Amtsbefugnissen besetzt hatte. In der Benennung des neugeschaffenen Kaisertums in Westeuropa wurden die beiden Elemente, die einst Anfang und Ende der traditionellen Kerntitulatur gebildet hatten, zu einer Einheit zusammengefügt: Sie lautete auf den neu gestalteten Silbermünzen meist *D. n. Kar(o)lus imperator Augustus*. In der ebenso benutzten längeren Form erschienen auch die alten und später neuerworbenen Bestandteile *rex Francorum et Langobardorum*.

¹⁵ Das Stadtbild Roms beschreibt Franz Alto BAUER, Das Bild der Stadt Rom in karolingischer Zeit: Der Anonymus Einsidlensis, in: Römische Quartalsschrift 92, 1997, S. 190–228. Die kontroverse Krönungszeremonie erörtern Jörg JARNUT, 799 und die Folgen. Fakten, Hypothesen und Spekulationen, in: Westfälische Zeitschrift 150, 2000, S. 191–209; Matthias BECHER, Die Kaiserkrönung im Jahr 800. Eine Streitfrage zwischen Karl dem Großen und Papst Leo III., Rheinische Vierteljahresblätter 66, 2002, S. 1–38; Rudolf SCHIEFFER, Neues von der Kaiserkrönung Karls des Großen, München 2004; DERS., Kaisertum aus der Hand des Papstes, in: PUHLE/KÖSTER (Anm. 2), Otto der Große, S. 401–405 (ähnliche Einschätzung wie WEINFURTER (Anm. 14).

¹⁶ Mosaik und Deutung: BAUER, Bild der Stadt Rom (Anm. 15), S. 111–114; SCHOLZ, Päpste (Anm. 8), S. 114–116; HARTMANN, Karl der Große, S. 208 f. (knapp); FRIED, Karl der Große, S. 474–476; WEINFURTER, Karl der Große, S. 218 f. (unzureichend).

Diffiziler zu beurteilen ist dagegen das letzte Element, das nicht auf Münzen erscheint, nämlich die auf Konstantinopel Rücksicht nehmende Funktionsbezeichnung *Romanum imperium gubernans*. Sie ersetzte den obsolet gewordenen, spätromische Verhältnisse widerspiegelnden Titel *patricius Romanorum*. Die erste nichtnumismatische Titulatur lautete *d. n. Kar(o)lus imp. Aug. rex Francorum et Langobardorum Romanum imperium gubernans*. Weiterhin wurde eine noch längere entwickelt, nämlich *Carolus serenissimus Augustus a Deo coronatus magnus pacificus imperator Romanum gubernans imperium qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Langobardorum*. Diese überbordende Fassung hat nur wenig mit dem traditionellen spätromischen Herrschertitel gemein, sie wurde aber für die kaiserlichen Urkunden verwendet. Schließlich greift die sogenannte *divisio imperii* vom Jahre 806 wieder deutlich die spätantike Tradition auf, denn ihre Titulatur lautet *imperator Caesar Karolus rex Francorum invictissimus et Romani rector imperii pius felix victor ac triumphator semper Augustus*. Hier überwiegen althergebrachte Elemente, ergänzt durch das fränkische, allerdings nicht auch langobardische Königtum. Zugleich erscheint die Herrschaft über die Römer wiederum nicht als direkte Angabe: Darin wird die Zurückhaltung Karls abgesehen von den langwierigen Verhandlungen mit dem seit Irenes Sturz 802 in Konstantinopel herrschenden Nikephoros I. zu erkennen sein. In dieser Übersicht kommt den Münzen allererste Bedeutung zu, weil sich deren Titulaturen direkt an die Reichsbevölkerung wandten und diese verbreiteten. Die als politisches Gesamtziel des neuen Kaisertums auf den Siegeln der Urkunden verkündete *renovatio imperii Romani* stellte sich als ein besonderer politischer Anspruch dar, und diese Zielsetzung schloß das spätantike Mehrkaisertum unausgesprochen ein.¹⁷

Karls herrscherliches Wirken

Die Nachahmung Konstantins des Großen äußerte sich besonders in der Religionspolitik Karls. Er trat als Christianisierer der Sachsen ausdrücklich in dessen Fußstapfen. Die Intensität der dazu notwendigen militärischen Kämpfe verkörpert das nachhaltige Bemühen, den letzten an den fränkischen Außengrenzen noch unabhängigen Germanenstamm einzugliedern: Hier flossen politische wie religiöse Zielsetzungen deutlich zusammen, ohne daß man eine Präferenz erkennen könnte. Da die entscheidenden

¹⁷ Zur Kaisertitulatur Gerhard RÖSCH, *ONOMA ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ*. Studien zum offiziellen Gebrauch der Kaisertitel in spätantiker und frühbyzantinischer Zeit, Wien 1978; Peter CLASSEN, *Romanum gubernans imperium*. Zur Vorgeschichte der Kaisertitulatur Karls des Großen, in: DERS., *Ausgewählte Aufsätze*, Sigmaringen 1983, S. 187–204; HARTMANN, *Karl der Große*, S. 214–216 (die hier behauptete Beziehung der überreichen Titelform auf das spätromische Vorbild in Ravenna trifft nicht zu); daß die erhaltenen Quellen außerhalb des karolingischen Reiches das Kaisertum ignorierten, läßt sich leicht erklären, denn die Nachbarstaaten hätten ihre Unterordnung akzeptieren müssen, was nicht in ihrem Interesse lag, zumal Karl keinen Anspruch auf Suprematie erhob. WEINFURTER, *Karl*, geht nicht auf die Münzen ein.

Schritte aber schon vor der Kaiserkür Karls vollzogen worden waren, läßt sich die Christianisierung der Sachsen als ein gewichtiger Grund für die Beanspruchung der Kaiserwürde verstehen. Darauf weist die Tatsache hin, daß die Verhandlungen mit Leo III. genau im Herzen des Sachsenlandes, nämlich in Paderborn, stattfanden.¹⁸

Durch die Absprachen zur Einrichtung neuer Bistümer übertraf Karl sein Vorbild Konstantin, denn dieser hatte keine Bischofssitze geschaffen, weil die seinerzeitige Situation dies nicht erforderte. Andererseits ordnen sich die verschiedenlichen Vorschriften über die Einhaltung des christlichen Glaubens genau in die spätantike Traditionslinie ein, in der letztlich Theodosius I. das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte. Die spätantiken Leiter der christlichen Gemeinden des Imperium Romanum waren im Gegensatz zu Karls Vorgehen innerhalb dieser Gemeinden gewählt worden, und zwar als Wahrer der Ordnung, was der ursprüngliche griechische Titel *ἐπίσκοποι* oder lateinisch *episcopi* als „Aufseher“ verdeutlicht. Diese Funktion läßt sich im deutschen Worte „Bischof“ nicht mehr erkennen. Indem Karl gänzlich neue Bischofssitze im ursprünglichen Ausland schuf, konnte er für sich eine Erweiterung der traditionellen kaiserlichen Prärogativen verbuchen. Den Bischöfen aber überantwortete er genau diejenige Aufseherfunktion, welche sie in Namen und Tätigkeit in der Spätantike innegehabt hatten.¹⁹

Weiterhin veranstaltete Karl wie römische und oströmische Kaiser umfängliche Synoden und Konzile wie 794 und 809 in Frankfurt bzw. Aachen. Hierin ordnete er sich in die Tradition von Konstantin bis zu seiner eigenen Zeit ein, die zuletzt das zweite Konzil in Nicaea von 787 erlebt hatte, gegen das er bewußt auf der Frankfurter Bischofsversammlung in einer eigenen, mit seinen Beratern zusammen verfaßten Schrift polemisierte. Da diese aber nicht mit Papst Hadrian I. abgestimmt war, führte dieses Vorgehen zu nicht unerheblichen Friktionen. Das auf dieser Versammlung erlassene

¹⁸ Zur Unterwerfung der Sachsen siehe Lutz von PADBERG, *Mission und Christianisierung. Formen und Folgen bei Angelsachsen und Franken im 7. und 8. Jahrhundert*, Stuttgart 1995; DERS., *Christianisierung im Mittelalter*, Darmstadt 2006, S. 71–89; Matthias BECHER, *Non enim habent regem idem antiqui Saxones ... Verfassung und Ethnogenese in Sachsen während des 8. Jahrhunderts*, in: *Studien zur Sachsenforschung* 12, 1999, S. 1–31; Matthias SPRINGER, *Die Sachsen*, Stuttgart 2004; M. BECHER, *Gewaltmission. Karl der Große und die Sachsen*, in: *Credo. Christianisierung Europas im Mittelalter* (Ausstellungskatalog Paderborn 2013), Petersberg 2013, S. 321–329; FRIED, Karl, S. 153–164; WEINFURTER, Karl, S. 103–116. Das angebliche Regenwunder nach der Zerstörung der Irminsul 772 erinnert an das berühmte Regenwunder im Kriege des Marcus Aurelius gegen die Germanen vom Jahre 172, denn eine Kenntnis der römischen Überlieferung in der HA kann angenommen werden (siehe Anm. 50).

¹⁹ Die differenzierte Behandlung der Bischöfe diskutieren Heinrich BÜTTNER, *Mission und Kirchenorganisation des Frankenreiches bis zum Tode Karls des Großen*, in: Helmut BEUMANN u. a. (Hrsgg.), *Karl der Große: Lebenswerk und Nachleben*, 4 Bde., Düsseldorf 1965–1967, hier Bd. 1, S. 454–487; Rudolf SCHIEFFER, *Karl der Große und die Einsetzung der Bischöfe im Frankenreich*, in: *Deutsches Archiv* 63, 2007, S. 451–467; HARTMANN, Karl, S. 163–166; FRIED, Karl, S. 261–267.

Höchstpreisgebot für Lebensmittel hat natürlich nichts mit dem *edictum de pretiis rerum venalium* Diokletians vom Jahre 301 zu tun, das als inschriftliches Dokument nicht bekannt gewesen sein kann.²⁰ Diese und die anderen Kirchenversammlungen wurden stets vom Herrscher selbst geleitet. In dieser Hinsicht trat Karl so deutlich wie selten in die Fußstapfen spätrömischer *Augusti*, an erster Stelle des großen Konstantin, der im Sommer 325 das erste ökumenische Konzil genau in demjenigen Nicaea persönlich eröffnet und geleitet hatte, in dem 787 das dortige zweite Konzil stattgefunden hatte.²¹

In Frankfurt profilierte sich Karl außerdem durch die Gründung von Kirchen, Klöstern und Bistümern, nämlich in Aachen, Lorsch und Corvey sowie Minden, Münster, Osnabrück, Paderborn, Verden und Bremen. Außerdem wurde 798 die Kirchenprovinz Salzburg in der Person des bewährten Erzbischofs Arn geschaffen. Karl übertrug damit alle christlichen *Augusti*, also außer Konstantin vornehmlich Theodosius I. sowie Iustinianus I. Zusätzlich trat er als Neugründer von zentralen Siedlungen, die später zu Städten wurden, hervor. Namentlich zu nennen sind Orte im eroberten Sachsen, nämlich die angesprochenen sechs Bischofssitze. Damit ordnete sich der neue Kaiser wiederum in eine imaginäre Reihe illustrier Vorgänger ein, die von Konstantin über Diokletian, Hadrian, Traian, Claudius und Augustus mindestens bis zum großen Alexander von Makedonien zurückreichte, der freilich angesichts seiner zahlreichen Städtegründungen namens Alexandria unerreichbar blieb. Eine Namensgebung als *Karopolis* ist zwar nicht bezeugt, doch immerhin ist der Name Karlsstadt (*civitas Caroli*) für den ersten Gründungsversuch der Pfalz an den Paderquellen 776 nachgewiesen, die ein Jahr später nach ihrer Zerstörung durch die Sachsen als Paderborn einen unverfänglichen Namen erhielt; ähnliches traf von vornherein auf die benachbarte Ortschaft Lippspringe zu.²²

²⁰ Ausführlich behandelt das diokletianische Höchstpreisedikt Wolfgang KUHOFF, Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau (284–313 n. Chr.), Frankfurt u. a. 2001, S. 543–564.

²¹ Zur Synodentätigkeit Karls: Wilfried HARTMANN, Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien, Paderborn 1989; Johannes FRIED u. a. (Hrsgg.), 794 – Karl der Große in Frankfurt am Main. Ein König bei der Arbeit, Sigmaringen 1994; Rainer BERNDT (Hrsg.), Das Frankfurter Konzil von 794. Kristallisationspunkt karolingischer Kultur, Mainz 1997; Ann FREEMAN (Hrsg.), *Opus Caroli regis contra synodum*, Hannover 1998; Harald WILLJUNG, Das Konzil von Aachen 809, Hannover 1998; HARTMANN, Karl, S. 159–176; FRIED, Karl, S. 342–371 (zur gesamten Kirchenpolitik) und S. 455–461 (die Frankfurter Synode); WEINFURTER, Karl 205–224, passim.

²² Die Baupolitik Karls deuten Karl HAUCK, Karolingische Taufpfalzen im Spiegel höfischer Dichtung. Überlegungen zur Ausmalung von Pfalzkirchen, Pfälzen und Reichsklöstern, in: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften Göttingen, 1985.1, Göttingen 1985; DERS., Karl als neuer Konstantin 777. Die archäologischen Entdeckungen in Paderborn in historischer Sicht, in: Frühmittelalterliche Studien 20, 1986, S. 513–540; Johannes FRIED, Fulda in der Bildungs- und Geistesgeschichte des früheren Mittelalters, in: Gangolf SCHRIMPF (Hrsg.), Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen, Frankfurt a. M. 1996, S. 3–38; HARTMANN, Karl, S. 155 f.; FRIED, Karl S. 290–301 und S. 385–389; WEINFURTER,

An zweiter Stelle vermochte Karl dem hohen Anspruch, der dem Kaisertum inne- wohnte, nämlich über viele Völker zu regieren, zu genügen. Daß dies in unterschied- licher Deutlichkeit geschah, war der anderen politischen Situation geschuldet, welche die alte römische von der neuen frühmittelalterlichen unterschied. Gegen die Araber auf der iberischen Halbinsel errang sein Heer nur bescheidene, gegen die Awaren an der unteren Donau unter direkter Führung seines ältesten Sohnes Pippin dagegen ent- scheidende Erfolge. Damit rückte die Macht der Franken direkt an die Westgrenze des oströmischen Reiches heran, dessen Herrscher sich über lange Zeit hin mit diesem Volke hatten auseinandersetzen müssen. Karls nachhaltiger Erfolg gegen das seßhaft gewordene Steppenvolk, das anschließend aus der Geschichte verschwand, überstrahlte alle früheren Bemühungen der *Augusti* in Konstantinopel und stellte einen großen Schritt auf dem Weg zu seinem eigenen Kaisertum dar.²³ Später weitete Karl diese neue Oberherrschaft insofern aus, als er drei Söhne als Könige in Teilgebieten des fränkisch- römischen Kaiserreiches einsetzte, wie es lange zuvor Konstantin in seinem familien- bestimmten Großreich vorgemacht hatte, woraus schließlich die Aufgliederung in ein westliches und östliches Herrschaftsgebiet erwachsen war. Aber wie bei Konstantin galt auch für Karl, daß es entscheidend der starken Hand des Vaters bedurfte, um das Gesamtgefüge des Staates im Gleichgewicht zu halten. Als diese Führungsfähigkeit in der Person des Nachfolgers verloren ging, schlossen sich wie nach Konstantins Tode innere Zwistigkeiten an, welche die Staatsführung und das Reich insgesamt merklich schwächten.²⁴

Nicht eigens betont werden muß, daß im Rahmen des öffentlichen Auftretens Karls auch das Gesandtschaftswesen eine wichtige Rolle spielte. In der hohen römischen Kaiserzeit äußerte sich dies darin – nimmt man die wechselseitigen Gesandtschaften mit und zu den parthischen und später sasanidischen Großkönigen aus –, daß solche stets von minderrangigen Institutionen wie Städten, Statthaltern und Klientelkönigen nach Rom hin abgeordnet wurden. Während der Spätantike suchten im Zuge der Völ- kerwanderung die vielen hauptsächlich germanischen Volksstämme mittels Gesandt- schaften sich selbst gegenüber dem römischen Reich darzustellen und dabei ihre ei- genen Forderungen vorzutragen. Karl hingegen drückte seine gewichtigere Stellung

Karl, S. 147–152. Eine reiche Dokumentation der einschlägigen Stätten bieten IMHOF/WIN- TERER, Karl der Große (Anm. 2), S. 118–236.

²³ Zu den Awaren siehe Walter POHL, Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa, S. 567– 822 n. Chr., München 2002. Eine allgemeine Darstellung der internationalen Beziehungen im frühen Mittelalter gibt jetzt Reinhard STEIGER, Die Ordnung der Welt. Eine Völkerrechts- geschichte des karolingischen Zeitalters (741–840), Köln/Weimar/Wien 2010.

²⁴ Konstantins Familienherrschaft widmete sich Heinrich CHANTRAINE, Die Nachfolgeordnung Constantins des Großen, Mainz 1992. Siehe auch allgemein Alexander DEMANDT, Die imperiale Idee, in: DERS./Josef ENGEMANN (Hrsgg.), Konstantin der Große. Imperator Caesar Flavius Constantinus (Ausstellungskatalog Trier 2007), Mainz 2007, S. 34–43, und zu Kon- stantins Nachleben Michael EMBACH, Konstantin in der Literatur des Mittelalters, in: Ebd., S. 501–508.

darin aus, daß er auf politischer und machtmäßiger Augenhöhe mit den *Augusti* in Konstantinopel, den abbasidischen Kalifen in Bagdad, vor allem dem berühmten Harun al Raschid, mit den omajjadischen Emiren in Cordoba und bis zum endgültigen Bruch mit dem Khagan der Awaren verhandelte, und zwar noch vor der Kaisererhebung. Im Kontakt mit den Kalifen suchte er sogar eine Art Schutzfunktion für die Christen in Jerusalem und Palästina zu erreichen. Demgegenüber drückten Gesandtenaustausche mit englischen Teilkönigen wie Offa von Mercia oder dem dänischen König Göttrik eine rangunterschiedliche Form aus. Es eröffnete sich so im Ganzen ein den aktuellen Machtverhältnissen in der Mittelmeerwelt geschuldetes Schreiten in den Bahnen der spätantiken Vorbilder.²⁵

In dritter Hinsicht ist als besonders gewichtig die Tätigkeit Karls als Gesetzgeber einzuschätzen, wengleich einige seiner germanischen Herrscherkollegen hierin schon vorangegangen waren, wie bei Westgoten, Burgundern und Langobarden. Daß im spätantiken Rechtswesen Theodosius II. und Iustinianus I. mit ihren beiden Corpora unerreichbare Vorbilder blieben, ist offensichtlich. Karl orientierte sich wie selbstverständlich an den Anforderungen seiner Zeit und erließ die sogenannten *Capitularia*, also Einzelgesetze mit durchaus vielen Paragraphen. Diese strebten eine einheitliche Rechtsetzung in allen Teilen seines Reiches an und wurden deshalb im Bedarfsfalle neuen Entwicklungen angepaßt. Als Paradebeispiel kann das *Capitulare de villis* gelten, das vornehmlich der Verwaltung des Königsgutes gewidmet war und in zwei aufeinander folgenden Fassungen überliefert ist. Im Kleinen erinnert der Inhalt an das spätantike Staatshandbuch der *Notitia Dignitatum*, das die gesamtstaatliche Gliederung um 400 beschreibt, doch wäre es weit hergeholt, eine selbst entfernte Vorbildfunktion zu behaupten. Stattdessen berief sich Karl auf biblische Vorbilder für seine Gesetzestätigkeit, vornehmlich auf König David, und orientierte sich zudem am

²⁵ Die vielfältigen Außenbeziehungen: Herbert JANKUHN, Karl der Große und der Norden, in: BEUMANN, Karl der Große (Anm. 19), Bd. 1, S. 699–707; Manfred HELLMANN, Karl und die slawische Welt zwischen Ostsee und Böhmerwald, Ebd., S. 708–718; Michael BORGOLTE, Der Gesandtenaustausch der Karolinger mit den Abbasiden und den Patriarchen von Jerusalem, München 1976; Ekkehard ROTTER, Abendland und Sarazenen. Das okzidentale Araberbild und seine Entstehung im Frühmittelalter, Berlin/New York 1986; Michael MCCORMICK, Textes, images et iconoclasme dans le cadre des relations entre Byzance et l'occident carolingien, in: Settimane Spoleto 41, 1994, S. 95–158; DERS., Charlemagne's Survey of the Holy Land: Wealth, Personnel, and Buildings of a Mediterranean Church Between Antiquity and the Middle Ages, Washington D.C. 2011; Joanna STORY, Carolingian Connections. Anglo-Saxon England and Carolingian Francia c. 750–850, Aldershot 2003; Thomas F. X. NOBLE, Images, Iconoclasm and the Carolingians, Philadelphia 2009; Wolfram DREWS, Die Karolinger und die Abbasiden von Bagdad. Legitimationsstrategien frühmittelalterlicher Herrscherdynastien im transkulturellen Vergleich, Berlin 2009; HARTMANN, Karl S. 219–232; Lutz ILISCH, Arabische Kupfermünzen an der Ostsee und die Gesandtschaft Karls des Großen an den Kalifen, in NNB 61, 2012, S. 296–302; FRIED, Karl, S. 84–120, 508–516 (speziell Jerusalem), S. 529–535 (Dänen und Normannen) und S. 535–538 (Britanien und Hispanien); WEINFURTER, Karl, S. 228–230 und S. 238–247.

Kirchenrecht früherer und aktueller Zeit, wie es deutlich die von Papst Hadrian I. veranlaßte Kirchenrechtssammlung erweist.²⁶

Die *Capitulatio de partibus Saxoniae* von 782 diente dagegen ausdrücklich der gewaltsamen Eingliederung der widerspenstigen Sachsen in das Großreich und war dadurch Mittel zu einem Zweck, der Christianisierung und herrschaftspolitische Zielsetzung miteinander verband. Später ging das *Capitulare Saxonicum* im Jahre 797 schon von der vollzogenen Eingliederung aus und schloß sich deswegen an die fränkische Rechtssetzung an, deren mildere Straffestlegungen übernommen wurden. Als dritter Schritt legte die *lex Saxonum* schließlich 802 den Grundstein zur zumindest nominellen Normalität, obwohl verschiedentliche Aufstände eine andere Einschätzung auszudrücken schienen. Antike Vorbilder inhaltlicher Art wären die Gesetze für neuerschaffene römische Provinzen, doch sind nur wenige und diese nur inschriftlich statt literarisch erhalten, so daß sie als Vorbilder definitiv ausscheiden. Auf jeden Fall aber sah sich Karl, unterstützt von seinen Beratern, vor allem dem Angelsachsen Alkuin, als engagierter Gesetzgeber und Rechtsreformer, was auch die von ihm veranlaßte Aktualisierung des fränkischen ‚Grundgesetzes‘, der *Lex Salica*, nachhaltig demonstriert: Die Nachwelt folgte mit Recht dieser Selbsteinschätzung. Es lassen sich daher vier Traditionsstränge nennen, die seine diesbezügliche Tätigkeit bestimmten, nämlich die alttestamentarisch-biblische, die christlich-kirchliche, die germanisch-nationale und die antik-römische. Die letztgenannte verkörperte die systematische Basis, war aber den damaligen Bedürfnissen und der durchgehenden Christianisierung des Frankenreiches verpflichtet.²⁷

Einen gewichtigen Aspekt stellte die Aufrechterhaltung der inneren Reichseinheit dar. Dafür bediente sich Karl der Entsendung und tätigen Mitwirkung seiner sogenannten *missi*, die als Königsboten übersetzt werden. Auch hier kann sich der König und Kaiser an spätrömischen Vorbildern orientiert haben, nämlich an den *agentes in*

²⁶ Zur Regelung des Königsbesitzes Wolfgang METZ, Das karolingische Reichsgut. Eine verfassungs- und verwaltungsgeschichtliche Untersuchung, Berlin 1960; DERS., Zur Erforschung des karolingischen Reichsgutes, Darmstadt 1971. Die *Notitia Dignitatum*: Guido CLEMENTE, La „Notitia Dignitatum“, Cagliari 1968; John H. WARD, The *Notitia Dignitatum*, in: *Latomus* 33, 1974, S. 397–434; Peter M. BRENNAN, The *Notitia Dignitatum*, in: Claude NICOLET (Hrsg.), *Les littératures techniques dans l’antiquité romaine. Statut, public et destination, tradition*, Vandoeuves-Genf 1996, S. 147–171; Michael KULIKOWSKI, The *Notitia Dignitatum* as a Historical Source, in: *Historia* 49, 2000, S. 358–377; Beniamino M. DI DARIO, La *Notitia dignitatum*. Immagini e simboli del tardo impero romano, Padua 2006.

²⁷ Die Rechtssetzung Karls thematisieren Ernst SCHUBERT, Die *Capitulatio de partibus Saxoniae*, in: Dieter BROSIUS u. a. (Hrsgg.), *Geschichte in der Region*, Hannover 1993, S. 3–28; Hubert MORDEK, *Bibliotheca Capitularium regum Francorum manuscripta*. Überlieferung und Traditionszusammenhang der fränkischen Herrschererlasse, München 1995; Steffen PATZOLD, Normen im Buch. Überlegungen zu Geltungsansprüchen sogenannter „Kapitularen“, in: *Frühmittelalterliche Studien* 42, 2007, S. 331–350; HARTMANN, Karl, S. 129–15; FRIED, Karl, S. 207–219 und S. 301–310 (zur sogenannten, allgemeine Rechtssetzung verkörpernden *admonitio generalis*); WEINFURTER, Karl, S. 131–133, 136 f. und S. 138–143.

rebus, den kaiserlichen Geheimagenten mit durchaus beträchtlichen Befugnissen auch gegenüber höherrangigen Personen. Die *missi* bildeten allerdings keine ständige Beamtenorganisation, sondern waren augenblicksbezogene Funktionäre des Herrschers, die der Gruppe bereits vorhandener Amtsinhaber entnommen wurden. Ausdrücklich wiederaufgegriffen wurde jedoch die spätantike Bezeichnung für die territorial bestimmten Beauftragten des neuen *Augustus*, nämlich die *comites*. Deren Titel wurde von demjenigen der Kommandeure von Teilabschnitten des spätrömischen *limes* abgeleitet. Die Kommandeure der Grenztruppen in den einzelnen Provinzen, die *duces*, waren als nachantike Herzöge schon im Merowingerreich vorhanden. Daß sich in allen west- und mitteleuropäischen Staaten letztlich die absteigende Rangfolge von *dux* und *comes* durchsetzte, ist einer späteren Entwicklung zuzuschreiben. Schließlich besaß der von Karl eingeführte Titel *marchio* für die Befehlshaber wichtiger Militärbezirke vor den eigentlichen Reichsgrenzen, sprachlich und funktional, überhaupt keinen römischen Vorgänger.²⁸

Schließlich ist der Umgang Karls mit widersetzlichen Personen anzusprechen, die in seinem politischen Umfeld und sogar seiner eigenen Familie lebten. Die Ausschaltung des bayerischen Herzogs Tassilo III. im Jahre 788 in der Pfalz von Ingelheim ist das bekannteste Beispiel, fand jedoch vor der Kaisererhebung statt und betrafte einen angeheirateten Verwandten. Sie demonstrierte nachdrücklich, daß Karl keine Quertreiber zu dulden gedachte, denn schon als König beanpruchte er die reale Oberherrschaft selbst über früher eigenständige Einheiten wie das Bayern der Agilolfinger, das schon zur Zeit der Merowinger in Abhängigkeit vom Frankenreich geraten und unter Karls Vater Pippin stärker eingebunden worden war. Wie die Ausschaltung des aufmüpfigen Vettors vollzogen wurde, orientierte sich an merowingischen Formen, und zwar der Scherung und erzwungenen Einweisung in ein Kloster. Die 792 nach einem von Familienintrigen hervorgerufenen Aufstand an seinem ältesten Sohn Pippin vollzogene Ausschaltung wurde auf gleiche Weise vorgenommen und ersparte dem angeblich Schuldigen ebenfalls die Hinrichtung.²⁹

²⁸ Karl Ferdinand WERNER, *Missus – marchio – comes*. Entre l'administration centrale et l'administration locale de l'Empire carolingien, in: DERS./Werner PARAVICINI (Hrsgg.), *Histoire comparée de l'administration (IV^e–XVIII^e siècles)*, München 1980, S. 191–239; Jürgen HANNING, *Pauperiores vassi de infra palatio? Zur Entstehung der karolingischen Königsbotenorganisation*, in: *MIÖG* 91, 1983, S. 309–374; Andrea STIEDORF, *Marken und Markgrafen*. Studien zur Grenzsicherung durch die fränkisch-deutschen Herrscher, Hannover 2012; FRIED, Karl, S. 239–244 und S. 516–526; WEINFURTER, Karl, S. 128 f. und S. 134–141.

²⁹ Zu inneren Widersachern Lorenz WEINRICH, *Wala*. Graf, Mönch und Rebell. Die Biographie eines Karolingers, Lübeck/Hamburg 1963; Lothar KOLMER/Christan ROHR (Hrsgg.), *Tassilo III. von Bayern*. Großmacht und Ohnmacht im 8. Jahrhundert, Regensburg 2005; Janet I. NELSON, *Opposition to Charlemagne*, London 2009; HARTMANN, Karl, S. 89–93; Klaus ZEHRFELD, *Karl der Große gegen Herzog Tassilo III. von Bayern*. Der Prozeß vor dem Königsgericht in Ingelheim 788, Regensburg 2011; FRIED, Karl, S. 182–192; WEINFURTER, Karl, S. 92–102.

Die öffentliche Selbstdarstellung Karls als König und Kaiser

Die Selbstdarstellung des neuen, in Westeuropa amtierenden Kaisers spiegelt sich zuallererst in seinen Münzen wider, die wie in der Antike als weitreichendes Mittel zur Repräsentation des Herrschers in der Öffentlichkeit dienten. Die numismatische Produktion rückte im Gegensatz zur antiken Manier aber die Silberprägung in den Vordergrund, während die Goldmünzen zu seltenen Ausnahmen und erst nach Karls Tod für seine Nachfolger etwas mehr geprägt wurden.³⁰

Die Silberdenare Karls als Kaiser knüpften im Namen wie in der Vorderseiten-gestaltung unübersehbar an antike Vorbilder an. Die früheren und ohne Unterbrechung weitergeprägten Stücke hingegen bildeten auf Vorder- wie Rückseiten ausschließlich Schriftzeilen ab und nahmen keinen Bezug auf die Kaiserwürde. Der neue *imperator Augustus* aber präsentierte sich mit Lorbeerkranz, Brustpanzer und Paludamentum sowie den beiden angesprochenen Legenden als Nachfolger seiner fernen Rechtsvorgänger von Augustus an. Neuartiger waren dagegen die Rückseiten mit der einheitlichen Legende *christiana religio* und der Darstellung eines viersäuligen, tempelartigen Gebäudes auf Stufenunterbau, das sich durch zwei Kreuze im Innenfeld und auf dem Giebel als Kirche ausweist. Dem Bautypus nach nimmt es eindeutig auf römische Heiligtümer Bezug, wie es in besonderer Weise Maxentius vorgemacht hatte: Ein ausgiebig geprägter Nummstyp stellt den Venus-und-Roma-Tempel am Forum Romanum dar, und die Umschrift *conservator urbis Romae* kam den politischen Intentionen Karls durchaus nahe. Daher läßt sich das Vorbild für die Kirchengestalt unschwer in genau diesem maxentianischen Münztypus erkennen, der Karl und seinen Beratern während der Rom-Aufenthalte zur Kenntnis gekommen sein wird.³¹

³⁰ Das einzige bekannte Exemplar eines sogenannten Solidus machte nach seiner Entdeckung Furore und wird teils als zeitgenössische, teils als postume Prägung in der auf dem Revers um ein Tor herum genannten Münzstätte *Arelate* angesehen: Peter-Hugo MARTIN, Eine Goldmünze Karls des Großen, in: NNBI 46, 1997, S. 351–355 (zeitgenössisch); Bernd KLUGE, Ein Ingelheimer Goldmünzenfund von 1996, in: Archäologie in Deutschland 1, 1999, S. 34–37 (postum); DERS., Die Bildnispfennige Karls des Großen, in: *Moneta Mediaevalis*, Warschau 2002, S. 367–377, hier Nr. 35; Claudia KLAGES, in: PUHLE/KÖSTER, Otto der Große, S. 445. Die ungelenke Gestaltung beider Münzseiten ist allerdings ungeklärt; meine Lesart der Averslegende lautet *Carolus Aug. imp. rex Franc(orum) et Lang(obardorum)*, während KLUGE, Bildnispfennige 373, *dn. Karlus imp. Aug. rex Fr. et L.* liest (hier 375 f. der Hinweis auf zwei postume Goldnachahmungen von Stücken Karls).

³¹ Umfänglich widmet sich der maxentianischen Münzprägung jetzt Vincent DROST, *Le monnayage de Maxence (306–312 après J.-C.)*, Zürich 2013, zum angesprochenen Nummus-Typ S. 78 f., 82–84, 161–173 und passim. Karls undatierten Denartyp behandeln Georges DEPEYROT, *Le numéraire carolingien. Corpus de monnaies*, Wetteren 2008, S. 36–38, 459–463 Nr. 1166–1171 (Datierung 812–814), und KLUGE, Bildnispfennige (Anm. 30), der die erhaltenen Exemplare aufzählt (S. 367–373). Wie beliebt dieser Typus war, zeigt sich an seinen Neuaufgaben bis hin zu Berengar II. zwischen 952 und 962. Daß die geringe Zahl der heute erhaltenen Stücke, nämlich 34, den Gedanken an eine Sonderprägung aufkommen ließ, die



Erster Typ der Bildnisdennare Karls des Großen mit Kaiserbüste und Umschrift „Karolus Imp. Aug.“ auf der Vorderseite sowie Kirche mit Umschrift „Christiana Religio“ auf der Rückseite (Münzkabinett der Museen Preußischer Kulturbesitz Berlin; Museumsphoto. Objektnummer 18202748)

Ein zweiter Typus von Bildnaren wurde gemäß den Legenden der Rückseiten in den sechs fränkischen Städten *Lugdunum*, *Arelate*, *Rotomagus*, *Treveri*, *Dorestad* und *Quentovic* geprägt. Die Averse entsprechen denjenigen des ersten Typs und zeigen den Kaiser in der Herrschertracht. Das Reversbild ist jedoch ein gänzlich anderes, denn es stellt, begleitet von den genannten Ortsnamen, ein Bauwerk dar, das teilweise auf einem Zweistufenpodium steht. Es scheint aus zwei seitlichen, schmalen Säulen mit Runddach und Kugelaufsätzen zu bestehen, zwischen denen Querverstrebungen und teilweise ein Tor erscheinen. Als letzteres wird das Bild gemeinhin interpretiert, doch liegt der Rückbezug auf ein noch früheres antikes Vorbild nahe. Es geht um den gerade in *Lugdunum* geprägten Typ des Augustus, auf dem der Altar der drei gallischen Provinzen für den Kaiserkult dargestellt ist, der am 1. August 12 v. Chr. ebendort eingeweiht wurde. Da dieser Münztyp, der kurze Zeit später in großer Menge und in allen Stücken unedlen Metalls zu prägen begonnen wurde, gerade in Gallien starke Verbreitung fand, ist seine Kenntnis im eigentlichen Frankenreich noch zu Karls Zeit keineswegs als ungewöhnlich einzuschätzen.³²

entweder in direktem Bezug zur Krönung oder zur Erhebung Ludwigs zum Mitkaiser gesehen wird, ist nachvollziehbar, wobei letzteres weniger wahrscheinlich ist: Insofern wundert es nicht, daß in einer deutschen Münzauktion vom März 2012 ein solches Stück den Preis von 160 000 € erzielte (Ursula KAMPMANN, *Karl der Große und die Päpste. Der Weg zur Kaiserkrone*, in: NNBI 63, 2014, S. 4 f.).

³² Zum zweiten Bildnartyp aus Lyon, Arles, Rouen, Trier und Dorestad siehe DEPEYROT, *Numeraire*, S. 137–139 Nr. 58, 58B, 268 f. Nr. 522, 376 f. Nr. 875B (das Bild wird als ein Tor gedeutet), und KLUGE, *Bildnispfennige*, S. 371 f. Nr. 23–31. Der augusteisch-tiberische Münztyp wurde als Semis, As, Dupondius und Sesterz ausgegeben; er ist in RIC² 229–248b,



Zweiter Typ der Bildnisdenare Karls des Großen mit Kaiserbüste und Umschrift (wie Nr. 3) auf der Vorderseite sowie Toranlage mit Türmen und Umschrift „Lugdunum“ auf der Rückseite (Provenienz wie zuvor; Objektnummer 18202759)

Von einem Typenreichtum wie in der hohen römischen Kaiserzeit konnte jedoch nicht im entferntesten die Rede sein, aber schon in der Spätantike hatte sich die Typenvielfalt merklich verringert. Die lateinische Sprache setzte andererseits einen deutlichen Akzent, weil die Konkurrentin Irene etwa zeitgleich ihren bisherigen Titel Αὐγοῦστη gegen eine griechische Form auf ihren Münzen eintauschte und sich als βασιλίση bezeichnete. Ein nichtnumismatisches Dokument, die in der sogenannten Pala d’Oro des Hauptaltars im Markusdom von Venedig integrierte Goldtafel, nennt noch den *Augusta*-Titel. Seitdem nahm die Zweiteilung des römischen Kaisertums auch münzmäßig ihren Ausgang, obgleich die Benutzer in beiden Reichen dies kaum bemerken konnten. Offiziell anerkannt wurde das westlich-fränkische Kaisertum durch Irenes übernächsten Nachfolger Michael Rhangabe im Jahre 811.³³

BMC 548–560 und 565–588 sowie BNP 1472–1647 verzeichnet. Ein dritter, nur in Quentovic ausgeprägter Denartyp Karls zeigt auf dem Revers ein Schiff aufgrund der Lage des Prägeortes; ein vierter bildet rückseitig Münzwerkzeuge ab zusammen mit der Legende *Metallica Germanica*. (KLUGE, S. 372 f. Nr. 32–34; DEPEYROT, S. 297 Nr. 638).

³³ Zur Münzprägung Karls allgemein Philip GRIERSON, *Money and Coinage under Charlemagne*, in: BEUMANN, Karl der Große, Bd. 2, S. 501–536; Karl F. MORRISON/Henry GRUNTHAL, *Carolingian Coinage*, New York 1967; Jean LAFaurie, *Les monnaies impériales de Charlemagne*, in: CRAI 1978, S. 154–172; Bernd KLUGE, *Nomen imperatoris und Christiana Religio. Das Kaisertum Karls des Großen und Ludwigs des Frommen im Licht der numismatischen Quellen*, in: STIEGEMANN/WEMHOFF, 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit (Anm. 8), Bd. 3, S. 82–90 (Beziehung des *Christiana Religio*-Typs auf die maxentianischen Nummi, doch keine Deutung des sogenannten Altar-Revers); Simon COUPLAND, *Charlemagne’s Coinage. Ideology and Economy*, in: *Charlemagne – Empire and Society*, Manchester 2005, S. 211–229. FRIED, Karl, S. 510–512, sieht im Kirchengebäude das heilige Grab in Jerusalem und die Bilddenare allgemein als für den Orient gedachtes Geld, eine angesichts der Fundorte der erhaltenen Stücke nicht nachvollziehbare Ansicht (zur Anerkennung des Kaisertitels, S. 563–566).

Andere Formen der antiken Kaisertradition griff Karl ebenfalls auf. Er lernte bei seinen vier Aufenthalten in Rom das *palatium* der römischen Monarchen kennen, dessen Funktion nicht in Vergessenheit geraten war. In diesem namengebenden Palast hatten noch Valentinian III. 454/455, Petronius Maximus 455, Livius Severus 461–465 und Anthemius 468–472 residiert.³⁴ Später wohnte Kaiser Constans II. während seines kurzen Rom-Aufenthaltes im Sommer 663 als bisher letzter *Augustus* auf dem Palatin. Insofern griff Karl eine Tradition auf, die knapp 140 Jahre zuvor eine Unterbrechung erfahren hatte. Außer in Rom standen im eigenen Herrschaftsgebiet noch die alten Kaiserresidenzen in Trier, Lyon, Arles, Mailand und Ravenna bereit, so daß es für die Schaffung neuer *palatia* oder Pfalzen genügend Anschauungsmaterial gab.³⁵

Die Idee, eine eigene neue Residenz im Frankenreich zu errichten, erfuhr der neue Kaiser genau in den spätantiken Hauptstädten Rom und Ravenna, dies im Jahre 787: Hier war der spätrömische und von Theoderich genutzte Palast vorhanden.³⁶ Karl wählte für sein Vorhaben, eine mehr oder weniger dauerhafte Residenz zu schaffen, vor allem Aachen und Ingelheim aus. Hier wurden ab 787 mit aus Italien verbrachten Architekturteilen *palatia* gebaut. Diese schlossen natürlich keinen Circus mehr ein, berücksichtigten aber andere Bestandteile römischer Anlagen, vor allem die Aula als Ort des repräsentativen Auftretens des Herrschers in einer ausgewählten Öffentlichkeit: Daß sich gerade dieser Teil an die große Aula in Trier anschloß, ist bekannt.³⁷

³⁴ Das stadtrömische *palatium* behandelte zuletzt Ulrike WULF-RHEIDT, Die Darstellung komplexer Gebilde als Grundlage für bauforscherische Untersuchungen – das Beispiel Kaiserpalast auf dem Palatin, in: Hans-Ulrich CAIN/Anette HAUG/Yadegar ASISI (Hrsgg.), Das antike Rom und sein Bild, Berlin 2011, S. 245–258. Die Wirkungsgeschichte dieses Vorbildes untersuchte Thomas ZOTZ, *Palatium publicum, nostrum, regium*. Bemerkungen zur Königspfalz in der Karolingerzeit, in: Franz STAAB (Hrsg.), Die Pfalz. Probleme einer Begriffsgeschichte vom Kaiserpalast auf dem Palatin bis zum heutigen Regierungsbezirk, Speyer 1990, S. 71–101.

³⁵ Zur Italien-Unternehmung von Constans II. siehe Pasquale CORSI, *La spedizione italiana di Costante II*, Bologna 1983. Allgemein zu seiner Zeit John F. HALDON, *Byzantium in the Seventh Century: the Transformation of a Culture*, Cambridge 1990.

³⁶ Den Ravennater Theoderichspalast diskutierte jüngst Andrea AUGENTI, *The Palace of Theoderic at Ravenna, a New Analysis of the Complex*, in: Luke LAVAN u. a. (Hrsgg.), *Housing in Late Antiquity. From Palaces to Shops*, Leiden/Boston 2007, S. 425–454. Karls Anschauung von Ravenna betont FRIED, Karl, S. 184 f.

³⁷ Die Pfalz zu Ingelheim behandeln Peter CLASSEN, *Die Geschichte der Königspfalz Ingelheim bis zur Verpfändung an Kurpfalz 1375*, in: Johannes AUTHENRIETH (Hrsg.), *Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims*, Ebd. 1964, S. 87–146; Reinhard FRIEDRICH, *Karl der Große in Ingelheim. Bauherr der Pfalz und europäischer Staatsmann* (Katalog zur Ausstellung im Alten Rathaus Nieder-Ingelheim, 29. August bis 27. September 1998), Ingelheim am Rhein 1998; Hugo BRANDENBURG, *Zwei Marmor-Kapitelle aus der karolingischen Pfalz Ingelheim im Landesmuseum Mainz. Zur Frage der Spolienverwendung im frühen Mittelalter*, in: Thorsten MATTERN, *Munus. Festschrift Hans Wiegartz*, Münster 2000, S. 47–60; IMHOF/WINTERER, Karl, S. 124–133 und S. 168–171; Holger GREWE, *Das Nachwirken römischer Stadtarchitektur – ausgewählte Aspekte am Beispiel*



Baurest der Aula in der Kaiserpfalz von Ingelheim (Photo: Wolfgang Kuhoff)

Für die Pfalz in Ingelheim ist sogar ein anscheinend umfänglicher Bildschmuck in einer dichterischen Quelle von etwa 830 überliefert, der prononciert antike nicht-christliche und antike wie zeitgenössische christliche Herrscher auf den beiden Längswänden gegenüberstellt: Auf der einen waren solche wie der achämenidische Perserkönig Kyros und der Weltreichsbegründer Alexander der Große abgebildet, auf der anderen Konstantin, Theodosius I., Karl Martell, Pippin I. und Karl selbst als Zielpunkt des Ganzen in zweifacher Figuration, und zwar als Herrscher in Italien und als Unterwerfer der Sachsen: Auf diese Weise erschien er in einer eher friedensbringenden und in einer militärisch siegreichen Rolle, beides noch als König. Daß für diesen Bilderzyklus eine profunde Kenntnis antiker Quellen notwendig war, steht außer Frage. Die bewußte Anknüpfung an die Heroen vergangener Jahrhunderte, welche als Vorbilder für den gegenwärtigen Herrscher präsentiert wurden, konzipierte Karl mitsamt seinen Beratern wie Alkuin. Als politisches Ziel zeichnete sich hierbei im Hintergrund schon das Streben nach der Kaiserwürde ab.³⁸

der Pfalz Karls des Großen in Ingelheim, in: Ein Traum von Rom. Stadtleben im römischen Deutschland, Stuttgart/Darmstadt 2014, S. 346–356.

³⁸ Quelle für Ingelheims Bildschmuck ist das Gedicht *In honorem Hludovici* des Ermoldus Niggellus (in: MGH Poetae 2): Edmond FARAL, *Ermold le Noir, Poème sur Louis le Pieux et épitres au roi Pépin*, Paris 1932; Walther LAMMERS, Ein karolingisches Bildprogramm in der Aula

Zu diesen beiden wichtigsten Palastanlagen traten noch diejenigen in Nimwegen, Frankfurt und Paderborn hinzu, und die schon aus früherer Zeit stammenden Anlagen wurden weiterbenutzt. Alle aber wurden durch Kapellen wie die berühmte in Aachen nach dem Ravennater Vorbild von San Vitale ergänzt. Daß die heute sichtbare mosaizistische Gewölbeausstattung der Aachener Kapelle kurioserweise auf Initiative des deutschen Kaisers Wilhelm II. nach dem Ravennater Vorbild angebracht wurde, demonstriert das Anknüpfen eines weit späteren Staatsoberhauptes mit dem eingedeutschten Herrschertitel an die glorifizierte Vergangenheit des karolingischen Übervorbildes.³⁹

Das nächste wichtige Thema ist Karls Aussehen. Dieses ist nur rudimentär überliefert, da außer den Vorderseiten der Denare keine authentische vollplastische Darstellung vorliegt: Damit entfällt eine der Kardinalformen herrscherlicher Selbstdarstellung, doch muß es eine solche gegeben haben. Die berühmte Bronzestatue in Paris, die einen Monarchen karolingischer Zeit als Reiter zeigt, wird wegen des Schnurrbartes häufig als Karls Abbild angesehen, was literarische Nachrichten nahelegen. Es bestehen unverkennbare Parallelen zu den Münzaversen, deren Bildnisse das Aussehen des Kaisers nachweisen. Insofern erhält die Statue aus Metz die Berechtigung, als kleines Nachbild antiker Reiterstatuen gelten zu können. Da auch keine originären Inschriften Karls bekannt sind, liegen heutzutage nur drei Gattungen seiner Selbstdarstellung vor, nämlich die numismatische, die bauliche in Gestalt der Pfalzen und die kleinformatige statuarische.⁴⁰

regia von Ingelheim, in: DERS., *Vestigia Mediaevalia*, Wiesbaden 1979, S. 219–283; Christine RATKOWITSCH, Die Fresken im Palast Ludwigs des Frommen in Ingelheim (Ermold., Hlud. 4, 181 ff.): Realität oder poetische Fiktion, in: *Wiener Studien* 107/8, 1994/5, S. 553–581; HARTMANN, Karl, S. 115–120; FRIED, Karl, S. 430 f. und S. 469 f.; WEINFURTER, Karl, S. 147 f.; GREWE, Nachwirken (Anm. 37; kein archäologischer Nachweis von Fresken).

³⁹ Mit Aachen beschäftigen sich u. a. Ludwig FALKENSTEIN, *Der „Lateran“ der karolingischen Pfalz zu Aachen*, Köln/Graz 1966; DERS., *Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstifts*, Paderborn u. a. 1981; DERS., *Pfalz und vicus Aachen*, in: Caspar EHLERS, *Orte der Herrschaft. Mittelalterliche Königspfalzen*, Göttingen 2002, S. 131–181; Ulrike WEHLING, *Die Mosaiken im Aachener Münster und ihre Vorstufen*, Köln/Bonn 1995. Mario KRAMP (Hrsg.), *Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos*, Mainz 2000; Darryl CAMPBELL, *The Capitulare de villis, the Brevium exempla and the Carolingian Court at Aachen*, in: *Early Medieval Europe* 18, 2010, S. 243–264; Andrea PUFKE (Hrsg.), *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Bauforschung – Bautechnik – Restaurierung*, Worms 2012; HARTMANN, Karl, S. 115–120; FRIED, Karl, S. 403–429; WEINFURTER, Karl, S. 148–152.

⁴⁰ Die Pariser Reiterstatue wird kontrovers diskutiert: Percy E. SCHRAMM/Florentine MÜTHERICH, *Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit 751–1190*, München 1983, S. 173–175; Danielle GABORIT-CHOPIN, *La statuette équestre de Charlemagne*, Paris 1999; Achim Th. HACK, *Karl der Große hoch zu Roß. Zur Geschichte einer (historisch falschen) Bildtradition*, in: *Francia* 35, 2008, S. 349–379: Er erkennt wie Andere eine Darstellung Karls des Kahlen; HARTMANN, Karl, S. 71 f., sieht dagegen ein postumes Abbild des älteren Karl, während FRIED, Karl, S. 402 f., sie diesem selbst zu Lebzeiten zuweist.



Reiterstatuette Karls des Großen aus Metz im Pariser Louvre (Museums-photo)

Bezüglich der letztgenannten Repräsentation muß man sich aber fragen, ob es nicht doch eine großformatige gegeben hat. Außer dem Marcus Aurelius in Rom, ungeachtet seiner damaligen Benennung als Konstantin, hat Karl in Italien nämlich mindestens eine weitere antike Reiterstatue gesehen, den sogenannten „Regisole“ in der langobardischen Hauptstadt Pavia. Es handelte sich um eine Reiterstatue des Septimius Severus, die bis zur napoleonischen Zeit vor dem dortigen Dom stand.⁴¹ Insofern fehlte es an antiken Beispielen zur Anschauung und Nachahmung keineswegs, so daß die Aufstellung einer ähnlich großen Repräsentationsfigur des neuen Kaisers etwa in Aachen

⁴¹ Zur heute nur wenig bekannten Reiterstatue in Pavia siehe Giuseppe BOVINI, *Le vicende del „Regisole“*, *statua equestre Ravennate*, in: *Felix Ravenna* 35, 1963, S. 138–154; Raymond CHEVALLIER, *À propos du „Regisole“*, in: *Felix Ravenna* 46, 1968, S. 21–25; Donald A. BULLOUGH, *Carolingian Renewal: Sources and Heritage*, Manchester 1991, S. 42; Cesare SALETTI, *Il Regisole di Pavia*, Como 1997.

oder Ingelheim nicht ausgeschlossen werden kann. Walahfried Strabo berichtet jedenfalls darüber, wie die nachgewiesenen Architekturstücke sei aus Ravenna im Jahre 801 auch eine Statue Theoderichs des Großen ins Frankenreich mitgebracht und in Aachen vor dem *palatium* aufgestellt worden. Einerseits kann diese mit wenig Aufwand in eine solche Karls umgestaltet worden sein, andererseits mag die Pariser Statuette sogar als kleinformatige Kopie einer lebensgroßen Bronzestatue des neuen *imperator Augustus* interpretiert werden. Leider hilft die Formulierung des genannten Dichters in demselben kleinen Opus *De imagine Tetrici* nicht weiter, in der er von *aurea cui ludunt summis simulacra columnis* spricht: Diese Aussage ist zu poetisch und nicht präzise genug.⁴²



Nachguß der verlorenen Reiterstatue des Septimius Severus (?) auf dem Domplatz in Pavia von 1937 (Photo: Wikipedia Internetartikel „Regisole“ [englisch])

Ein eigenes Grabdenkmal oder Mausoleum ließ Karl nicht für sich errichten, anders als etwa Diokletian oder Theoderich. Stattdessen wurde die von ihm zur Palastkapelle in Aachen erhobene Kirche der Gottesmutter Maria zu seiner Grabstätte. Damit folgte er ein weiteres Mal den Gepflogenheiten der spätrömischen *Augusti* in Konstantinopel, welche seit Konstantin dem Großen die dortige Apostelkirche zu ihrer Begräbnisstätte

⁴² Walahfrieds Vergleich von Theoderich und Karl in *De Imagine Tetrici*, Vs. 110 (MGH Poetae Latini, II, S. 370–378) deuten Alois DÄNTL, Walahfried Strabos Widmungsgedicht an die Kaiserin Judith und die Theoderichstatue vor der Kaiserpfalz zu Aachen, in: *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins* 52, 1930, S. 3–23; Verena EPP, Von Theoderich dem Großen zu Karl dem Großen, in: GODMAN/JARNUT/JOHANEK, *Vorabend der Kaiserkrönung* (Anm. 8), S. 219–229. Daß der karolingische Autor ausdrücklich Theoderich als Dargestellten nennt und am Vorhandensein des Denkmals Anstoß nimmt, spricht nicht gegen eine Umarbeitung, denn die ursprüngliche Benennung muß den eingeweihten Zeitgenossen bekannt gewesen sein (HARTMANN, Karl, S. 119 f.; FRIED, Karl, S. 409).

erkoren hatten. Im Gegensatz zu diesen ließ er jedoch keinen Porphyrsarkophag neu für sich schaffen, sondern begnügte sich mit einem Sarkophag aus Marmor. Immerhin jedoch war es einer mit reliefverzierter Vorderseite, welche den durchaus passenden griechischen Mythos der Unterweltsgöttin Proserpina symbolisiert. Das prächtige Stück hatte er selbst aus Italien über die Alpen schaffen lassen. Als besonders interessant muß zudem die Angabe in Karls Lebensbeschreibung gewertet werden, daß sich in seinem Nachlaß zwei silberne Tische befanden, welche mit Darstellungen von Rom und Konstantinopel verziert waren: In ihnen äußerte sich manifest die seit dem 4. Jahrhundert vorgenommene Abbildung der zwei spätantiken Reichshauptstädte, die in verschiedener Gestaltungsform überliefert ist, nämlich numismatisch und plastisch.⁴³

Wie ist nun die Aufteilung des Reiches zu verstehen, die Karl im Jahre 811 zugunsten seiner Söhne vornahm? Sie war nicht nur den fränkisch-merowingischen Vorbildern verpflichtet, sondern konnte sich natürlich auch auf spätrömische Verfahrensweisen berufen. Die Aufteilung der Verantwortlichkeiten im spätrömischen Reich durch Konstantin den Großen muß seinem späten „Nachfolger“ Karl spätestens dann bekannt geworden sein, als er in Rom die vergangenen Verhältnisse kennengelernt hatte.⁴⁴ Diese hatten den Anlaß für die unselige „Konstantinische Schenkung“ geboten. Deren Bezugnahme auf die Politik Konstantins ist deutlich, denn der Ausbau des alten *Byzantium* zum neuen *Constantinopolis* als Residenzstadt seit dem 11. Mai 330 hatte das alte Rom als Hauptstadt vakant gelassen, was die Dispositionen Diokletians und der tetrarchischen Regierungsform seit 293 vorgemacht hatten. Der Bischof von Rom trat in dieses Herrschaftsvakuum ein, als er sich zum Wahrer der historischen Bedeutung seiner Stadt aufschwang, und seine Propagandisten hatten dies wirkungsvoll in schriftliche Form umgesetzt, die schwerwiegende Folgerungen für Jahrhunderte hervorrief.⁴⁵

⁴³ Die Beisetzung Karls in diesem Sarkophag ist nicht unbestritten: Theun-Mathias SCHMITT, Proserpina-Sarkophag, in: 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 2, S. 758–763; Helmut JUNG: Der Persephonesarkophag Karls des Großen, in: JdI 117, 2002, S. 283–312; HARTMANN, Karl, S. 68–80 (mit dem Hinweis auf die Silbertische); FRIED, Karl, S. 596 f.; WEINFURTER, Karl, S. 258 f. Zur Dichotomie von Rom und Konstantinopel in künstlerischer Form siehe besonders die frühen Kleinmünzen Konstantins mit den beiden Stadtpersonifikationen.

⁴⁴ Johannes FRIED, Elite und Ideologie oder die Nachfolgeordnung Karls des Großen vom Jahre 813, in: Régine LEJAN (Hrsg.), La royauté et les élites dans l'Europe Carolingienne, Lille 1998, S. 71–109.

⁴⁵ Die *Constitutio Constantini* erörterten jüngst Johannes FRIED, Donation of Constantine and Constitutum Constantini. The Misinterpretation of a Fiction and its Original Meaning, Berlin/New York 2007; DERS., Zu Herkunft und Entstehungszeit des „Constitutum Constantini“, in: DA 63, 2007, S. 603–611; Jürgen MIETHKE, Die „Konstantinische Schenkung“ in der mittelalterlichen Diskussion. Ausgewählte Kapitel einer verschlungenen Rezeptionsgeschichte, in: Andreas GOLTZ/Heinrich SCHLANGE-SCHÖNINGEN (Hrsgg.), Konstantin der Große. Das Bild des Kaisers im Wandel der Zeiten, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 35–108. Die von Fried vertretene Erfindung im Frankenreich statt in Rom, statt 770 erst 830, ist widersinnig und

Eine Aufteilung des neuen Kaiserreiches unter potentielle Nachfolger wurde erstmals zum Jahresende 800 überlegt. Sie kam aber ebenso nicht zum Tragen wie eine zweite von 806, immer weil Kandidaten vorzeitig verstarben.⁴⁶ Eine Reichsteilung unter drei Nachfolger wurde erst in der nächsten Generation wirksam, sie erwies sich jedoch als historische Fehlleistung Ludwigs des Frommen. Dieser war immerhin im Jahre 813 noch zum Mitkaiser Karls gekrönt worden, und zwar ohne Beteiligung des römischen Bischofs, so wie in Konstantinopel ein regierender Βασιλεύς meist einen Verwandten zum Mitkaiser erhob. Ludwig entpuppte sich nicht als durchsetzungsfähiger Herrscher, da er gerade in der Frage seiner eigenen Nachfolge eine überaus unglückliche Hand an den Tag legte. Die Folgen seiner Nachfolgeordnung erfuhr die damalige Gegenwart drastisch und beurteilt die heutige Forschung unterschiedlich. Dabei treten die fränkisch-merowingischen Gepflogenheiten in den Vordergrund, doch der kaiserliche Rang Karls und Ludwigs legt die spätantike Tradition gleichermaßen zugrunde. Doch auch spätantike Nachfolgeregelungen erwiesen sich nicht als tragfähig, und zwar schon diejenige Konstantins und die spätere des ersten Theodosius.⁴⁷

Karls Nachleben

Die literarische Würdigung des ersten Karolingerkaisers erfolgte schon zu seinen Lebzeiten durch das Aachener Karlsepos: Hierin läßt sich unschwer eine Anknüpfung an die Lobreden für römische Kaiser erkennen, die als *Panegyrici Latini* bekannt sind. Inwieweit letztere als direkte Vorbilder einzustufen sind, muß fraglich bleiben, da ihre Kenntnis in der Zeit um 800 unsicher ist. Dessen ungeachtet kann man im antiken Sinne das Epos als Elogium einstufen. Dieser Bericht in Gedichtform über das Treffen von König und Papst im Sommer 799 wirkt wie ein Epos über die hochaktuellen Verhandlungen und die danach vollzogene Krönung in Rom. Umgekehrt geben sich

nicht zu akzeptieren; dagegen ist der Hinweis von HARTMANN, Karl, S. 170, und WEINFURTER, Karl, S. 297–209, ausschlaggebend, daß Papst Hadrian I. seit 781 eigene Münzen prägen ließ und in seinen Urkunden die Bezugnahme auf die oströmischen Kaiser unterdrückte: In diesen Zusammenhang ist eine derartige Fälschung logisch einzuordnen.

⁴⁶ Herrschaftsteilungen im Frankenreich: Brigitte KASTEN, Königssöhne und Königsherrschaft. Untersuchungen zur Teilhabe am Reich in der Merowinger- und Karolingerzeit, Hannover 1997.

⁴⁷ Zur Nachfolgeregelung von 813 Wolfgang WENDLING, Die Erhebung Ludwigs des Frommen zum Mitkaiser im Jahre 813 und ihre Bedeutung für die Verfassungsgeschichte des Frankenreiches, in: Frühmittelalterliche Studien 19, 1985, S. 201–238. Alle Überlegungen zur Teilhabe der Söhne an der Herrschaft führt HARTMANN, Karl der Große 233–241, vor, zu Ludwigs Regierung kurz S. 242–246; ähnlich WEINFURTER, Karl, S. 172–177. FRIED, Karl, S. 543–550, betont die Novität des Teilungsplans von 806 in Form umfänglicher Absicherung mittels Eiden und die Vorbildfunktion spätantiker Regelungen, aber auch das Bemühen, durch die Bevorzugung des ältesten Sohnes das Schwergewicht im ursprünglichen Frankenreich zu bewahren (am Ende klare Worte zum Scheitern Ludwigs).

die sogenannten „Reichsannalen“ als eine offizielle Tatenbeschreibung. Da beide als geschriebene Werke nur die Lesekundigen ansprechen konnten, beschränkte sich ihre Wirkung auf diese.⁴⁸

Gleichsam sprichwörtlich geworden ist die sogenannte „karolingische Renaissance“, welche die kulturelle Blüte in Karls Herrschaftszeit zu interpretieren sucht. Der heutige Beobachter kann den Eindruck gewinnen, hier werde eine aufbauschende Kulisse errichtet, die zur Glorifizierung eines tatsächlich Großen der Geschichte dienen solle. Daß ein Kaiser sich persönlich um die Hebung der Kultur einsetzte, geschah in der römischen Antike einige Male, so bei Augustus, Hadrian, Marcus Aurelius und Gallienus. Später wurde darauf nicht mehr viel Wert gelegt, nimmt man die lange Regierungszeit Iustinians aus. Renaissance als Rückbesinnung auf oder sogar Wiedererweckung der Antike erscheint als beträchtlicher Anspruch, dessen Erfüllung mit Anstrengungen auf verschiedenen Gebieten verbunden war.⁴⁹

Zu Karls nichtkriegerischen Tätigkeiten zählten die Neugründungen von Orten christlicher Mission und zivilen Landesausbaus sowie seinen mit antiken Spolien als Würdesymbolen veredelten Residenzen. Dafür priesen Gelehrte und Poeten ihren Mentor in augenblicksbezogenen Schöpfungen und suchten sich mit den antiken Vorbildern ihrer Kunst zu messen. Einige von ihnen waren aus Italien ins Frankenreich gekommen oder von dort mitgenommen worden, aber ihrer aller Blick fiel zuerst auf die Werke der Künstler aus der Zeit des Augustus, des Begründers der römischen Monarchie. Die Kenntnis klassischer Werke bezog sich auf Horatius und Vergil, also auf Gedichte und Epen, wozu Suetonius und Tacitus und damit Lebensbeschreibungen und Geschichtsdarstellungen aus der traianisch-hadrianischen Epoche traten. Daß diese Schriften tatsächlich bekannt waren, zeigen die Stemmata der erhaltenen Abschriften aus humanistischer und genau der karolingischen Zeit auf.⁵⁰

⁴⁸ Die Lobrede auf Karl, das anders bezeichnete Paderborner Karlsepos, untersuchte eigens Dieter SCHALLER, *Das Aachener Epos für Karl den Großen*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 10, 1976, S. 134–168.

⁴⁹ Das genannte Schlagwort und die gelehrten Bemühungen um die Weiterführung der Antike werden unterschiedlich eingeschätzt: Paul LEHMANN, *Das Problem der karolingischen Renaissance*, in: *I problemi della civiltà carolingia*, in: *Settimane di studio Spoleto* 1, 1954, S. 309–358; Erna PATZEL, *Die karolingische Renaissance*, Graz 1965; Giles BROWN, *Introduction. The Carolingian Renaissance*, in: Rosamond MCKITTERICK, (Hrsg.), *Carolingian Culture. Emulation and Innovation*, Cambridge 1994, S. 1–51; Philippe DEPREUX, *Ambitions et limites des réformes culturelles à l'époque Carolingienne*, in: *RH* 623, 2002, S. 721–753; HARTMANN, Karl, S. 202–205; FRIED, Karl, S. 284–289, 319–342 und S. 395–401; WEINFURTER, Karl, S. 183–204.

⁵⁰ Die Fülle der karolingischen Codizes, darunter solche zur Überlieferung antiker Werke, behandelt eingehend BROWN, *Introduction* (Anm. 47); kurz dazu HARTMANN, Karl 192 f. Konkrete Beispiele für die Antikenüberlieferung finden sich im Magdeburger Ausstellungskatalog, S. 453–463, und zwar Vitruvius, Plinius maior, Seneca, HA, Breviarier sowie Victor von Vita.

Sogar die *Epitoma rei militaris* des Flavius Vegetius Renatus aus der Zeit um 500, des einzigen bekannten spätrömischen Militärschriftstellers lateinischer Sprache, war bekannt; ob Karl sie allerdings gelesen hat, ist ungesichert. In diesem Werk hätte er das spätantike, vermischt mit dem klassisch römischen Kriegswesen vorgefunden.⁵¹ Der Herrscher umgab sich zu seinem eigenen Ruhme mit ausgewiesenen Literaten, die zum größeren Teil nicht aus dem Frankenreich, sondern neben Italien aus Britannien, dem einstigen Westgotenreich und Irland stammten. Sie alle formten für die Zeitgenossen, aber auch für die Nachwelt sein Lebens- und Wirkensbild, so wie es die bildliche Version in der Ingelheimer Aula anstrebte. Daß Karl selbst nicht unbedingt schreiben konnte, trotz des an seinem Hofe entwickelten neuen Schrifttyps der karolingischen Minuskel, zeugt allerdings nicht von einer verinnerlichten Anteilnahme an diesem Bemühen.⁵²

Wie römische Kaiser vor ihm wurde Karl zudem mit postumen Biographien gewürdigt. Die erste, recht kurze Lebensbeschreibung verfaßte um 830 sein Berater und Beauftragter für die Aachener Pfalz, Einhard, als „*Vita Caroli*“.⁵³ Gegen 885 folgte ihm Abt Notker von Sankt Gallen mit den „*Gesta Caroli*“, die jedoch eine bereits legendenhaft durchmischte Gestalt offenbaren.⁵⁴ Beide Schriften dienten stärker als viele Viten antiker *Augusti* wie von Suetonius oder gar in der sogenannten „*Historia*

⁵¹ Vegetius behandeln Alfred R. NEUMANN, RE Suppl. X, 1962, Sp. 992–1020, s. v. Vegetius; Matthias SPRINGER, Vegetius im Mittelalter, in: Philologus 123, 1979, S. 85–90; Leo F. STELTEN, Flavius Vegetius Renatus, *Epitoma rei militaris*, New York u. a. 1990; Alf ÖNNERFORS, Zu Person und Werk des Publius Flavius Vegetius Renatus, in: Vetenskapssocieteten i Lund årsbok 1991, S. 142–173; Philippe RICHARDOT, La datation du De Re Militari de Végèce, in: Latomus 57, 1998, S. 136–147; Michael B. CHARLES, Vegetius in Context. Establishing the Date of the „*Epitoma Rei Militaris*“, Stuttgart 2007. WEINFURTER, Karl, S. 82, erwähnt die „Kriegskunst“ kurz, doch FRIED, Karl, übergeht sie.

⁵² Der „Kulturkreis“ um Karl in seiner sogenannten Hofschule in Aachen prägt das neuzeitliche Bild über die kulturelle Blüte im frühen Karolingerreich. Beispielhaft streiten darüber HARTMANN, Karl, S. 177–205, und FRIED, Karl, S. 284–301 und S. 395–403: Ersterer bewertet Karls Schreibfähigkeit zwar zurückhaltend, spricht sie ihm jedoch nicht völlig ab (S. 178–180) und bejaht die Antikenrenaissance der Karlszeit, obgleich er den Begriff „Bildungsreform“ bevorzugt (S. 202–205). Der zweite Autor äußert sich demgegenüber zurückhaltender. Zur neuen karolingischen Schrift siehe Bernhard BISCHOFF, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters, Berlin 2009, S. 136–159; Herrad SPILLING, Die Entstehung der karolingischen Minuskel, in: 794 – Karl der Große (Anm. 21), S. 51–54.

⁵³ Mit Einhards Biographie beschäftigten sich in jüngerer Zeit Hermann SCHEFERS (Hrsg.), Einhard. Studien zu Leben und Werk, Darmstadt 1997; Matthias M. TISCHLER, Einharts „*Vita Caroli*“. Studien zur Entstehung, Überlieferung und Rezeption, 2 Bde., Hannover 2001.

⁵⁴ Notkers *Karlsvita*: Wolfram VON DEN STEINEN, Notker der Dichter und seine geistige Welt, 2 Bde., Bern 1948; Hans F. HÄFELE, Notker Balbulus, Taten Kaiser Karls des Großen, Berlin 1962; Heinz LÖWE, Das Karlsbuch Notkers von St. Gallen und sein zeitgeschichtlicher Hintergrund, in: DERS., Von Cassiodor zu Dante. Ausgewählte Aufsätze zur Geschichtsschreibung und politischen Ideenwelt des Mittelalters, Berlin/New York 1973, S. 123–148; Klaus HERBERS, BBKL 6, 1993, S. 1032–1035.

Augusta⁶⁶ bewußt dem Nachruhm ihres Protagonisten, auch mit dem Blick auf die spätere Niedergangszeit. Aus der Spätantike ist vor allem die des Lobes übervolle Lebensbeschreibung Konstantins des Großen durch Eusebios von Caesarea zu nennen, die zurecht zwiespältig beurteilt wird.⁵⁵ Für alle Epochen der Geschichte aber gilt, daß solche Viten nicht als offizielle Zeugnisse anzusehen sind, doch ist die Geschichtswissenschaft auf sie angewiesen. Einzig die sogenannten *Res Gestae Divi Augusti* dürfen als offizielle Autobiographie eines römischen Kaisers ins Feld geführt werden, wiederum des Augustus.⁵⁶

Eine ähnliche Einschätzung betrifft die sogenannten *Annales regni Francorum*, die trotz ihres offiziell klingenden Titels nicht eine offizielle, vom Herrscher autorisierte, jahrgangswise Darstellung der fränkischen Geschichte waren. Zwar standen die *Annales* von Tacitus als Vorbild im Hintergrund, doch konnten die Reichsannalen deren sprachliche Hochleistung nicht erreichen. Die Gattung der Annalen erlebte während der karolingischen Epoche eine Blütezeit, doch die sonst bekannten Einzelwerke, die allesamt in Klöstern angefertigt wurden, reichen in ihrer Aussagekraft andererseits nicht an die Reichsannalen heran: Alle diese Dokumente stellen aber Mosaiksteine für die Kenntnis des Karlslebens dar.⁵⁷

In umgekehrtem Sinne war es ganz ungewöhnlich, daß im Auftrag Karls 795 ein Grabepigramm auf Papst Hadrian I. vom Gelehrten Alkuin verfaßt, nach Rom gesandt und dort tatsächlich, und dies auf schwarzem Marmor, eingraviert wurde, um es öffentlich auszustellen. Daß diese Inschrift noch heute im Vestibül des Petersdoms vorhanden ist und sogar den Neubau der päpstlichen Basilika in Renaissance und Frühbarock überdauert hat, grenzt an ein Wunder und beweist ihre Wertschätzung. Der Betrachter fühlt sich dabei an die zahlreichen, elaborierten Grabinschriften in Versform erinnert, die der römische Bischof Damasus während seines Pontifikates 366–384 für etliche

⁵⁵ Zur Konstantinsvita: Friedhelm WINKELMANN, Die Textbezeugung der Vita Constantini des Eusebius von Caesarea, Berlin 1962; DERS., Zur Geschichte des Authentizitätsproblems der Vita Constantini, in: *Klio* 40, 1962, S. 187–243; DERS., Die Historiographie in der Epoche des Kaisers Konstantin des Großen, in: Jürgen DUMMER/Meinolf VIELBERG (Hrsgg.) *Zwischen Historiographie und Hagiographie. Ausgewählte Beiträge zur Erforschung der Spätantike*, Stuttgart 2005, S. 79–99; Paul DRÄGER (Hrsg.), *Über das Leben des glückseligen Kaisers Konstantin – De vita Constantini*, Oberhaid 2007.

⁵⁶ Die Selbstbiographie des Augustus: Hans-Joachim DIESNER, Augustus und sein Tatenbericht. Die *Res gestae Divi Augusti* in der Vorstellungswelt ihrer und unserer Zeit, in: *Klio* 67, 1985, S. 35–42; Hatto H. SCHMITT, Zum literarischen Selbstzeugnis des Herrschers. Die *Res gestae Divi Augusti* im Vergleich, in: *Die Antike in literarischen Zeugnissen. Dialog Schule und Wissenschaft* 22, 1988, S. 160–183; John SCHEID, *Res gestae divi Augusti. Hauts faits du divin Auguste*, Paris 2007; Christian WITSCHEL, *The Res Gestae Divi Augusti and the Roman Empire*, in: Fritz-H. MUTSCHLER/Achim MITTAG (Hrsgg.), *Conceiving the Empire. China and Rome Compared*, Oxford 2008, S. 241–266.

⁵⁷ Überblicke über die literarischen Quellen zu Karls Epoche geben HARTMANN, Karl, S. 13–22 (mit Verweis auf die antiken Vorbilder, unter denen auch die *Vita des Iulius Agricola* von Tacitus erwogen wird), WEINFURTER, Karl, S. 20–34; FRIED, Karl, S. 17–30.

Vorgänger verfaßte und in deren Grabstätten in den Katakomben anbringen ließ. Das edle Material für Hadrians Memoria übertraf diese spätantiken Grabgedichte jedoch merklich.⁵⁸

Etliche Gedichte und Briefe, die Aspekte von Karls Wirken ansprechen, vervollständigen unser Bild der Wiederaufnahme antiker und spätantiker Gepflogenheiten. Besonders umtriebig war der Westgote Theodulf, Bischof von Orleans, der wie Alkuin auch theologisch hervortrat. Der Historiker der Langobardengeschichte, Paulus Diaconus, schrieb sogar ein Werk über die frühesten Ahnen Karls zu dessen Ruhme: Darin werden die Franken als Nachfahren der Trojaner vorgestellt.⁵⁹ Solche Werke sowie die Viten, Epen und Annalen bestimmten Karls Bild für die Nachwelt bis heute, und dies mit merkwürdigen Höhepunkten in kritischen Perioden der deutschen Geschichte.⁶⁰

Man kann die Zeit des ersten nichtrömischen Kaisers in Westeuropa als eine Blüte der Herrscherpanegyrik in spätantiker Tradition bezeichnen. Das bekannteste Epitheton verlieh ihm das Karlsepos, das ihn als *pater Europae* titulierte. Es ist außerdem darauf hinzuweisen, daß noch heute in den westslawischen Sprachen Europas das Wort für „König“ an ihn erinnert, nämlich „Krol“ bzw. „Kral“. Ein solches Herrscherlob war und ist allerdings eine jahrtausendelange Tradition in der Kulturgeschichte der Menschheit von der Frühzeit Ägyptens bis zur Fernsehberichterstattung der Gegenwart.⁶¹

⁵⁸ Das Hadriansepitaph und seinen Text behandeln F. HARTMANN, Hadrian I. (Anm. 10), S. 256–260; HARTMANN, Karl, S. 171, FRIED, Karl, S. 281–283; WEINFURTER, Karl, S. 214 f.

⁵⁹ Die dichterische Darstellung: Dieter SCHALLER, Karl der Große im Lichte zeitgenössischer politischer Dichtung, in: Paul BUTZER/Max KERNER/Walter OBERSCHELF (Hrsgg.), Karl der Große und sein Nachwirken. 1200 Jahre Kultur und Wissenschaft in Europa, 2 Bde., Turnhout 1997 f., Bd. 1, S. 193–219.

⁶⁰ Die spätere Einschätzung Karls erörtern u. a. Arno BORST, Das Karlsbild in der Geschichtswissenschaft vom Humanismus bis heute, in: BEUMANN, Karl der Große, Bd. 4, S. 364–402; Karl Ferdinand WERNER, Karl der Große oder Charlemagne? Von der Aktualität einer überholten Fragestellung, München 1995 (zum historischen Gegensatz zwischen deutscher und französischer Vereinnahmung Karls für eigene politische Zwecke); DERS., Karl der Große in der Ideologie des Nationalsozialismus. Zur Verantwortung deutscher Historiker für Hitlers Erfolge, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 101, 1997/8, S. 9–64; Matthias PAPE, Der Karlskult an Wendepunkten der neueren deutschen Geschichte, in: HJb 120, 2000, S. 138–181; FRIED, Karl, S. 617–633; WEINFURTER, Karl, S. 11–19 und S. 262–266.

⁶¹ Mit Karls Bedeutung für die politischen Entwicklungen der späteren Jahrhunderte beschäftigt sich auch HARTMANN, Karl, S. 247–260. Die Autoren verstehen den ersten neuen römischen Kaiser allesamt ambivalent und bewerten seine Rolle im aktuellen Geschichtsverständnis merklich weniger bedeutend als in der Vergangenheit. Ob sich diese Zurückhaltung im Jahr des 1200. Todestages ändern wird, muß tatsächlich vorsichtig eingeschätzt werden.

Ordnung im Chaos der Dinge. Richtlinien der Museumsfachwelt für die historischen Museen vom Kaiserreich bis zur NS-Zeit

EVA BENDL

Das historische Museum¹ boomt. Nicht nur die große Anzahl an Museumsgründungen, auch die steigenden Besucherzahlen zeigen, dass das Interesse an der Auseinandersetzung mit Geschichte im Museum auch im 21. Jahrhundert nicht geschmälert ist. Mit der Anzahl der historischen Museen nahm die Heterogenität ihrer Ansätze zu. Kaum ein anderer Museumstyp kann eine solche Vielfalt von Ausstellungskonzepten vorweisen. Begleitet wird diese Diversität von einer öffentlichen Diskussion über die Gestaltung, die Aufgaben und die Funktionen der Institution. Gegenwärtig debattiert die Museumsfachwelt, welche Rolle digitale Medien, Audio- und Videoguides, Repliken und metaphorisch-ästhetische Raumszenierungen im Vergleich zur Präsentation von Originalobjekten spielen sollen.² Außerdem wird erörtert, wie Museen ihren Anspruch auf gesellschaftliche Relevanz rechtfertigen und gleichzeitig neue Besuchergruppen erschließen können.³ Museen versuchen dies beispielsweise dadurch, dass sie aktuelle Themen aufgreifen, unterschiedliche Perspektiven in ihre Geschichtsdarstellung einbringen und dem Besucher mehr assoziative Freiräume lassen. Auf die von Gottfried Korff gestellte Frage, ob und wie sich Geschichte musealisieren lasse,⁴ gibt es viele Antworten.

Der seit dem Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts anhaltende Museumsboom, der durch eine starke Vermehrung von Museums- und Ausstellungsprojekten

¹ Der Typ des historischen Museums ist bisher nicht eindeutig definiert. Gottfried Korff und Martin Roth bezeichnen alle Museen als historische, die sich in ihren Dauerausstellungen mit historischen Themen beschäftigen. Zu diesen zählen sie stadt- und kulturgeschichtliche Institutionen, Heimat- und Lokalmuseen, Freilichtmuseen und Museumsdörfer, technikgeschichtliche Sammlungen sowie einzelnen Themen oder Objektarten gewidmete Spezialsammlungen. Auch Architektur-, Kunstgewerbe- und Designmuseen weisen vielfach eine historische Komponente auf, gehören aber gleichzeitig zur Gruppe der Kunstmuseen. Gottfried Korff und Martin Roth: Vorwort, in: *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, hg. v. Gottfried Korff und Martin Roth, Frankfurt a. M. 1990, S. 7f., hier S. 7.

² Vanessa Schröder: *Geschichte ausstellen – Geschichte verstehen. Wie Besucher im Museum Geschichte und historische Zeit deuten*. Bielefeld 2013, S. 15.

³ Schröder: *Geschichte ausstellen*, S. 24.

⁴ Gottfried Korff: *Lässt sich Geschichte musealisieren?* in: *Museumskunde* 60 (1995), S. 18–22.

charakterisiert ist,⁵ ist nicht der erste im deutschsprachigen Raum. Bereits hundert Jahre vorher stieg die Anzahl insbesondere der historischen Museen, damals meist Altertumssammlung oder Lokalmuseum genannt, deutlich an. 1902 äußerte sich der Friedberger Oberamtsrichter Franz Weber zur Museumsentwicklung in Bayern:

„Es wird bald nur noch ganz wenige Städte in Oberbayern geben, die kein Lokal-Nationalmuseum besitzen. Wenn wir dabei bedenken, daß zur Gründung aller dieser [...] in neuester Zeit seit etwa Mitte der [achtzehnhundert]achtziger Jahre entstandenen Schöpfungen kein staatlicher Einfluß irgendeiner Art geübt und bisher auch keine staatliche Unterstützung geleistet wurde, daß vielmehr alle diese Unternehmungen lediglich von Privatpersonen an den einzelnen Orten ins Leben gerufen wurden und also ganz auf eigenen Füßen stehen, sollen wir da uns nicht eben so sehr an dem hoffnungsvollen Erwachen des Interesses an der Geschichte des Vaterlandes, an dem früheren Leben und Treiben des Volks [...] freuen? [...] Wie hier in Oberbayern sind auch in den anderen Kreisen Bayerns, insbesondere in Niederbayern, Mittelfranken und Schwaben eine ganze Reihe solcher Museen entstanden und fortwährend tauchen in den Tagesblättern Meldungen von Neu-Gründungen historischer Vereine und Sammlungen bald da, bald dort auf.“⁶

Die Welle von Museumsneugründungen erfasste in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht nur Bayern, sondern ganz Europa. Geschichts- und heimatbegeisterte Bürger wie Weber begrüßten euphorisch diese Entwicklung, da sie hofften, dadurch die „Verschleppung“⁷ wertvoller Kulturgüter ins Ausland oder in die Großstädte abzuwenden. Die Angst vor dem Antiquitätenhandel, dem man „schimpfliche Veräußerung außer Landes aus Gewinnsucht“⁸ vorwarf, zieht sich toposartig durch die Äußerungen der bürgerlichen Trägerschicht der am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts gegründeten lokalen Geschichtsmuseen.

Doch nicht überall traf die Gründungswelle historischer Museen auf uneingeschränkten Enthusiasmus. Die Direktoren der großen hauptamtlich geleiteten Sammlungen blickten oft kritisch auf die meist von Vereinen oder Privatpersonen initiierten und ehrenamtlich verwalteten lokalen Museumsprojekte. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts traten die Museumsfachleute in einen intensiveren Austausch untereinander, um über programmatische Fragen zu diskutieren und allgemeingültige Richtlinien der Museumsarbeit auszuarbeiten. Wie sollten die historischen Museen gestaltet sein? Wozu sollten sie dienen?

⁵ Gottfried Korff und Martin Roth: Einleitung, in: Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, hg. v. Gottfried Korff und Martin Roth, Frankfurt a. M. 1990, S. 9–37, hier S. 11.

⁶ Franz Weber: Die lokalen historischen Vereine und Museen in Oberbayern, in: Altbayerische Monatsschrift 3 (1901/1902), S. 117–123, hier S. 117f.

⁷ Weber: Die lokalen historischen Vereine, S. 123.

⁸ Weber: Die lokalen historischen Vereine, S. 122.

Kulturbild statt Rumpelkammer

Zu einem der wichtigsten Medien des deutschsprachigen museumswissenschaftlichen Diskurses entwickelte sich die Zeitschrift ‚Museumskunde‘, die Karl Koetschau, damals Leiter des Historischen Museums Dresden, 1905 ins Leben rief. Die darin veröffentlichten Aufsätze waren größtenteils von Museumsbeamten verfasst, die ihre durchaus verschiedenen Ansichten in Bezug auf die Gliederung und Gestaltung von Museen propagierten.⁹ Doch auch wenn sich die vorgeschlagenen Museumskonzepte unterscheiden, ähneln sich die Aussagen der Museumsfachleute in einem Punkt: in ihrem Misstrauen gegenüber den in den Museen tätigen Laien. Viele Artikel der Zeitschrift ‚Museumskunde‘ zeugen von der Angst ihrer Autoren vor dem Dilettantismus ehrenamtlicher Museumsleiter. Die Besorgnis der Fachleute war meist mit dem Vorwurf verbunden, die Museums Laien würden weder über ausreichende historische Kenntnisse verfügen noch wissen, was zur Konservierung der Objekte zu tun sei.¹⁰ Gustav Brandt, Leiter des Thaulow-Museums in Kiel, befürchtete, dass die Museumsgründungen vielfach von aus seiner Sicht ‚unsachlichen‘ Intentionen geleitet seien: Der Versuch, durch die Schaffung einer Sehenswürdigkeit Touristen anzulocken, der Wunsch Einzelner, sich „das Relief wissenschaftlicher Interessiertheit zu geben“¹¹ oder das Verlangen, nicht hinter anderen Gemeinden zurückzustehen, galten in Brandts Augen nicht als legitime Gründe für eine Museumsgründung. Er bedauerte, „daß das unbefugte Gründen von Museen noch nicht unter den ‚groben Unfugparagrafen‘ gebracht“¹² sei.

Das Schreckgespenst, das die Museumsfachleute vor Augen hatten, wenn sie an kleine, nichtstaatliche Museen dachten, war die Vorstellung von „sinn- und zwecklosen unerfreulichen Rumpelkammern, in denen wertvolle Stücke eher untergehen als konserviert werden“.¹³ Ein solches, an die frühneuzeitlichen Kuriositätenkabinette und Raritätenkammern erinnerndes Museum, in dem wahllos und ohne ein ordnendes Konzept Objekte aus aller Welt, „sogar ausgestopfte Krokodile und Waffen von Südseeinsulanern“¹⁴ in überfüllten Räumen gezeigt werden, galt als das Gegenbild zum ‚guten‘ historischen Museum und taucht als Topos in der Museumsliteratur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder auf. Ein weiteres Motiv, das sich durch die Aussagen der Museumsbeamten dieser Zeit zieht, ist die Forderung an die nichtstaatlichen Geschichtsmuseen, ihr Sammelgebiet unbedingt auf die nächste Umgebung zu beschränken. Brandt postulierte: „Ein kleines Museum sollte nicht eine

⁹ Wolfgang Klausewitz: 66 Jahre Deutscher Museumsbund, Bonn 1984, S. 13.

¹⁰ Gustav Brandt: Provinzial- und Lokalmuseen, in: Museumskunde 2 (1906), S. 1–7, hier S. 5.

¹¹ Brandt: Provinzial- und Lokalmuseen, S. 4.

¹² Brandt: Provinzial- und Lokalmuseen, S. 4.

¹³ Gustav Brandt: Über Kreis- und Ortsmuseen, in: Museumskunde 9 (1913), S. 133–138, hier S. 134.

¹⁴ Brandt: Über Kreis- und Ortsmuseen, S. 136.

Reihe von Kulturbildern, sondern nur ein einziges Kulturbild geben wollen und alles ausscheiden, was nicht in den Rahmen dieses Bildes passt“.¹⁵

Zwar war sich die Museumsfachwelt in der Forderung nach der Beschränkung des Sammlungsgebiets und der Ablehnung des ‚Rumpelkammer-Museums‘ einig, doch fehlte am Beginn des 20. Jahrhunderts eine programmatische Ausarbeitung eines historischen Museumskonzepts, an dem sich die Museumsleiter orientieren konnten. Otto Lauffer vom Historischen Museum in Frankfurt am Main¹⁶ wollte diesem Umstand abhelfen, indem er 1906 in der zweiten Ausgabe der ‚Museumskunde‘ die Ausstellungsprinzipien seines Doktorvaters, des Baseler und Göttinger Museumsleiters Moritz Heyne, erläuterte¹⁷ und ein Jahr später sein eigenes historisches Museumsprogramm in Abgrenzung zum Typus des Kunst- sowie des Kunstgewerbemuseums entwickelte.¹⁸ Lauffer plädierte dafür, nicht die Kunstgeschichte, sondern die Archäologie zur ausschlaggebenden Wissenschaft für das historische Museumswesen zu machen.¹⁹

Er störte sich daran, dass sich viele Leiter historischer Museen bei der Aufstellung ihrer Objekte an Gewerbeausstellungen, kunstgewerblichen Vorbildsammlungen und kunsthistorischen Ausstellungen orientierten und daher eine Gliederung der Exponate nach Materialien oder Stilepochen vornahmen. Lauffer hingegen erklärte die ‚Zweckbestimmung‘ zum leitenden Grundsatz der Ordnung in den Museen.²⁰ Er erläuterte:

„Ein Militärsäbel, ein Senatorendegen und ein Hirschfänger mögen einander noch so ähnlich sein, sie mögen derselben Zeit angehören, dieselben Ornamente tragen und womöglich aus der Hand desselben Meisters hervorgegangen sein, trotzdem darf man sie in einem historischen Museum nicht zusammenstellen: der erste gehört zu den Kriegswaffen, der andere zu den Gemeindealtertümern und der dritte zu den Jagdwaffen.“²¹

Nicht die Beschaffenheit des Objekts selbst, sondern das Gebiet, in dem es Verwendung fand, sollte in Lauffers Augen über den Aufstellungsplatz im Museum entscheiden.²² Zu einem weiteren Kriterium der Einordnung bestimmte Lauffer den Kulturkreis, aus

¹⁵ Brandt: Provinzial- und Lokalmuseen, S. 5.

¹⁶ Nach einem Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte arbeitete Otto Lauffer (1874–1949) von 1902 bis 1907 als wissenschaftlicher Assistent am Historischen Museum in Frankfurt a. M. 1907 wurde Lauffer zu dessen Direktor ernannt. Von 1908 bis 1922 agierte er als Gründungsdirektor des Museums für Hamburgische Geschichte, das er bis 1946 leitete.

¹⁷ Otto Lauffer: Moritz Heyne und die archäologischen Grundlagen der historischen Museen, in: Museumskunde 2 (1906), S. 153–162.

¹⁸ Otto Lauffer: Das historische Museum. Sein Wesen und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbemuseen, in: Museumskunde 3 (1907), S. 1–14, 78–99 und S. 222–245.

¹⁹ Lauffer: Moritz Heyne, S. 160.

²⁰ Lauffer: Das historische Museum, S. 223.

²¹ Lauffer: Das historische Museum, S. 223.

²² Otto Lauffer schlug die Einteilung der Artefakte in folgende Kategorien vor: Familialaltertümer, Hausaltertümer, Staats- und Gemeindealtertümer, Rechtsaltertümer, kirchliche

dem die Artefakte stammen. Lauffer plädierte also für eine getrennte Aufstellung von römischen und germanischen Objekten, während mittelalterliche und neuzeitliche Gegenstände gemeinsam gezeigt werden sollten, da hier eine durchgehende Entwicklung stattgefunden habe.²³ Durch chronologische Reihung wollte Lauffer Entwicklungslinien sichtbar machen, um „das verwirrende und ermüdende Vielerlei und Durcheinander von Gegenständen zu vermeiden, das den Besuch der meisten Altertummuseen so unerquicklich macht“.²⁴ Zudem befürwortete er die Einrichtung von geschlossenen Interieurs, deren stilgeschichtliche Einheitlichkeit ihm weniger wichtig war als die „wirtschafts- und sittengeschichtliche“²⁵ Korrektheit.

Lauffers Aufsatz entwickelte sich zur zentralen Programmschrift des historischen Museums. Dennoch traf er nicht überall auf Zustimmung. Nachdem Lauffer Gründungsdirektor des Museums für Hamburgische Geschichte geworden war, veröffentlichte sein Nachfolger als Direktoralassistent am Historischen Museum in Frankfurt, Karl Simon, einen Artikel in der ‚Museumskunde‘, in dem er Lauffers Museumskonzept angriff. Zwar hielt er Lauffer zu Gute, zum ersten Mal grundsätzliche Richtlinien für Geschichtsmuseen aufgestellt zu haben,²⁶ doch kritisierte er dessen Definition des Typus ‚historisches Museum‘ als zu eng.²⁷ Lauffer spreche nur von ‚Altertümern‘ und es fehle der Hinweis darauf, dass ein historisches Museum „alles, was geschichtlichen Wert hat“,²⁸ bis in das Gebiet des Zeitgenössischen hinein sammeln solle. Außerdem fordere er zu viel Wissenschaftlichkeit von den historischen Museen und vergesse, dass der Besucher im Museum nicht nur Belehrung, sondern auch Freude finden wolle.²⁹ An diesen Gedanken schließt sich Simons zentraler Kritikpunkt an: „Das historische Museum erscheint als eine Art besseres Schulmuseum. Den ästhetischen Genuß schaltet Lauffer in ganz richtiger Konsequenz seines Zweckgedankens vollständig aus.“³⁰ In Simons Augen sollte sich ein historisches Museum nicht völlig von den Kunst- und Kunstgewerbemuseen abgrenzen, sondern müsse immer auch Elemente dieser beiden Museumstypen integrieren. Mit dieser Forderung stieß Simon bei vielen Museumsleitern auf offene Ohren, da in der musealen Praxis der vorhergegangenen Jahrzehnte viele Ortsmuseen als Mischform von Vorbilder- und Altertumsammlung entstanden waren, so dass eine klare Trennung der Konzepte nur schwer möglich gewesen wäre.

Altertümer, profane Kunstialtertümer, wissenschaftliche Altertümer und Kriegsaltertümer.
Lauffer: Das historische Museum, S. 231.

²³ Lauffer: Das historische Museum, S. 230.

²⁴ Lauffer: Das historische Museum, S. 233.

²⁵ Lauffer: Das historische Museum, S. 234.

²⁶ Karl Simon: Noch einmal das historische Museum, in: Museumskunde 7 (1911), S. 28–39, hier S. 28.

²⁷ Simon: Noch einmal das historische Museum, S. 29.

²⁸ Simon: Noch einmal das historische Museum, S. 30.

²⁹ Simon: Noch einmal das historische Museum, S. 31.

³⁰ Simon: Noch einmal das historische Museum, S. 32.

1917, noch während des Ersten Weltkriegs, initiierte Karl Koetschau die Gründung des Deutschen Museumsbundes, der eine größere gesellschaftliche Anerkennung der Museumsbeamten und der professionellen Museumsarbeit bewirken sowie die Erarbeitung von ethischen Grundsätzen der Museumsarbeit nach sich ziehen sollte.³¹ Die Mitgliedschaft konnte jeder akademisch oder fachmäßig vorgebildete Beamte einer deutschen öffentlichen Sammlung für Kunst- und Kulturgeschichte beantragen,³² ab 1928 wurden auch Museumsbeamte von naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Museen aufgenommen.³³ Die Jahrestagungen des Museumsverbands entwickelten sich zu einer Plattform des Dialogs der Museumsbeamten über die Richtlinien musealer Konzepte, doch konnten die in Museen tätigen Laien, die die Gestaltung der kleineren Museen übernahmen, bei denen es sich meist um historische handelte, zunächst nicht dem Verband beitreten und waren so von einer Beteiligung an der Diskussion ausgeschlossen.

„Herzensbildung“ statt „Verstandesbildung“

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Gründung der Weimarer Republik geriet der Deutsche Museumsbund in eine Krise. Da sein Eintreten für eine Erhöhung der Museumsetats und der Beamtengehälter keinerlei Wirkung zeigte, verloren viele Mitglieder ihr Interesse an dem Dachverband.³⁴ Zwischen 1925 und 1929 musste sogar die Zeitschrift „Museumskunde“ wegen finanzieller Schwierigkeiten eingestellt werden.³⁵ Im Gegensatz dazu prosperierte die Institution „Museum“ in der Weimarer Zeit. Nachdem die Museumsgründungen während des Krieges stark zurück gegangen waren, kam es in den zwanziger Jahren zu einer erneuten Hochkonjunktur der Neueröffnungen.

Viele Museumsgründer entschieden sich nun für die Bezeichnung „Heimatismuseum“. Diese Museen waren zwar ebenso wie die zuvor entstandenen Altertumssammlungen auf die Vergangenheit fokussiert, doch bemühten sie sich ausschließlich um eine Darstellung des früheren Lebens ländlicher und bürgerlicher Schichten aus der näheren Umgebung.³⁶ Bei diesem „Heimatismuseumsbewegung“ genannten Phänomen handelte es sich laut Martin Roth um eine Sonderentwicklung des Museumswesens im deutschsprachigen Raum.³⁷ Das Interesse an historischen und volkskundlichen Objek-

³¹ Karl Koetschau: Der Deutsche Museumsbund, in: Museumskunde 13 (1917), S. 134–140, hier S. 135.

³² Koetschau: Der Deutsche Museumsbund, S. 139.

³³ Klausewitz: 66 Jahre Deutscher Museumsbund, S. 17.

³⁴ Klausewitz: 66 Jahre Deutscher Museumsbund, S. 16.

³⁵ Klausewitz: 66 Jahre Deutscher Museumsbund, S. 17.

³⁶ Martin Roth: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990, S. 33.

³⁷ Roth: Heimatmuseum, S. 36.

ten war zwar auch in anderen europäischen Ländern, insbesondere in Skandinavien³⁸ und Frankreich,³⁹ in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende stark ausgeprägt, doch in keinem anderen Sprachraum entstanden in den zwanziger Jahren so viele auf die lokale und regionale Historie ausgerichtete und von Laien geleitete Sammlungen. Die Forderung der Museumsfachleute, das Sammelgebiet eng zu begrenzen, hatte sich fast vollständig durchgesetzt.

Dennoch verstummten die Klagen der Museumsbeamten über „den unangenehmen Eindruck der Unordnung, den manche kleinere Sammlungen, namentlich in Landstädten, hinterlassen“⁴⁰ auch nach dem Ersten Weltkrieg nicht. Wieder fehlte vielen Heimatmuseumsleitern ein von einem Museumsfachmann ausgearbeitetes programmatisches Konzept, an dem sie sich orientieren konnten. Erste Publikationen zum Typus ‚Heimatmuseum‘ stammten aus der Feder von Lehrern, die ehrenamtlich ein Heimatmuseum leiteten. Ganz im Sinne der Reformpädagogik hoben sie die Anschaulichkeit des Museums als volksbildendes Element hervor. Heinrich Eidmann aus Darmstadt schrieb 1909, unmittelbare Anschauung sei mehr wert als jeder Wortschwall.⁴¹ Und der Zweibrücker Oberstudiendirektor Albert Becker hielt 1914 der neueren Pädagogik zugute, sie habe den alten, aber etwas in Vergessenheit geratenen Satz, dass „das Bild viel unmittelbarer und nachhaltiger auf die Seele wirke als das Wort“,⁴² zu neuen Ehren gebracht.

1904 war die erste deutschsprachige Museumstagung der Frage gewidmet gewesen, was zu tun sei, um die Museen für die ‚Volksbildung‘ optimal nutzen zu können,⁴³ und auch Otto Lauffer bezeichnete 1907 die ‚Volksbelehrung‘⁴⁴ als Hauptaufgabe des historischen Museums. Heinrich Eidmann und Albert Becker betrachteten die historisch ausgerichteten Heimatmuseen zwar ebenso als Volksbildungsstätten,⁴⁵ doch verstanden sie deren Auftrag in erster Linie darin, „die Ehrfurcht vor dem Erbe der Väter und die Liebe zur Heimat“⁴⁶ im Besucher zu entfachen. Becker sah es als Vorteil der Heimatmuseen gegenüber reinen Altertummuseen, dass sie den Besucher nicht nur rational, sondern auch emotional ansprächen. Er verkündete: „Was bei den großen Museen uns oft wenig behagt, ist der Eindruck des Zusammengerafften, der Mangel

³⁸ Thomas Kühn: Präsentationstechniken und Ausstellungssprache in Skansen. Zur musealen Kommunikation in den Ausstellungen von Artur Hazelius, Ehestorf 2009, S. 71.

³⁹ Martin Roth: Zur Geschichte des Umgangs mit historischen Objekten – französische und deutsche Museen im Vergleich, in: Museumskunde 55 Heft 1 (1990), S. 2–13, hier S. 3.

⁴⁰ Otto Homburger: Museumskunde, Breslau 1924, S. 17.

⁴¹ Heinrich Eidmann: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, Leipzig 1909, S. 15.

⁴² Albert Becker: Ziele und Aufgaben eines Heimatmuseums, Kaiserslautern 1914, S. 21.

⁴³ Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen (Hg.): Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, Berlin 1904.

⁴⁴ Lauffer: Das historische Museum, S. 243.

⁴⁵ Becker: Ziele und Aufgaben eines Heimatmuseums, S. 18 sowie Eidmann: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, S. 47.

⁴⁶ Becker: Ziele und Aufgaben eines Heimatmuseums, S. 18.

des Bodenständigen, des Zusammenhangs mit der Scholle. Den Heimatmuseen aber ist ein Geschenk, das für sie einen gewaltigen Vorzug bedeutet, gleichsam in die Wiege gelegt worden: sie sprechen nicht nur zum Auge und zum Verstand, sie sprechen vor allem zum Herzen.⁴⁷

„Traulich und erbaulich [müsse] die Eigenart der lieben Heimat veranschaulicht“⁴⁸ werden, forderte Eidmann, um das „Volk von der Überschätzung des Fremden und Fernen zur Achtung der heimischen Scholle“⁴⁹ zu führen. Er stilisierte das Museum zum „Dom der Heimatfreuden, des Heimatfriedens und des Heimatglücks“⁵⁰ und wies damit dem Heimatkonzept eine eschatologische Funktion zu. Die Heimatverbundenheit sollte zu einer neuen Relevanz der historischen Museen führen, da die Beschäftigung mit der Geschichte, insbesondere mit den ‚Leistungen der Vorfahren‘ als wirksame Strategie zum Hervorrufen von Heimatliebe galt. In die Diskussion der Museumsfachleute um Heimatmuseen flossen während der Weimarer Zeit vermehrt Denk- und Sprachfiguren aus dem völkischen Gedankengut ein, wie beispielsweise die Boden- und Schollen-Metaphorik, organologische Gesellschaftstheorien, die Angst vor Neuem und Fremdem oder biologistische Vorstellungen.

Diese Tendenzen erfuhren eine Verstärkung und Verbreitung durch die 1927 von Wilhelm Peßler publizierte Programmschrift zur Gestaltung von Heimatmuseen, die sich laut Martin Roth schnell zum ‚Standard-Werk‘ für Museumsinteressierte entwickelte.⁵¹ Wie Otto Lauffer arbeitete auch Peßler als Direktorialassistent, als er seine Richtlinien zur historischen Museumsarbeit veröffentlichte, und erhielt im Jahr darauf das Amt des Museumsdirektors.⁵² Peßler baute auf Lauffers Konzept des historischen Museums auf, doch war es nicht die historische Bildung, sondern eher eine affektiv wirkende völkisch-reaktionäre Erziehung, die Peßler als Ziel der Museumsarbeit vor Augen hatte.⁵³ Er forderte von den Heimatmuseen, „typische Allgemeinerscheinungen“⁵⁴ und „hochstehende Einzelercheinungen“⁵⁵ zu sammeln, die einerseits eine lineare

⁴⁷ Becker: Ziele und Aufgaben eines Heimatmuseums, S. 17.

⁴⁸ Eidmann: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, S. 31.

⁴⁹ Eidmann: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, S. 46.

⁵⁰ Eidmann: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, S. 47.

⁵¹ Roth: Heimatmuseum, S. 8.

⁵² Wilhelm Peßler (1880–1962) studierte Geologie, Geographie, Kunstwissenschaften, Philosophie, Altertumskunde und Germanistik. Nach seiner Promotion arbeitete er ab 1907 als Museumshilfskraft in Hamburg. 1909 wechselte Peßler zum Vaterländischen Museum nach Hannover, zu dessen Direktor er 1928 berufen wurde. 1945 ging er zum Jahresende in Pension. Susanne Abel: Zur politischen Instrumentalisierung von Wissenschaft im Dienst der völkischen Ideologie am Beispiel der Arbeit Wilhelm Peßlers von 1906 bis 1945, Göttingen 1995, S. 18f.

⁵³ Wilhelm Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur, München 1927, S. 28.

⁵⁴ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 35.

⁵⁵ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 37.

Entwicklung,⁵⁶ andererseits aber auch die immer gleich bleibende „Eigenart eines Ortes“⁵⁷ repräsentieren sollten. Zudem schlug Peßler eine Einteilung der Exponate nach ‚Lebensgebieten‘ vor, wobei er die Kategorien Lauffers um naturkundliche und gegenwartsorientierte Abteilungen erweiterte, die die historischen Sektionen ergänzen sollten.⁵⁸ Außerdem war in Peßlers Konzept auch eine biologisierte und rassistische „Vorführung des Menschen selbst“⁵⁹ vorgesehen. Er war der Meinung, dass ohne Abteilungen für Rasseforschung ein geschichtliches Heimatmuseum unvollständig sei.⁶⁰ Die räumliche Beschränkung ging außerdem mit dem Anspruch auf inhaltliche Totalität einher: Das Museum sollte „ein Spiegel des Ortes oder des Bezirkes nach Eigenart, Bewohnerschaft und Geschichte sein.“⁶¹ Der große Erfolg und die allgemeine Akzeptanz der Programmschrift Peßlers macht deutlich, wie weit verbreitet antimodernes und antipluralistisches Gedankengut in den Kreisen der damaligen Museumsakteure war.

Nachdem der Deutsche Museumsbund, seit 1928 neu organisiert, 1929 die Herausgabe der Zeitschrift ‚Museumskunde‘ wieder aufgenommen hatte, entwickelte sich das Heimatmuseum auch dort zum Diskussionsthema. Karl Steinacker, Leiter des Vaterländischen Museums in Braunschweig, beanstandete 1930 die Überladung des Begriffs Heimatmuseum mit Form und Inhalt und kritisierte, der Terminus sei bereits gesprengt worden, bevor er präzise definiert werden konnte.⁶² Er forderte, der Deutsche Museumsbund müsse „so rasch wie möglich der Geschichtsmuseen in all ihrer Mannigfaltigkeit sich annehmen“⁶³ und schlug vor, die Heimatmuseen als eigene Gruppe in den Museumsbund einzugliedern, um auf deren Gestaltung Einfluss nehmen zu können,⁶⁴ was 1931 auch geschah.⁶⁵

Walter Uhlemann, der 1931 in der ‚Museumskunde‘ einen Aufsatz über die Bedeutung der Heimatmuseen veröffentlichte, verlangte von diesem Museumstyp eine größere Gegenwartsnähe. Die Zeitgeschichte, insbesondere der Weltkrieg und die nachfolgende Inflationszeit seien im Museum darzustellen.⁶⁶ Daneben sprach er der Frühgeschichte sowie der mittelalterlichen Kolonisation eine wichtige Rolle in der Ge-

⁵⁶ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 39.

⁵⁷ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 40.

⁵⁸ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 26.

⁵⁹ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 29.

⁶⁰ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 29.

⁶¹ Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet, S. 40.

⁶² Karl Steinacker: Zum Problem der Heimatmuseen, in: Museumskunde 19 (1930), S. 6–10, hier S. 6.

⁶³ Steinacker: Zum Problem der Heimatmuseen, S. 10.

⁶⁴ Steinacker: Zum Problem der Heimatmuseen, S. 10.

⁶⁵ Koetschau: Der Deutsche Museumsbund, S. 18.

⁶⁶ Walter Uhlemann: Die historische Bedeutung der Heimatmuseen, in: Museumskunde 20 (1991), S. 148–156, hier S. 152.

schichtspräsentation der Heimatmuseen zu.⁶⁷ Uhlemann spricht von ‚Volksgeschichte‘ und meint damit ein völkisch-rassistisches Geschichtsbild, das in der Vergangenheit eine ‚schicksalhafte Zusammengehörigkeit‘ einer aus mehreren ‚Stämmen‘ bestehenden deutschen Nation erkennen will. Diese Geschichtsdarstellung bezeichnet Uhlemann als „objektiv [und] absolut wahrheitsgetreu“.⁶⁸ Das Heimatmuseum sei „in keiner Weise ein politischer Faktor, ein Spielball politischer Macht und Spekulation“.⁶⁹ Diese Beteuerungen einer unpolitischen und überparteilichen Haltung, die fester Bestandteil der Museumsdiskussion der Weimarer Jahre sind,⁷⁰ stehen in krassem Gegensatz zu der immer deutlicher zu Tage tretenden Ideologisierung des fachwissenschaftlichen Museumsdiskurses.

Lebendigkeit statt Friedhof der Heimatraritäten

Nach der ‚Machtübernahme‘ der Nationalsozialisten äußerten viele Museumsfachleute die Hoffnung, das Geschichts- und Heimatmuseum werde aufgrund seiner identitätsbildenden Zielsetzungen durch den Nationalsozialismus eine gesteigerte Anerkennung erfahren.⁷¹ Gleichzeitig häuften sich die Forderungen an die historischen Museen, ihre Präsentationen ganz konkret in den Dienst der nationalsozialistischen Propaganda zu stellen. Ende 1933 veröffentlichte Hans Preuss vom Heimatmuseum Osnabrück⁷² in der ‚Museumskunde‘ eine Programmschrift, die Richtlinien für die Gestaltung von Heimatmuseen im Dritten Reich geben sollte. Diese hatte er zuvor in

⁶⁷ „Deutsche Bürger und Bauern wandern als mutige und zukunftsfrohe Kolonisten aus allen Teilen des mutterländischen Deutschlands ein und gewinnen so in harter, friedlicher Arbeit die den Germanen durch Völkerwanderung verlorenen Heimatlande aus der Hand der Slaven zurück. [...] Der Mensch der Heimat hat sich diese Räume in Jahrhunderte langer Kulturarbeit untertänig gemacht.“ Uhlemann: Die historische Bedeutung der Heimatmuseen, S. 154.

⁶⁸ Uhlemann: Die historische Bedeutung der Heimatmuseen, S. 155.

⁶⁹ Uhlemann: Die historische Bedeutung der Heimatmuseen, S. 149f.

⁷⁰ Der Topos der Überparteilichkeit gilt als charakteristisch für die konservativen Eliten der Weimarer Republik. In ihm kommt eine weit verbreitete Harmoniesehnsucht zum Ausdruck, die dazu beitrug, die Parteiendemokratie abzuwerten und den Widerstand gegen antidemokratische Bewegungen zu schwächen. Rainer Hering: „Parteien vergehen, aber das deutsche Volk muß weiterleben“. Die Ideologie der Überparteilichkeit als wichtiges Element der politischen Kultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Völkische Bewegung – Konservative Revolution – Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur, hg. v. Walter Schmitz und Clemens Vollnhals, Dresden 2005, S. 35–43, hier S. 42.

⁷¹ Hans Preuss äußerte sich zum Beispiel wie folgt: „Die Zeit ist nicht mehr fern, in der das Heimatmuseum eine über seine heutige Bedeutung hinausgehende Rolle im deutschen Geistesleben spielen wird.“ Hans Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich. Vortrag, gekürzt auf dem ‚Niedersachsentag‘ 1933 gehalten, in: Museumskunde 5 (1933), S. 152–165, hier S. 165.

⁷² Heute: Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück.

einer Rede am Niedersachsentag in Stade vorgestellt. Preuss forderte darin die Gleichschaltung der Museen, was die Unterordnung der musealen Aufgaben unter die Ziele des Nationalsozialismus bedeute.⁷³ Das historische Museum dürfe kein „Friedhof der Heimatraritäten“⁷⁴ mehr sein, sondern sei dazu berufen, „mit am neuen Deutschland zu bauen“.⁷⁵ Auch noch in den dreißiger Jahren beschwor die Museumsliteratur die Abkehr vom chaotischen Raritätenkabinett, nun allerdings zugunsten nationalsozialistischer Paradigmen. Preuss verlangte, bei der „planmäßige[n] Ordnung“⁷⁶ der historischen Museen der gestiegenen Bedeutung der Urgeschichte,⁷⁷ Rassenkunde,⁷⁸ Volkskunde⁷⁹ und „arteigenen deutschen Kunst“⁸⁰ Rechnung zu tragen. Er schloss sich außerdem der nationalsozialistischen Rationalitäts- und Wissenschaftsfeindlichkeit an, als er verkündete: „Das Museum darf nicht nur ein verstandesgemäß errichtetes Lehrgebäude sein, sondern es muß beseelt werden.“⁸¹ Wilhelm Peßlers Heimatmuseumskonzept galt weiterhin als aktuell und mustergültig,⁸² doch vom unpolitischen Heimatmuseum war im fachwissenschaftlichen Museumsdiskurs keine Rede mehr. Preuss hoffte auf eine Neuorganisation des Museumswesens nach dem Führerprinzip⁸³ sowie auf verbindliche Richtlinien des Kultusministers für die Ausgestaltung der Heimatmuseen,⁸⁴ die allerdings nie erlassen wurden.

Alfred Kamphausen, Direktor des Dithmarschen Landesmuseums, forderte in seinem 1934 in der ‚Museumskunde‘ veröffentlichten Aufsatz ‚Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit‘ die aktive Mitarbeit der Museen in der nationalsozialistischen Kulturpolitik. Das Heimatmuseum könne nicht mehr nur „eine Stätte heimatbezoglicher Sammlungen“⁸⁵ sein, sondern müsse als „ausstrahlende Kraftzelle“⁸⁶ wirken. Über Sonderausstellungen, Museumsfeste, Vorträge⁸⁷ sowie eine enge Zusammenarbeit mit den NS-Jugendorganisationen und den Trachten-

⁷³ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 152.

⁷⁴ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 153.

⁷⁵ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 165.

⁷⁶ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 153.

⁷⁷ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 153.

⁷⁸ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 154.

⁷⁹ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 155.

⁸⁰ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 160.

⁸¹ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 164.

⁸² Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 156.

⁸³ „Die Heimatmuseen eines Bezirkes sollten in engster Zusammenarbeit stehen und dem erfahrendsten Fachmann in der Provinz, meist wird es der Leiter des Provinzialmuseums sein, als ihren Führer anerkennen.“ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 165.

⁸⁴ Preuss: Das Heimatmuseum im Dritten Reich, S. 165.

⁸⁵ Alfred Kamphausen: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, in: Museumskunde 6 (1934), S. 104–108, hier S. 105.

⁸⁶ Kamphausen: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, S. 105.

⁸⁷ Kamphausen: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, S. 105.

Heimatvereinen⁸⁸ könnten die Museumsleiter „die Bevölkerung an das Museum binden“⁸⁹ und die Ausstellung verlebendigen. Auch in den Aussagen des Historikers Erich Keyser, der das Landesmuseum für Danziger Geschichte leitete, taucht das Motiv der Lebendigkeit auf. Er verlangte ein „zeitnahes und lebendiges Museum“, das die Geschichte aktualisieren sollte.⁹⁰ Die Ausstellungen sollten „Tagesfragen behandeln, die politischen und kulturellen Ereignisse der Gegenwart geschichtlich unterbauen, Jubelfeiern dieser oder jener öffentlich gewürdigten Gemeinschaften begleiten, kurzum zeigen, daß Vergangenheit und Gegenwart zusammenhängen und für eine tiefere Bedeutung zusammenkommen“.⁹¹ Der Einsatz des Mediums ‚historisches Museum‘ in der NS-Propaganda galt den Autoren der ‚Museumskunde‘ als oberste Priorität der Museumsarbeit. Doch mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs verstummte die fachwissenschaftliche Diskussion um die Gestaltung der historischen Museen. Viele der hauptamtlichen Museumsleiter wurden zum Heeresdienst eingezogen und die Zeitschrift ‚Museumskunde‘ musste 1940 eingestellt werden. Erst ab dem Jahr 1960 bildete sie nach der Neukonstituierung des ‚Deutschen Museumsbundes‘ wieder ein Forum des Austausches der Museumsfachwelt.⁹²

Fazit

Die Äußerungen der Museumsfachleute zu möglichen Richtlinien für die historischen Museen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weisen eine Vielzahl von immer wiederkehrenden Motiven auf. Vor allem der Topos des überfüllten rumpelkammerartigen Museums, dessen dilettantischer Kurator Gegenstände jeder Provenienz, nur aufgrund ihres Alters und ihrer Seltenheit sammelt und ohne jegliches ordnendes Prinzip ‚malerisch‘ gruppiert, wurde schon fast gebetsmühlenartig als Gegenbild zum vorbildlichen Geschichtsmuseums skizziert. Ebenso lassen sich unzählige Beispiele für die Furcht vor einem Abverkauf wertvoller historischer Objekte in die Großstädte und ins Ausland finden, dem das ‚historische Museum‘ durch seine Sammelbemühungen entgegentreten solle. Meist waren diese Aussagen mit der Forderung verbunden, das Sammelgebiet der kleineren Altertumssammlungen auf den jeweiligen Ort und seine nächste Umgebung zu beschränken. Zwar lehnten die Museumsfachleute einstimmig ein chaotisches Geschichtsmuseum ab, doch eine Einigung in Bezug auf die Kategorien der Ordnung konnte nicht erzielt werden. Neben der von Otto Lauffer favorisierten

⁸⁸ Kamphausen: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, S. 107.

⁸⁹ Kamphausen: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, S. 105.

⁹⁰ Erich Keyser: Die Veranschaulichung der Geschichte, in: Museumskunde 11 (1939), S. 86–94, hier S. 87.

⁹¹ Keyser: Die Veranschaulichung der Geschichte, S. 91f.

⁹² Hildegard Vieregg: Museumswissenschaften. Eine Einführung, Paderborn 2006, S. 165.

Einteilung nach dem Gebrauchszweck der Exponate befürworteten viele Museumsleiter eine Gruppierung der Objekte nach Stilrichtung, Material oder Kulturkreis.

Richtungsgebend für die museale Geschichtsdarstellung sollte zunächst in erster Linie die ‚Volksbildung‘ sein, eine Funktion, die schrittweise vom ‚Erwecken von Heimatliebe‘ abgelöst wurde. Begleitet wurde diese Entwicklung von Appellen nach größtmöglicher Anschauung und Lebendigkeit. Dem ‚toten‘ wurde das ‚lebendige und beseelte Museum‘ gegenübergestellt. In der NS-Zeit war dies meist verbunden mit der Forderung nach einer aktiven Rolle der Museen in der NS-Kulturpolitik und Propaganda. Viele Aspekte der Heimatmuseumskonzepte aus der Zeit der Weimarer Republik konnten übernommen werden und wurden auf die Ideologie des NS-Regimes zugespitzt, ohne grundsätzliche neue Gestaltungsprinzipien für historische Museen zu entwerfen.

Die Ansprüche der Museumsfachleute an die Leiter und Gestalter historischer Museen variieren und ihre Richtlinien wurden und werden immer wieder neu verhandelt. Es zeigt sich, dass die Institution des historischen Museums seit ihrem Bestehen von der Frage nach den ‚richtigen‘ Sammel- und Präsentationsrichtlinien begleitet wird. Durch den hohen Stellenwert der Geschichte in der deutschen Gesellschaft erhalten diese Fragen eine besondere Relevanz. Denn historische Museen haben Einfluss auf die Vergangenheitsdeutungen und damit auch auf die Weltbilder der Museumsbesucher. Die Ausstellungsobjekte stehen nie allein für sich, sie verweisen vielmehr auf eine historische Dimension, die sinnlich nicht mehr erfassbar ist. Sie sind Spuren von etwas, das vergangen ist. Die Gegenstände, die aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgenommen wurden, verändern im Museum ihren Status und werden zu Zeichenträgern, Assoziationsobjekten und Quellen, die die Museumsbesucher interpretieren. Wie die Besucher die Objekte wahrnehmen und welche Bedeutung sie ihnen zumessen, wird von ihrem Wissen, ihren Erfahrungen und Einstellungen beeinflusst, aber auch von der Art und Weise, wie die Exponate präsentiert, inszeniert und kontextualisiert werden. Dieser Sinnbildungsprozess ist von großer Bedeutung, da er auf sozialen Praktiken des Erinnerns, des Einordnens und Deutens verweist, die in vielen westlichen Gesellschaften imperativisch wirken. Die historische Dimensionierung der stets nur gegenwärtigen Wirklichkeit erscheint in diesen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert notwendig, um gegenwärtiges und zukünftiges Handeln zu rechtfertigen und zu bewerten. Die Diskussion um die museale Darstellung von Geschichte bleibt daher weiterhin aktuell.

Bibliographie

- Abel, Susanne: Zur politischen Instrumentalisierung von Wissenschaft im Dienst der völkischen Ideologie am Beispiel der Arbeit Wilhelm Peßlers von 1906 bis 1945, Göttingen 1995, S.18f.
- Hering, Rainer: „Parteien vergehen, aber das deutsche Volk muß weiterleben“. Die Ideologie der Überparteilichkeit als wichtiges Element der politischen Kultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Völkische Bewegung – Konservative Revolution – Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur, hg. v. Walter Schmitz und Clemens Vollnhals, Dresden 2005, S. 35–43.
- Klausewitz, Wolfgang: 66 Jahre Deutscher Museumsbund, Bonn 1984.
- Korff, Gottfried und Martin Roth: Einleitung, in: Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, hg. v. Gottfried Korff und Martin Roth, Frankfurt a. M. 1990, S. 9–37.
- Korff, Gottfried und Martin Roth: Vorwort, in: Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, hg. v. Gottfried Korff und Martin Roth, Frankfurt a. M. 1990, S. 7f.
- Korff, Gottfried: Lässt sich Geschichte musealisieren? in: Museumskunde 60 (1995), S. 18–22.
- Kühn, Thomas: Präsentationstechniken und Ausstellungssprache in Skansen. Zur musealen Kommunikation in den Ausstellungen von Artur Hazelius, Ehestorf 2009.
- Roth, Martin: Heimatmuseum und nationalpolitische Erziehung, in: Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde München, 23. bis 25. Oktober 1986, hg. v. Helge Gerndt, München 1987, S. 185–199.
- Roth, Martin: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990.
- Roth, Martin: Zur Geschichte des Umgangs mit historischen Objekten – französische und deutsche Museen im Vergleich, in: Museumskunde 55 Heft 1 (1990), S. 2–13.
- Schröder, Vanessa: Geschichte ausstellen – Geschichte verstehen. Wie Besucher im Museum Geschichte und historische Zeit deuten, Bielefeld 2013.
- Vieregg, Hildegard: Museumswissenschaften. Eine Einführung, Paderborn 2006.

Publizierte Quellen

- Becker, Albert: Ziele und Aufgaben eines Heimatmuseums, Kaiserslautern 1914.
- Brandt, Gustav: Provinzial- und Lokalmuseen, in: Museumskunde 2 (1906), S. 1–7.

- Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen (Hg.): Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, Berlin 1904.
- Eidmann, Heinrich: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung, Leipzig 1909.
- Hoffmann, Detlef: Geschichte als öffentliches Ärgernis, oder: ein Museum für die demokratische Gesellschaft. Das Historische Museum in Frankfurt a. M. und der Streit um seine Konzeption, Wissmar 1974.
- Homburger, Otto: Museumskunde, Breslau 1924.
- Kamphausen, Alfred: Die Heimatmuseen in der gegenwärtigen Volkstumspflegearbeit, in: Museumskunde 6 (1934), S. 104–108.
- Keyser, Erich: Die Veranschaulichung der Geschichte, in: Museumskunde 11 (1939), S. 86–94.
- Koetschau, Karl: Der Deutsche Museumsbund, in: Museumskunde 13 (1917), S. 134–140.
- Lauffer, Otto: Das historische Museum. Sein Wesen und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbemuseen, in: Museumskunde 3 (1907), S. 1–14, 78–99 und S. 222–245.
- Lauffer, Otto: Moritz Heyne und die archäologischen Grundlagen der historischen Museen, in: Museumskunde 2 (1906), S. 153–162.
- Peßler, Wilhelm: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur, München 1927.
- Preuss, Hans: Das Heimatmuseum im Dritten Reich. Vortrag, gekürzt auf dem ‚Niedersachsentag‘ 1933 gehalten, in: Museumskunde 5 (1933), S. 152–165.
- Rave, Paul Ortwin: Geschichtlicher Sinn und historische Museen, in: Schriften des Historischen Museums Frankfurt a. M. 9 (1958), S. 5–18.
- Simon, Karl: Noch einmal das historische Museum, in: Museumskunde 7 (1911), S. 28–39.
- Spickernagel, Ellen (Hg.): Das Museum. Lernort contra Musentempel, Gießen 1975.
- Steinacker, Karl: Zum Problem der Heimatmuseen, in: Museumskunde 19 (1930), S. 6–10.
- Uhlemann, Walter: Die historische Bedeutung der Heimatmuseen, in: Museumskunde 20 (1991), S. 148–156.
- Weber, Franz: Die lokalen historischen Vereine und Museen in Oberbayern, in: Altbayerische Monatsschrift 3 (1901/1902), S. 117–123.

(Erzwungene) Migration im Museum – von Homogenität und Diversität. Ein Diskussionsbeitrag

MARKUS STADTRECHER

Migration und Einwanderung nach Deutschland sind bereits seit Jahren und noch immer ein brandheißes Eisen in den wissenschaftlichen¹ wie den politischen Debatten. Eine wichtige Frage dabei ist diejenige nach einem angemessenen Platz der Einwanderer in den deutschen Museen. Wie in anderen Ländern ist das Verständnis von Migration nach Deutschland von nationalen Gesichtspunkten geprägt. Die intensiv geführte, immer politische Debatte um die Integration konzentriert sich hier besonders auf die Arbeitsmigration der fünfziger und sechziger Jahre und stellt damit verbundene Probleme in den Mittelpunkt – in den Ausstellungen und Museen dagegen sind Betroffene dieses Vorgangs unterrepräsentiert. Damit unterscheidet sich die Bundesrepublik stark von den klassischen Einwanderungsländern, wie beispielsweise den USA, in denen die Sicht auf die Immigration weit positiver ist und dieses gesellschafts- und kulturprägende Phänomen auch in Museen, wie z. B. Ellis Island, thematisiert wird.²

In Augsburg, wo sich die Frage wegen des relativ hohen Anteils an Menschen mit Migrationshintergrund dringend stellt, wird zumindest gerade eine lebhaft diskutierte Diskussion darüber geführt, wie eine angemessene Musealisierung der Geschichte der zugewanderten Stadtbevölkerung aussehen kann und wo sie realisiert werden sollte. In vergleichbaren Fällen stehen die Verantwortlichen dabei vor der grundlegenden Ent-

¹ Dies zeigt sich an der Vielzahl an Literatur, die zu diesem Thema erschienen ist. Exemplarisch sei genannt: Arnold-de Simone, Silke, *Das Museum als Vermittlungsinstanz von Migrationserfahrungen*, in: *German as a Foreign Language 3* (2008), abgerufen unter: <http://www.gfl-journal.de/3-2008/arnold-de-simone.pdf>, am 20.01.2014, S. 43–58; Baur, Joachim, *Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation*, Bielefeld 2009; Bluche, Lorraine u. a. (Hrsg.), *Neuzugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*, Bielefeld 2013; Hampe, Henrike (Hrsg.), *Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis*, Münster 2005; Schlutow, Martin, *Das Migrationsmuseum. Geschichtskulturelle Analyse eines neuen Museumstyps*, Berlin 2012; Wonisch, Regina/Hübel, Thomas (Hrsg.), *Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen*, Bielefeld 2012.

² Arnold-de Simone, 2008, S. 43–45. Vgl. dazu auch: Baur, Joachim, *Einwanderungsmuseen als neue Nationalmuseen. Das Ellis Island Immigration Museum und das Museum „Pier 21“*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2* (2005), H. 3, abgerufen unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Baur-3-2005>, am 21.01.2014.

scheidung, ob dazu bestehende Sammlungen, beispielsweise in Heimatmuseen, verändert und ergänzt werden sollen³ oder ob ein neues Museum, das sich speziell mit der Frage der Migration beschäftigt, eingerichtet wird. Auf Grund des spezifischen Profils der Augsburger Museumslandschaft, die zwar zahlreiche Museumsarten, aber kein Heimatmuseum im eigentlichen Sinne bietet, ist hier nur die Neukonzeption eines Museums möglich. In einer vor kurzem veranstalteten Gesprächsrunde forderte der geladene Museumsexperte Dietmar Osses dazu auf, Migration in der Ausstellung nicht nur auf ‚Gastarbeiter‘ zu beschränken, sondern auch andere Gruppen, wie die früheren Zuwanderer oder die nach dem Zweiten Weltkrieg einströmenden Flüchtlinge und Vertriebenen, einzubeziehen.⁴ Tatsächlich ist es aber gerade die letztgenannte Gruppe, die bisher, neben den Auswanderern, als die im Rahmen der öffentlichen Darstellungen am besten repräsentierte gilt; allerdings meist in isolierter, also auf sie konzentrierter Form ohne Beachtung anderer Migrantengruppen.⁵

Flucht und Vertreibung als Form von Migration?

Gehören aber die genannten Gruppen – frühe Immigranten, Vertriebene, Arbeitsmigranten der ‚Boomjahre‘, möglicherweise Asylsuchende – wirklich zusammen? Unter den Forschenden hat sich mittlerweile die Meinung etabliert, dass Flucht und Vertreibung als Teile der allgemeinen Migrationsgeschichte anzusehen sind, so dass diese Frage zu bejahen sei. Eine andere Richtung, die auch von Betroffenen selbst vertreten wird, sieht dagegen sehr wohl einen Unterschied, geradezu einen Gegensatz, zwischen (freiwilliger) Migration und erzwungener Wanderung, also Flucht und Vertreibung.⁶ Diese Differenzierung blendet jedoch aus, dass etwa Armut und Elend Gründe für Arbeitsmigration sein können. Auch hier liegen Zwänge vor, die jedoch weniger unmittelbar sind. Die angesprochene, vergleichsweise häufige Darstellung von Vertriebenen in gesonderten Museen und Ausstellungen zeigt jedoch die

³ Vgl. zu dieser Idee das Konzept „Vielfalt im Museum“, abgerufen unter: <http://www.vielfalt-im-museum.de/>, abgerufen am 01.04.2014. Hier finden sich auch entsprechende Beispiele.

⁴ Bachmair, Angela, Erinnerung braucht einen festen Platz, in: AZ 44 (2014), S. 42.

⁵ Arnold-de Simone, 2008, S. 46–48. Dies ist generell eine wichtige Feststellung, steht sie doch der noch immer vertretenen, aber bereits widerlegten Meinung entgegen, die Vertreibung sei ein verdrängtes Kapitel der deutschen Geschichte. Exemplarisch dazu: Plato, Alexander von, Flucht und Vertreibung. Lebensgeschichte, Erinnerung und Realgeschichte. Vom geteilten kollektiven Gedächtnis in Deutschland, in: Motte, Jan/Ohliger, Rainer (Hrsg.), Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, Essen 2004, S. 131–144, hier S. 131–133.

⁶ Ohliger, Rainer, Menschenrechtsverletzung oder Migration? Zum historischen Ort von Flucht und Vertreibung der Deutschen nach 1945, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2 (2005), H. 3, abgerufen unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Ohliger-3-2005>, am 08.03.2013, Abschnitt 3, 5.

Wirkmächtigkeit dieser unterschiedlichen Definitionen bzw. ihre lang anhaltenden Nachwirkungen. Rainer Ohliger, der sich auf die Wanderungsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg konzentriert, nennt zwei wesentliche Unterschiede zwischen Arbeitsmigranten einerseits und Flüchtlingen und Vertriebenen andererseits. So erhielt die zweite Gruppe direkt die deutsche Staatsbürgerschaft, was die politische Integration erleichterte. Darüber hinaus gab es bei ihnen grundsätzlich den politischen Willen zur dauerhaften Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft – beides galt (und gilt) nicht für die Arbeitsmigranten.⁷ Doch auch diese beiden Differenzen lassen sich relativieren: So beeinträchtigte etwa das alliierte Koalitionsverbot bis Mitte 1948 die politischen Mitwirkungsmöglichkeiten. Wichtiger scheint jedoch, dass beide Gruppen eigentlich den Wunsch hatten, in ihre Herkunftsgegenden zurückzukehren. Dieser Wunsch wurde durchaus auch von den politischen Eliten berücksichtigt – die Permanenz des Verbleibs der Flüchtlinge und Vertriebenen war über Jahre also kaum allgemein erkannt und anerkannt. Zugleich lassen sich Ohligers Argumente für eine Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Migrationsmuseen erweitern. Er beschreibt zwei Varianten einer Kontinuitätsthese, einerseits im Sinne einer Vorgeschichte der Gewalt während des Kriegsendes und kurz danach (Kontinuitätsthese, Variation I), die zum Verständnis nötig ist, und andererseits im Bezug auf die Aussiedlerzuwanderung in der Nachkriegszeit, die ebenfalls eine Folge der deutschen Siedlungen im Osten Europas darstellt (Kontinuitätsthese, Variation II).⁸ Wichtiger erscheint es aber, die Parallelen zwischen ‚Fremdarbeitern‘, Flüchtlingen und Vertriebenen sowie Gastarbeitern zu betrachten. Die These der sozialen ‚Unterschichtung‘, die behauptet, dass jede Gruppe von der anderen bei den am wenigsten angesehenen Arbeitsplätzen abgelöst wurde,⁹ bietet – auf die Musealisierung übertragen – ein wesentliches Argument dafür, alle Gruppen vergleichend zu betrachten. Diese Nachfolge hatte auch eine räumliche Ausprägung: Oft blieben Lager über längere Zeiträume bestehen, nur die Bewohner wechselten. Der Terminologie Ohligers folgend könnte man dies als ‚Kontinuitätsthese, Variation III‘ bezeichnen. Dabei darf die Problematik, die mit dem Begriff verbunden ist, nicht übersehen werden. Kontinuität ist letztlich

⁷ Ohliger, Rainer, Flucht und Vertreibung als Migrationsgeschichte: Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Deutung und Erinnerung, in: Brunnbauer, Ulf (Hrsg.), *Definitionsmacht, Utopie, Vergeltung. „Ethnische Säuberungen“ im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2006, S. 219–239, hier S. 237.

⁸ Ohliger 2006, S. 234f.

⁹ Vgl. dazu: Bauernkämper, Arno, *Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in Deutschland und Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs*, in: *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn u. a. 2007, S. 477–485, hier S. 480f. und Krauss, Marita, *Das „Wir“ und das „Ihr“: Ausgrenzung, Abgrenzung, Identitätsstiftung bei Einheimischen und Flüchtlingen nach 1945*, in: Hoffmann, Dierk/Krauss, Marita/Schwartz, Michael (Hrsg.), *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven*, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer, München 2000, S. 27–39, hier S. 38.

Ergebnis menschlicher Interpretation und zeigt keineswegs unausweichliche Kausalitäten auf. Gesteht man einem Teil der Gastarbeiter einen Zwang zur Migration zu und berücksichtigt noch Asylsuchende, so ist dieses gemeinsame Motiv – natürlich getrennt in mittel- und unmittelbare Bedrohung – ein weiteres Argument, diese Gruppen gemeinsam zu betrachten.

Der vorliegende Aufsatz will im Folgenden die wesentlichen Widersprüche in der einschlägigen Diskussion und der Museumspraxis skizzieren und belegen, dass diese Streitfragen in der bisherigen museumstheoretischen Überlegungen kaum berücksichtigt werden, obwohl sich aus ihnen für die Praxis durchaus Konsequenzen ergeben. Anschließend sollen, ausgehend von der Kategorie Ethnie, die in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle spielt, Erkenntnisse der Diversitätsforschung¹⁰ auf den Komplex der Musealisierung von Migration übertragen werden. Damit wird auch ein Diskussionsbeitrag zu den Fragen um die Musealisierung von Flucht und Vertreibung sowie Migration im allgemeinen geleistet werden. Museen und Ausstellungen werden hier ähnlich behandelt, da beide in den hier im Mittelpunkt stehenden Problembereichen nach der Darstellung unterschiedlicher Formen der Migration ähnliche Aussagekraft haben. Dennoch bestehen natürlich grundlegende Unterschiede, so z. B. in Bezug auf die Aufgabe des Sammelns und Bewahrens, die nur den Museen zukommt. Diskrepanzen in der Risikobereitschaft der Darstellungen mögen außerdem daraus resultieren, dass die Ausstellungen in Museen auf größere zeitliche Dauer angelegt sind.

Flucht und Vertreibung in Museen

Trotz der großen Bedeutung, die Migration für die deutsche Gesellschaft hat, gibt es bisher kein zentrales Museum in Deutschland, das sich diesem Thema widmet. Lediglich dem Teilbereich Auswanderung sind zwei entsprechende Einrichtungen im Norden Deutschlands gewidmet.¹¹

Bei der Musealisierung von Flucht und Vertreibung ist grundsätzlich eine Zweiteilung, die sich sowohl in der Praxis als auch in der Theorie niederschlägt, zu spüren, die entlang der eingangs beschriebenen Konfliktlinie verläuft: Einerseits gibt es die Möglichkeit, die Themen in eigenen Museen und Ausstellungen zu thematisieren, andererseits sie in bestehende zu integrieren. Bezogen auf erstgenannte Möglichkeit beschreibt Tim Völkerling in seinem „Überblick zur Musealisierung der Themen Flucht,

¹⁰ Einen ersten Überblick zu dieser Thematik bietet die Seite <http://www.charta-der-vielfalt.de>, abgerufen am 01.04.2014.

¹¹ Sternberg, Jan, Auswandern ins Museum. Zur Wahrnehmung einer lange vernachlässigten Seite der Migration, in: *Museumskunde* 75 (1/2010), S. 77–81, hier S. 77. Natürlich stellt sich auch für das geplante Augsburger Migrationsmuseum die Frage, ob nur Ein- oder auch Auswanderung thematisiert werden soll.

Vertreibung und Integration“ drei verschiedene Phasen, die sich in den letzten 60 Jahren ergeben haben: Früh begann bereits die eigene Sammeltätigkeit von Betroffenen der Erlebnisgeneration, die den Aufbau von Heimatecken, -stuben, -sammlungen und -museen mit sich brachte. Auf diese in den fünfziger und sechziger Jahren vorherrschende Strömung folgte der – besonders der nachdrücklich geforderten Professionalisierung der Museumspraxis – geschuldete Aufbau von ostdeutschen Landesmuseen, so z. B. dem Ostpreußischem Landesmuseum in Lüneburg. In jüngster Zeit dominierte die Errichtung einer zentralen Gedenkstätte in Berlin als dritte Phase die Debatte.¹² Dass sich das Sudetendeutsche Museum im München gerade noch im Aufbau befindet, zeigt: Die Phasen laufen nicht streng nacheinander ab, sondern überlappen sich.¹³

Zwar verschiebt sich damit der Schwerpunkt weg von der Darstellung der Herkunftsregionen der Vertriebenen hin zum Vorgang der Migration selbst, was auch mit der Einbeziehung anderer Migrantengruppen deutlich wird. Doch die Zwangsmigration gilt immer noch als ein Spezifikum und wird nicht als eine Form der allgemeinen Migration verstanden. Dies lässt sich damit begründen, dass es sich bei den Förderern und selbst bei den Machern der Ausstellungen häufig um Betroffene bzw. deren Nachkommen handelt, die wiederum größtenteils der vorher beschriebenen Richtung angehören, die Flucht und Vertreibung nicht als Variante der allgemeinen Migration anerkennt.

Diese Polarisierung zeigt sich auch dann, wenn angestrebt wird, die Themenbereiche Flucht und Vertreibung in bestehende oder in übergreifende Ausstellungen und Museen zu integrieren, wie es etwa im Museum Bayerisches Vogtland in Hof 2012 geschah. Eine neue Abteilung der Dauerausstellung befasst sich hier mit den Flüchtlingen und Vertriebenen in Hof. Aus Sicht der Betroffenen war diese Lösung wohl nur zweite Wahl, ging ihr doch die Forderung nach der Einrichtung einer Heimatstube voraus, der aber die finanzielle Unterstützung versagt blieb. Mit ein Grund für die Absage an die Heimatstube war sicher auch, dass sich das vorgeschlagene Konzept kaum von den Lösungen der fünfziger und sechziger Jahre unterschieden hatte.¹⁴ Das Echo auf die Ausstellung fiel letztlich jedoch auch von dieser Seite weitestgehend positiv aus

¹² Völkerling, Tim, Überblick zur Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration. Geschichtsdidaktische Überlegungen zum „Historischen Lernort“ Oberschleissheim, in: Huber, Manfred, Flucht und Vertreibung, Gauting 2012, S. 29–42, hier S. 29–32.

¹³ Vgl. zu diesem Thema: Krauss, Marita, Das Sudetendeutsche Museum in München, in: Deutsches Historisches Museum/International Association of Museums of History/Stiftung Flucht, Vertreibung Versöhnung (Hrsg.), Flucht, Vertreibung, ethnische Säuberung. Eine Herausforderung für Museums- und Ausstellungsarbeit – Flight, Expulsion and Ethnic Cleansing. A Challenge for the Work of Museums and Exhibitions Worldwide, Neuntes Internationales Symposium der International Association of Museums of History (IAMH), 16.–18. September 2010 im Deutschen Historischen Museum Berlin, S.113–124.

¹⁴ Menke, Stefanie, „Flüchtlinge und Vertriebene in Hof“. Zur neuen Abteilung der Dauerausstellung des Museums Bayerisches Vogtland, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 53 (2012), S. 175–202, hier S. 175.

und der stark gewachsene Besucherzuspruch des Museums lässt sich zumindest teilweise auf die neue Abteilung zurückführen.¹⁵ Sicherlich ist dies ein Indiz dafür, dass ein breites Interesse an diesem Kapitel der deutschen Geschichte besteht; und genau aus diesem Grund stellt es ein (durchaus auch ökonomisches) Argument dafür dar, das Thema Migration ernst zu nehmen. Die vereinzelte Kritik an der Ausstellung richtete sich insbesondere gegen den bewussten Verzicht auf Bildmaterial, das einerseits die Vertreibung selbst zeigt, andererseits die Einordnung der Vertreibung in einen größeren Kontext vornimmt, u. a. den Zweiten Weltkrieg und andere Zwangsmigrationen.¹⁶ Offenbar fürchteten die Vertreter der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, von denen diese Kritik ausging, dass ihre Geschichte und ihr Leid durch diese Art der Präsentation relativiert werden würden. Trotz dieser Kritik darf nicht übersehen werden, dass bei der Eingliederung des Erinnerungsgutes der Flüchtlinge und Vertriebenen in ein Heimatmuseum eher die Chance besteht, auch auf das Leben der Deutschen in den ehemals deutschen Gebieten einzugehen, als in einem Migrationsmuseum – dort besteht die Gefahr, dass die Geschichte auf den Ausschnitt der Wanderung selbst reduziert wird.¹⁷

Migration als Thema von Ausstellungen

Im Gegensatz zu einem übergreifenden Migrationsmuseum gab es diverse Ausstellungen in diesem Bereich. Im Jahr 2005 waren es zwei, die sich in ihren Konzepten stark unterschieden und dadurch zu einer Typisierung eignen. Titel der Berliner Ausstellung im Deutschen Historischen Museum war „Zuwanderungsland Deutschland: Migrationen 1500–2005“. In ihrem Rahmen, der ein halbes Jahrtausend Geschichte zu behandeln suchte, wurden notwendigerweise völlig unterschiedliche Migrationsbewegungen von den Söldnern des Dreißigjährigen Krieges bis hin zu den Spätaussiedlern dargestellt. Die Kölner Ausstellung nannte sich dagegen prägnant

¹⁵ So berichtet die Stadt Hof von einer Verdreifachung der Besucherzahl, vgl. dazu: Abteilung „Flüchtlinge und Vertriebene in Hof“: Zwischenbilanz und Ausblick, abgerufen unter: http://www.stadt-hof.de/hof/hof_deu/aktuelles/neue-museumsabteilung.html, am 12.03.2014.

¹⁶ Die Kuratorin selbst beschreibt diese Widerstände, vgl.: Menke 2012, S. 181f. Die Empfindungen, die gleichzeitig einen Mangel an Verständnis für das Gezeigte deutlich machen, beschreibt ein Besucher etwa wie folgt: „Einführend werden einige Beispiele für Vertreibung aus Randgebieten Europas (Flüchtlinge aus dem griechisch-türkischen Krieg) und Asiens (Armenier, die aus der Türkei vertrieben wurden) aufgezeigt. [...] Soll hier gesagt werden, ‚Was Euch geschehen ist, ist keine Besonderheit?‘“ Vgl. dazu: Bergmann, Gernot, Dauerausstellung Flüchtlinge und Vertriebene im Museum Bayerisches Vogtland zu Hof, in: Witi-kobrief 1 (2013), S. 19f., hier S. 19, abgerufen unter: <http://www.witikobund.de/wp-content/uploads/2013/08/WBF-1-13a-2.pdf>, am 12.03.2014.

¹⁷ Glass, Christian, Migration – eine taugliche Kategorie für die Museen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im Östlichen Europa?, in: Hampe, Henrike (Hrsg.), Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, Münster 2005, S. 109–117, hier S. 116.

„Projekt Migration“. Ihr Schwerpunkt lag auf der Zuwanderung von Arbeitskräften nach Deutschland seit den fünfziger Jahren. Sie versuchte dabei vor allem zwei unterschiedliche Blickrichtungen, denjenigen der Zuwanderer und denjenigen der Einheimischen, zu ermöglichen. Eine Konzentration auf die übliche rein nationale Perspektive wurde also vermieden.¹⁸

Eine besondere Form der Ausstellung in diesem Bereich sind Wege bzw. Routen, bei deren Abschreiten diverse für die Migrationsgeschichte eines Ortes bedeutsame Stellen und Plätze besucht werden können. Eine derartige Lösung gibt es etwa in Berlin. In der zugehörigen Publikation sind 154 Orte erfasst.¹⁹ Auf eine andere Art und Weise greift auch das Friedrichshain-Kreuzberg Museum diese Idee auf, jedoch in virtueller Form. Museumsbesucher können sich dort auf einer großen Karte bewegen und Audiokommentare zu bestimmten Punkten hören. Zwar geht es nicht ausschließlich um Migration, aber diese spielt, allein schon wegen des hohen Anteils von Menschen mit Migrationshintergrund in der Kreuzberger Bevölkerung, eine wesentliche Rolle.²⁰ Auch in Augsburg ist eine Route der Migration als Vorläufer zu dem geplanten Museum angedacht. Sie wird sich allerdings zunächst auf die Zuwanderung aus dem ‚Orient‘ konzentrieren, also noch nicht alle Gruppen repräsentieren können.²¹

Was Ausstellungen zu den Themen Flucht und Vertreibung angeht, bietet wiederum Völkering eine Einteilung an, in diesem Fall in acht verschiedene Gruppen. Zunächst gibt es eine Gruppe der kunst- und kulturhistorischen Ausstellungen, die sich insbesondere Künstlern, die selbst Opfer von Vertreibung wurden, annehmen. Die inhaltlich-konzeptionelle Breite ist dabei relativ groß. Eine zweite Gruppe thematisiert Flucht und Vertreibung nicht speziell, sondern als Teil der bundesdeutschen Geschichte, der eines Bundeslandes oder der der Beziehungen zwischen Deutschland und einem Nachbarstaat, etwa Polen. In ähnlicher Weise dazu konnten Flucht und Vertreibung auch in Ausstellungen zur Nachkriegszeit, die Bezug zur Landes- oder Regionalgeschichte nahmen, integriert werden; dies bildet die dritte Gruppe. Die bereits erwähnten ostdeutschen Landesmuseen erarbeiten von Zeit zu Zeit eigene Sonderausstellungen, die sich als eine vierte Gruppe betrachten lassen. Dazu muss betont werden, dass sich die einzelnen Träger in ihrer Ausrichtung teils deutlich unterscheiden. In ähnlicher Weise verantwortet auch der Bund der Vertriebenen (BdV) und die Landsmannschaften eigene Ausstellungen. Wenig überraschend ist dabei, dass gerade der BdV die deutschen Vertriebenen in den Mittelpunkt stellt und wenig Wert auf eine Kontextualisierung legt, wobei allerdings ein Umdenken in der jüngeren Vergangenheit zu konstatieren ist.

¹⁸ Arnold-de Simone 2008, S. 47f.

¹⁹ Der Beauftragte des Senats für Integration und Migration (Hrsg.), Stadt ist Migration. Die Berliner Route der Migration – Grundlagen, Kommentare, Skizzen, Berlin 2011.

²⁰ Informationen finden sich insbesondere auf der Homepage des Museums unter: <http://www.fhxb-museum.de/index.php?id=268>, abgerufen am 31.03.2014.

²¹ So der derzeitige Planungsstand nach Auskunft des Projektleiters Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber, Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg.

Auf diese fünfte Gruppe folgt als sechste die der Ausstellungen, die sich auf Flucht, Vertreibung und Integration konzentrieren und dabei einen regional- oder lokalgeschichtlichen Ansatz verfolgen. Eine kleine, weitere Gruppe nähert sich über andere spezielle, etwa wirtschaftsgeschichtliche Zugänge. In Abgrenzung zu der Gruppe, die sich den Beziehungen zu einem anderen Staat widmet, gibt es auch Ausstellungen, die entweder im Ausland oder von deutschen und ausländischen Wissenschaftlern gemeinsam konzipiert wurden. Sie bilden die achte und letzte Gruppe.²² Betrachtet man diese Gliederung genauer, fällt auf, dass lediglich im Rahmen der siebten Gruppe allgemein migrationsgeschichtliche Ausstellungen erwähnt werden²³ und nach wie vor die nationale Perspektive dominiert. Flucht und Vertreibung als Migrationsbewegung in die allgemeine Geschichte der Migration einzuordnen, ist in diesem Zusammenhang also noch eher ungewöhnlich.

Was die politische Ausrichtung der Ausstellungen anging, gab es gravierende Unterschiede. In den fünfziger Jahren dienten sie durchaus einem dezidiert revisionistischen Anspruch und ignorierten deshalb die Vorgeschichte und die vom Deutschen Reich ausgehende Gewalt weitgehend. Dies gilt aber auch noch für die bis in die achtziger Jahre gezeigte Wanderausstellung „Leistung und Schicksal – Informationsschau über die Deutschen im Osten“. Sie berücksichtigte jedoch bereits andere Zwangsumsiedlungen des 20. Jahrhunderts, so dass eine Zentrierung auf eine national übergreifende Opfergruppe der Vertriebenen entstand. Dieses Bild zeichnete auch die Ausstellung „Erzwungene Wege – Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“, die vom „Zentrum gegen Vertreibungen“ konzeptioniert und umgesetzt wurde. Obwohl hier die Ausstellungstexte, was die Ursachen der Vertreibungen angeht, deutlich differenzierter verfasst waren, erzeugte doch die Gestaltung selbst für viele Betrachter den nivellierenden Eindruck, es gebe nur eine Opfergruppe.²⁴ In dieser Art der Umsetzung zeigt sich der eingangs erwähnte Widerstreit zwischen der Darstellung von Flucht und Vertreibung als Migration oder aber als Verstoß gegen die Menschenrechte, der ein von der Migration zu unterscheidendes Phänomen darstellt, aufs Neue.

²² Völkering, Tim, Die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration. Analysen zur Debatte um einen neuen musealen Gedenkort und zu historischen Ausstellungen seit 1950, in: Fendl, Elisabeth (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung, Münster 2010, S. 71–124, hier S. 100–110. Ausführliche Literaturhinweise finden sich auf S. 117–124.

²³ Völkering 2010, S. 108f.

²⁴ Völkering 2012, S. 32–35. Zu diesem Thema findet sich eine breite Diskussion innerhalb der einschlägig bekannten Internet-Plattform H-Soz-Kult, vgl.: Forum: Vertreibungen ausstellen. Aber wie? Debatte über die konzeptionellen Grundzüge der Ausstellungen der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, abgerufen unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?pn=texte&id=1350>, am 19.03.2014.

Identität und Diversität in Museen und Ausstellungen

Es ist also festzuhalten, dass die stärkere Thematisierung von Flucht und Vertreibung in Migrationsmuseen Heimatstuben und ähnliche Einrichtungen nicht einfach ersetzen kann – zu unterschiedlich sind vor allem der Anspruch, teilweise auch die Zielgruppe. Spezifika der Heimatstube sind etwa die dichte Vernetzung zwischen Einrichtung und Publikum, das sich in vielen Fällen durch Objektspenden einbringt. Sie wollen vor allem die Verbindung zur früheren Heimat aufrechterhalten und die wie auch immer definierte ‚Treue‘ zu ihr in der dynamischen, modernen Gesellschaft erhalten und haben einen auf die jeweilige Gruppe bezogenen identitätsstiftenden Charakter.²⁵ Folgen ihrer Ausrichtung können sein, dass problematische Elemente der Geschichte ausgeblendet und kaum Bezüge zur Gegenwart hergestellt werden.²⁶ Immer wird damit auch eine innere Homogenität der Gruppen, etwa ‚der‘ Sudetendeutschen oder gar ‚der‘ Vertriebenen suggeriert, die so nicht haltbar ist.

Dagegen zielt das Migrationsmuseum gewöhnlich auf die Stabilisierung der jeweiligen Gesellschaft in ihrer Vielfalt und will gerade erreichen, dass sich Gruppen unterschiedlicher Herkunft als eine Erinnerungsgemeinschaft zu verstehen lernen, setzt also einen Schwerpunkt darauf, aktuelle Bedürfnisse und Entwicklungen einzubeziehen.²⁷ Sein Anspruch erscheint damit im Vergleich zur Heimatstube erst einmal konträr. Doch nach Antoni Nicolau greift das Migrationsmuseum auch das Bedürfnis nach enger definierter Gruppenidentitäten auf, das eine Seite einer ambivalenten Entwicklung der Gesellschaft ist. Ihr gegenüber steht die zunehmenden Globalisierung und Internationalisierung.²⁸ Beides kommt im Migrationsmuseum zusammen, das der Vielfalt Rechnung tragen und gleichzeitig eine neue Identität schaffen soll. Es ist jedoch darauf zu achten, dass die Vielfalt keine Vielfalt ‚der Anderen‘ sein soll, dass also kein *othering* im Sinne einer einheimischen gegenüber einer bzw. diverser Einwanderergruppe(n) betrieben wird. Sicher fällt dies im Rahmen eines städtischen Migrationsmuseums leichter als auf nationaler Ebene. Stadt und Migration sind offensichtlicher miteinander verbunden, schon wenn man bedenkt, dass ein Zuzug aus dem Umland in die Stadt und umge-

²⁵ Retterath, Hans-Werner, Heimatverlust im Spiegel musealer Darstellung: Die ‚Heimatstube Liebling‘ in Willstätt-Legelshurst, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 42 (1999), S. 146–173, hier S. 158f.

²⁶ Retterath 1999, S. 165.

²⁷ Arnold-de Simone 2008, S. 49.

²⁸ Nicolau, Antoni, Globalisation and urban societies: museums between identity and diversity, in: Murphy, Bernice (ed.), Museums and cultural diversity: proceedings of the 18th General Conference and 19th General Assembly of the International Council of Museums = Musées et diversité culturelle: actes de la 18^e Conférence générale et de la 19^e Assemblée générale du Conseil International des Musées, Canberra 2009, abgerufen unter: http://icom.museum/fileadmin/user_upload/pdf/ICOM_1998/ICOM19988thGeneralConferenceProceedings.pdf, am 26.03.2014, S. 75–79, hier S. 76.

kehrt stets eine Alltäglichkeit darstellte.²⁹ Besonders zu berücksichtigen sind in diesem Zusammenhang die dezidiert politischen Ziele, die – zumindest hintergründig – bei der Einrichtung eines Migrationsmuseums mitschwingen. Die heutige öffentliche Unterstützung von Migrationsmuseen hängt gerade auch mit der gesellschaftlichen Erwartung zusammen, durch diese eine positive Wirkung im Hinblick auf die Integration von Migranten zu erwirken.

Mit dieser Unterscheidung nach ‚Ethnie‘ – im Sinne einer Gruppe von Menschen mit einer zugeschriebenen gemeinsamen Identität – ist bereits eine von mehreren Differenzkategorien genannt, die im Rahmen der Museumsarbeit mitgedacht werden müssen. Diese Kategorien konstituieren Museen, wie etwa besonders die Kategorie Ethnie das Migrationsmuseum. Zugleich müssen alle Kategorien als Konstrukte erkannt werden, die sich im Laufe der Geschichte wandeln. Dann „eröffnet sich das Potential, individuelle wie kollektive Prozesse von Sinnstiftungen im Rahmen jeweiliger gesellschaftlicher Verfasstheiten zu reflektieren“ und anstelle einer vorgeblich homogenen Identität innere Diversität darzustellen.³⁰ Wer in einer Gesellschaft als Einwanderer angesehen wird, kann sich im Laufe der Zeit durchaus ändern. Zeitgenössisch wurden die Vertriebenen überwiegend als (unerwünschte) Zuwanderer betrachtet. Doch durch die Gastarbeiterzuwanderung und andere Faktoren wurden die Grenzen zwischen Einheimischen und Vertriebenen unschärfer, bis diese nun als eine deutsche Gesellschaft die Gastarbeiter als ‚das Fremde‘ und ‚die Migranten‘ deutete.

Als Beispiel für Diversität sei auch an die typischen Bilder von Migrantengruppen erinnert. So werden bei der Wahrnehmung der Gastarbeiter wohl oft die Frauen unter ihnen vergessen, obwohl sie ca. ein Drittel ausmachten.³¹ Häufig gezeigte Photographien sind unter anderem die des millionsten Gastarbeiters, der ein Moped erhält oder

²⁹ Nicolau 2009, S. 77.

³⁰ Muttenthaler, Roswitha, *Museum / Differenz / Vielfalt*, Wien 2007, abgerufen unter: http://www.iff.ac.at/museologie/service/lesezone/Muttenthaler_Roswitha_Museum_Differenz_Alteritaet.pdf, am 27.03.2014, S. 1f. Helma Lutz nennt in einem Aufsatz 13 mögliche Kategorien, vgl.: Lutz, Helma, *Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatte*, in: Dies./Wenning, Norbert (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, Opladen 2001, S. 11–24, hier S. 20. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch die Debatte zum Paradigma der Intersektionalität. Verkürzt gesagt geht es dabei um das zeitgleiche Zusammenwirken mehrerer Kategorien, die sich wechselseitig beeinflussen und dabei verstärken oder abschwächen können. Dabei nimmt diese Forschungsrichtung speziell die Überkreuzungen von sozialen Ungleichheiten in den Blick – ihren Ausgangspunkt nahm sie u. a. im *Black Feminism*. Vgl. dazu: Walgenbach, Katharina, *Intersektionalität – eine Einführung*, abgerufen unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schlusseltexte/walgenbach-einfuehrung>, am 01.12.2013, S. 1. Für die Gestaltung in Museen stellt sich dann die entsprechende Frage, ob solche marginalisierten Gruppen ausreichende Würdigung und Darstellung finden.

³¹ Mattes, Monika, *Migration und Geschlecht in der Bundesrepublik Deutschland. Ein historischer Rückblick auf die „Gastarbeiterinnen“ der 1960/70er Jahre*, abgerufen unter: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/migration-und-geschlecht-der-bundesrepublik-deutschland>, am 27.03.2014, o. S.

eine Gruppe von Arbeitern, die einen der Ihren mit Gitarre auf den Schultern tragen. Umgekehrt steht bei den Vertriebenen das Bild der Mutter mit Kind wie kein anderes symbolisch für das Schicksal dieser Millionen Menschen. Die oft unterstellten Rollenbilder – der Mann als aktiv, die Frau passiv und duldsam – sind in diesem Zusammenhang spürbar. Aber Gastarbeit bedeutete eben auch ausländische Frauen an deutschen Fließbändern und Vertreibung hieß auch, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden und nicht nach Hause zurückkehren zu können. Dagegen bietet die Konzeption, Migration als „Geschichte der Benachteiligung“ zu erzählen, die Möglichkeit, die Komplexe Flucht und Vertreibung ethnienübergreifend zu erzählen und dabei viele unterschiedliche Gruppen zu verbinden. Die Ausrichtung ist dabei jedoch grundsätzlich auf das Negative, den fluchtauslösenden Faktor, konzentriert.³² Dies erinnert stark an Konzepte, die auch im Rahmen von Ausstellungen von Vertriebenenverbänden zu Grunde gelegt wurden. Es besteht hier also die Gefahr, die Vertreibung der Deutschen ohne die Vorgeschichte als reine Opfergeschichte zu erzählen. Die Herausforderung ist es in jedem Fall, einen Kompromiss zwischen der didaktisch notwendigen Vereinfachung und der Darstellung des Facettenreichtums der Migrationserfahrung sowie ihrer Hintergründe zu finden.

Verschiedene Einwände und Kritikpunkte gegenüber dem Diversitätsansatz dürfen jedoch nicht außer Acht gelassen werden. Ein wesentliches Problem ist die Auswahl der Kategorien, etwa Ethnie, Klasse und Geschlecht, die aber an sich unendlich erweitert werden können. Gerade in der Geschichtswissenschaft ist die Auswahl auch vom jeweils vorliegenden Quellenmaterial abhängig. Dies birgt die Gefahr, dass sich die Auswahl der Kategorien und im vorliegenden Fall die Auswahl der Gruppen, die in Museen dargestellt werden, nach dem Überlieferungszufall richtet. Weiterhin ist die Höhe des Abstraktionsniveaus ein Punkt, der kritisch gesehen werden muss. Wenn etwa in einem französischen Museum die Museumsdepots zu „Vorratskammern“ werden, das „Ausstellungsmachen mit dem Vorgang des Kochens gleichgesetzt“ wird und zugleich andere Ausstellungskonzeptionen „charakterisiert oder gar persifliert“ wurden,³³ scheinen doch eher Personen mit entsprechender Vorbildung die Hauptzielgruppe zu sein. Paradoxerweise könnte dann gerade eine solche Konzeptualisierung, die eigentlich neue, bislang unbeachtete Besuchergruppen gewinnen sollte, abschreckend auf diese wirken. Es ist weiterhin nicht auszuschließen, dass eine Forschungsrichtung, die die Konzentration des Museums auf das Besondere kritisiert, durch die Kombination diverser Kategorien gerade wieder besonders auffällige Gruppen in den Fokus rückt.

Interessant an der zu Beginn beschriebenen Dreigliederung der Musealisierung von Flucht und Vertreibung ist, dass Migrationsmuseen nicht als eigene Kategorie erwähnt sind bzw. die Diskussion um ihre Entstehung nicht wahrgenommen wird. Es schließt sich hier die Frage an: Wie wird in der Literatur zu den Migrationsmuseen und in die-

³² Ohliger 2011, S. 18.

³³ Muttenthaler 2007, S. 11.

sen selbst die Thematik behandelt? Was die wissenschaftliche Forschung angeht, ist zunächst zu konstatieren, dass diese spezifische Problematik kaum auftaucht. So erwähnt etwa der Diskussionsentwurf für eine Handreichung für die Museumsarbeit zur Ausstellung von Migration zwar die Flüchtlinge und Vertriebenen, geht aber nicht auf spezifische Fragen und Probleme ein³⁴ bzw. klammert das Thema aus seinen Überlegungen völlig aus.³⁵ Es ist also ähnlich wie bei der hier von Völkering repräsentierten Forschungsrichtung: Beide Seiten ignorieren sich, trotz des gleichen Kernanliegens, weitgehend. Ohliger fasst dagegen in seinen Überlegungen zu einer „Route der Migration“ durch Berlin, in die Flüchtlinge und Vertriebene eingebunden werden sollen, mehrere Erzählmodi zusammen, an der sich eine solche Ausstellung orientieren könnte. Ein Beispiel für einen beliebten Modus ist die Gliederung nach Herkunft.³⁶ Dabei ist kritisch zu sehen, dass hier wiederum scheinbar homogene Gruppen konstruiert werden, aus denen sich eine Gesellschaft zusammensetzt. Dies widerspricht gerade den modernen Forschungsansätzen, die von einer hybriden und diversen Gesellschaft ausgehen.

Fazit

Müssen also die beiden Seiten – die eine, die für eine gesonderte Musealisierung von Flucht und Vertreibung eintritt und die andere, die sie in die allgemeine Migrationsgeschichte einbinden will – getrennt voneinander behandelt und so ihre unterschiedlichen Ansätze einfach anerkannt werden? Mehrere Gründe sprechen gegen diese Sichtweise: Das oben geschilderte Beispiel Hof macht auch deutlich, dass sich die Darstellung von Migration in einen Ort und die Geschichte von Vertreibung und Vertriebenen an einem Ort konzentrieren kann. Es ist davon auszugehen, dass diese Kombination bzw. ähnliche Kombinationen in Zukunft zunehmen werden. Das hat einerseits ökonomische Ursachen, andererseits stellt sich in einer zunehmenden Anzahl von Heimatstuben die Frage nach ihrer Zukunft. Mit dem Sterben der Erlebnisgeneration wird es zunehmend schwieriger, Freiwillige zu finden, die das Fortbestehen sichern. Dieses Problem sollte jedoch nicht überbewertet werden, wie eine Untersuchung der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen zeigt. Für den größten Teil der Heimatstuben ist zumindest aktuell ein Weiterbestehen gesichert, eine Minderheit steht dennoch vor den beschriebenen Herausforderungen.³⁷ Beide Seiten werden also in Zukunft zusammenarbeiten

³⁴ Deutscher Museumsbund, Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit, 2. Diskussionsentwurf, April 2013.

³⁵ So etwa Schlutow 2012; zu seiner Begründung vgl. S. 14f.

³⁶ Ohliger, Rainer, Sinn und Deutung – Erste Schritte auf der Berliner Route der Migration, in: Der Beauftragte des Senats für Integration und Migration (Hrsg.), Stadt ist Migration. Die Berliner Route der Migration – Grundlagen, Kommentare, Skizzen, Berlin 2011, S. 10–26, hier S. 16–20.

³⁷ Stäbler, Wolfgang, Zwischen Heimweh, Erinnern und Dialog. Heimatsammlungen der Vertriebenen in Bayern – eine Erfassung und ihre Ergebnisse, in: Sächsische Landesstelle für

müssen. Dies ist auch in der Sichtweise der Macher der Migrationsmuseen begründet, die Flüchtlinge und Vertriebene in ihre Konzepte mit aufnehmen wollen. Überlegungen zu Unterschieden und Gemeinsamkeiten können helfen, dies zu erleichtern und Missverständnisse von Beginn an auszuschließen. Zugleich kann dadurch vermieden werden, dass durch die mehrfache Darstellung einzelner Phänomene Ressourcen verschwendet werden.

Eine wesentliche Herausforderung wird es sein, dann wenn man Zwangsmigration und andere Wanderungsbewegungen unter einem Dach ausstellen will, wird dann sein, eine angemessene Kontextualisierung in verschiedener Hinsicht zu erreichen. Ohne die Gewichte zu sehr zu verlagern, muss ausreichend Platz sein, um die deutsche Geschichte, die der Vertreibung vorausging, zu beleuchten. Gleichzeitig muss es als einer von mehreren Vorgängen dieser Art im „Jahrhundert der Vertreibungen“ dargestellt werden.

Augsburg steht auf seinem Weg hin zu einem umfassenden Migrationsmuseum genau vor diesen Herausforderungen. Neben zahlreichen Heimatvertriebenen müssen Menschen aus über 140 Nationen mit unterschiedlichsten Kulturen einen Platz darin finden. Es gibt außerdem Differenzkategorien, die weitere Fragen aufwerfen. Betrachtet man etwa die Kategorie Religion, wäre ihr Einfluss auf die Migration ein möglicher Untersuchungsgegenstand. Wer wanderte in eine bikonfessionelle Reichsstadt und wer verließ sie? Welche Rolle spielte der Islam – dies auch mit Blick auf das IEK-Forschungsprojekt zum ‚Orient‘ in Augsburg, das sich mit der langen Geschichte der Verflechtungen der Stadt mit dieser Region beschäftigt³⁸ – im Laufe der Zeit? Daneben bietet der Standort Augsburg mit seiner Geschichte als US-Garnisonsstadt die Möglichkeit, sich beispielsweise auch dem Themenkomplex ‚Rasse‘ und Migration zuzuwenden. Hier wäre unter anderem eine museale Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Umgang mit afroamerikanischen Soldaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Augsburg stationiert waren, denkbar.³⁹ Dies stellt aber nur eine Auswahl an möglichen Fragen und Themen dar – die Diskussion um dieses wichtige Projekt für die Stadt ist gerade erst eröffnet.

Museumswesen des Freistaates Sachsen (Hrsg.), 1989/2009, 20 Jahre friedliche Revolution – Chance und Verpflichtung für die Museen, Museums Bulletin 18, Chemnitz 2010, S. 51–58, hier S. 55f.

³⁸ Weitere Informationen finden sich unter: <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/projekte/orient.html>, abgerufen am 04.04.2014.

³⁹ Vgl. dazu: Kreis, Reinhild, Miteinander und nebeneinander: Die Augsburger Bevölkerung und die amerikanische Militärpräsenz 1945–1970, in: Gassert, Philipp u. a. (Hrsg.), Augsburg und Amerika. Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt, Augsburg 2013, S. 207–224. Zum Thema der afroamerikanischen Soldaten vgl. S. 221–223. Dieser Band ist ein Ergebnis der Forschung zum Projekt ‚Amerika in Augsburg‘, das die amerikanische Militärpräsenz in Augsburg untersucht. Sicherlich sind dessen Ergebnisse bei dem Aufbau eines Migrationsmuseums in Augsburg von großer Bedeutung. Weitere Informationen finden sich unter: <http://www.philhist.uni-augsburg.de/de/lehrstuehle/geschichte/transatlantische/amerika-in-augsburg/index.html>, abgerufen am 07.04.2014.

Bibliographie

- Arnold-de Simone, Silke, Das Museum als Vermittlungsinstanz von Migrationserfahrungen. In: *German as a Foreign Language 3* (2008), abgerufen unter: <http://www.gfl-journal.de/3-2008/arnold-de-simone.pdf>, am 20.01.2014, S. 43–58.
- Bachmair, Angela, Erinnerung braucht einen festen Platz, in: *AZ 44* (2014), S. 42.
- Baur, Joachim, Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld 2009.
- Baur, Joachim, Einwanderungsmuseen als neue Nationalmuseen. Das Ellis Island Immigration Museum und das Museum „Pier 21“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2* (2005), H. 3, abgerufen unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Baur-3-2005>, am 21.01.2014.
- Bauernkämper, Arno, Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in Deutschland und Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn u. a. 2007, S. 477–485.
- Bergmann, Gernot, Dauerausstellung Flüchtlinge und Vertriebene im Museum Bayerisches Vogtland zu Hof, in: *Witikobrief 1* (2013), S. 19f, hier: S. 19, abgerufen unter: <http://www.witikobund.de/wp-content/uploads/2013/08/WBf-1-13a-2.pdf>, am 12.03.2014.
- Bluche, Lorraine u. a. (Hrsg.), *NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*, Bielefeld 2013.
- Der Beauftragte des Senats für Integration und Migration (Hrsg.), *Stadt ist Migration. Die Berliner Route der Migration – Grundlagen, Kommentare, Skizzen*, Berlin 2011.
- Deutscher Museumsbund, *Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit, 2. Diskussionsentwurf*, April 2013.
- Glass, Christian, Migration – eine taugliche Kategorie für die Museen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im Östlichen Europa?, in: Hampe, Henrike (Hrsg.), *Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis*, Münster 2005, S. 109–117.
- Hampe, Henrike (Hrsg.), *Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis*, Münster 2005.
- Krauss, Marita, Das Sudetendeutsche Museum in München, in: *Deutsches Historisches Museum/International Association of Museums of History/Stiftung Flucht, Vertreibung Versöhnung* (Hrsg.), *Flucht, Vertreibung, ethnische Säuberung. Eine Herausforderung für Museums- und Ausstellungsarbeit – Flight, Expulsion and Ethnic Cleansing. A Challenge for the Work of Museums and Exhibitions Worldwide*, Neuntes Internationales Symposium der International Association of Museums of History (IAMH), 16.–18. September 2010 im Deutschen Historischen Museum Berlin, S.113–124.

- Krauss, Marita, Das „Wir“ und das „Ihr“. Ausgrenzung, Abgrenzung, Identitätsstiftung bei Einheimischen und Flüchtlingen nach 1945, in: Hoffmann, Dierk/Krauss, Marita/Schwartz, Michael (Hrsg.), Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer, München 2000, S. 27–39.
- Kreis, Reinhild, Miteinander und nebeneinander: Die Augsburgsburger Bevölkerung und die amerikanische Militärpräsenz 1945–1970, in: Gassert, Philipp u. a. (Hrsg.), Augsburg und Amerika. Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt, Augsburg 2013, S. 207–224.
- Lutz, Helma, Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatte, in: Dies./Wenning, Norbert (Hrsg.), Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft, Opladen 2001, S. 11–24.
- Mattes, Monika, Migration und Geschlecht in der Bundesrepublik Deutschland. Ein historischer Rückblick auf die „Gastarbeiterinnen“ der 1960/70er Jahre, abgerufen unter: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/migration-und-geschlechter-bundesrepublik-deutschland>, am 27.03.2014.
- Menke, Stefanie, „Flüchtlinge und Vertriebene in Hof“. Zur neuen Abteilung der Dauerausstellung des Museums Bayerisches Vogtland, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 53 (2012), S. 175–202.
- Muttenthaler Roswitha, Museum/Differenz/Vielfalt, Wien 2007, abgerufen unter: http://www.iff.ac.at/museologie/service/lesezone/Muttenthaler_Roswitha_Museum_Differenz_Alteritaet.pdf, am 27.03.2014.
- Nicolau, Antoni, Globalisation and urban societies: museums between identity and diversity, in: Murphy, Bernice (ed.), Museums and cultural diversity: proceedings of the 18th General Conference and 19th General Assembly of the International Council of Museums = Musées et diversité culturelle: actes de la 18^e Conférence générale et de la 19^e Assemblée générale du Conseil International des Musées., Canberra 2009, abgerufen unter: http://icom.museum/fileadmin/user_upload/pdf/ICOM_1998/ICOM19988thGeneralConferenceProceedings.pdf, am 26.03.2014, S. 75–79.
- O. A., Abteilung „Flüchtlinge und Vertriebene in Hof“. Zwischenbilanz und Ausblick, abgerufen unter: http://www.stadt-hof.de/hof/hof_deu/aktuelles/neuemuseumsabteilung.html, am 12.03.2014.
- Ohliger, Rainer, Flucht und Vertreibung als Migrationsgeschichte: Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Deutung und Erinnerung, in: Brunnbauer, Ulf u. a. (Hrsg.), Definitionsmacht, Utopie, Vergeltung. „Ethnische Säuberungen“ im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts, Berlin 2006, S. 213–239.
- Ohliger, Rainer, Sinn und Deutung – Erste Schritte auf der Berliner Route der Migration, in: Der Beauftragte des Senats für Integration und Migration (Hrsg.), Stadt ist Migration. Die Berliner Route der Migration – Grundlagen, Kommentare, Skizzen, Berlin 2011, S. 10–26.
- Ohliger, Rainer, Menschenrechtsverletzung oder Migration? Zum historischen Ort von Flucht und Vertreibung der Deutschen nach 1945, in: Zeithistorische Forschun-

- gen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2 (2005), H. 3, abgerufen unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Ohliger-3-2005>, am 08.03.2013.
- Plato, Alexander von, Flucht und Vertreibung. Lebensgeschichte, Erinnerung und Re-
algeschichte. Vom geteilten kollektiven Gedächtnis in Deutschland, in: Motte, Jan/
Ohliger, Rainer (Hrsg.), Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesell-
schaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik,
Essen 2004, S. 131–144.
- Retterath, Hans-Werner, Heimatverlust im Spiegel musealer Darstellung: Die ‚Hei-
matstube Liebling‘ in Willstätt-Legelshurst, in: Jahrbuch für deutsche und osteuro-
päische Volkskunde 42 (1999), S. 146–173.
- Schlutow, Martin, Das Migrationsmuseum. Geschichtskulturelle Analyse eines neuen
Museumstyps, Berlin 2012.
- Stähler, Wolfgang, Zwischen Heimweh, Erinnern und Dialog. Heimatsammlungen
der Vertriebenen in Bayern – eine Erfassung und ihre Ergebnisse, in: Sächsische
Landesstelle für Museumswesen des Freistaates Sachsen (Hrsg.), 1989/2009, 20
Jahre friedliche Revolution – Chance und Verpflichtung für die Museen, Museums
Bulletin 18, Chemnitz 2010, S. 51–58.
- Sternberg, Jan, Auswandern ins Museum. Zur Wahrnehmung einer lange vernachläs-
sigten Seite der Migration, in: Museumskunde 75 (1/2010), S. 77–81.
- Völkering, Tim, Die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration.
Analysen zur Debatte um einen neuen musealen Gedenkort und zu historischen
Ausstellungen seit 1950, in: Fendl, Elisabeth (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts.
Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung, Münster 2010, S. 71–124.
- Völkering, Tim, Überblick zur Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und In-
tegration. Geschichtsdidaktische Überlegungen zum „Historischen Lernort“ Ober-
schleissheim, in: Huber, Manfred, Flucht und Vertreibung, Gauting 2012, S. 29–42.
- Walgenbach, Katharina, Intersektionalität – eine Einführung, abgerufen unter:
[http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesselfeld/walgenbach-
einfuehrung](http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesselfeld/walgenbach-einfuehrung), am 01.12.2013.
- Wonisch, Regina/Hübel, Thomas (Hrsg.), Museum und Migration. Konzepte – Kon-
texte – Kontroversen, Bielefeld 2012.

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Mitgliederzugänge am IEK



PROF. DR. SUSANNE KINNEBROCK

Professorin für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt
Öffentliche Kommunikation



PROF. DR. DIETMAR SÜSS

Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte



PROF. DR. KLAUS WOLF

Lehrprofessur für Deutsche Literatur und Sprache des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit dem Schwerpunkt Bayern

Neuer Wissenschaftlicher Koordinator



DR. DES. MARKUS STADTRECHER



In memoriam

Das Institut für Europäische Kulturgeschichte gedenkt
seines verstorbenen Mitglieds

Prof. Dr. Andreas Tönnemann

* 24. OKTOBER 1953 † 23. MAI 2014

Professur für Kunst- und Architekturgeschichte
an der ETH Zürich

AKTUELLE FORSCHUNG

Kulturelle Wirkungen der Reformation: Eine aktuelle lutherisch-protestantische Selbstvergewisserung mit Schwächen¹

WOLFGANG E. J. WEBER

Schon seit längerem wird an der quasi zuständigen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg das Forschungsprojekt „Spurenlese – kulturelle Wirkungen der Reformation“ betrieben. Ziel des Vorhabens ist es, „die unterschiedlichen kulturellen Wirkungen, welche die Reformation auch außerhalb der Kirchenmauern in der Gesellschaft zeigte und immer noch zeigt, aufzuspüren, sie in ihrem Facettenreichtum zu analysieren und die Befunde zu einem Gesamtbild zu verdichten“ (*Wolfgang Flügel*, Einleitung zum vorliegenden Werk, S. 10f.). Der zu besprechende, durch ein – allerdings nicht ganz befriedigendes – Personen- und ein Ortsverzeichnis² erschlossene Band stellt ein gewichtiges Produkt dieser Aktivitäten dar. Er bietet im Wesentlichen die überarbeiteten Referate einer einschlägigen Tagung, die 2008 stattgefunden hat, ergänzt durch weitere Beiträge. Die insgesamt 23 Studien sind auf acht Themenfelder verteilt, deren Titel und Systematik sich nicht durchweg ohne Weiteres erschließen. Diesem Eindruck liegt vor allem das Fehlen einer systematischen konzeptionellen Explikation des Programms und der Kategorie „Kultur“ zugrunde, was zu Klassifikationsschwierigkeiten führt. Hinzu kommen partiell Schwächen in der Methodologie, konkret der Auffassung und Umsetzung der Erforschung von ‚Wirkung‘ bzw. ‚Einfluss‘.

In der ersten Sektion „Transformation des Politischen“ (S. 15–83) bietet zunächst *Luise Schorn-Schütte* eine (neuerliche) Fassung ihres bekannten Versuchs, dem Vorurteil, „das Luthertum (habe) die Obrigkeitstgläubigkeit gestärkt“ (S. 17), durch Verweis auf frühe lutherische Widerstandslehren und mehr oder weniger entschiedene Beratungs- und Partizipationsansprüche entsprechender Pastoren, Theologen und Juristen abzuhelpfen. Stärker als bisher betont die Autorin hier allerdings den Rückgriff auf gemeineuropäische Wissensbestände und die Wirkungsmächtigkeit der je spezifischen sozialen und institutionellen Bedingungen bei der Konzeptualisierung dieser Ideen. „Von einer völlig neuen Theorie protestantischen Widerstands“, wie sie in der Mag-

¹ Zugleich Besprechung von *Spurenlese. Kulturelle Wirkungen der Reformation*. Hrsg. von der Reformationsgeschichtlichen Sozietät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2013.

² Die Verzeichnisse wurden offenbar äußerlich-zeichenorientiert, nicht inhaltlich, gefertigt, weshalb z. B. der nur nachamentlich und im Hinblick auf seine zentrale Theorie („Dewey-These“, S. 487 u. ö.) erwähnte John Dewey fehlt.

deburger *Confessio* kumulierte, „kann nicht die Rede sein“ (S. 23). Die zu Recht als wichtig eingeschätzten vorreformatorischen Ansätze der Obrigkeitskritik und Widerstandslegitimation bleiben allerdings *blass*; auch die zentrale These, wenigstens die Einbringung oder zumindest die Steigerung der Rolle der niederen Magistrate sei eine (Magdeburgische) Errungenschaft gewesen, erscheint so prüfbedürftig. Das gilt umso mehr, als im Seitenblick auf Europa lediglich die protestantischen Fälle Westeuropas zur Sprache kommen, während die nichtprotestantischen fehlen. Es steht außerdem zu vermuten, dass der Einbezug der spätmittelalterlichen Kirchen- und Obrigkeitskritik, bis hin zu Savonarola, ferner stadtrepublikanische Ideen Oberitaliens, vor allem die Belehrungs- und Partizipationsansprüche der Theologen bzw. Pastoren als noch ‚mittelalterlicher‘ erweisen wird als ohnehin zugestanden. Merkwürdig berührt des Weiteren die (erneute) völlige Ausblendung der im ‚altgläubigen‘ Italien entstandenen, mit den Namen Machiavelli und Botero verknüpften neuen, praktisch-empirischen Politikauffassung und Staatsräsonlehre, die längst wissen, dass mit theologischer Politikberatung weder erfolgreiche Herrschaft noch Staat zu machen ist, sondern es auf die Erkenntnis und konsequente Umsetzung der entscheidenden Herrscher- und Herrschaftsinteressen ankommt. Schließlich: eine ernsthafte kritische Auseinandersetzung mit der These, dass das Luthertum die Obrigkeitgläubigkeit gestärkt habe, darf sich natürlich nicht auf politische Ideengeschichte und die Sekundärelite der hohen Herrschaftsfunktionäre (geistliche und weltliche Beamte) beschränken, sondern muss kulturhistorisch ansetzen und zumindest auch nach den Wahrnehmungen, Einschätzungen und Verhaltensweisen der breiteren Untertanenschaft fragen. *Stefan Ruppert* arbeitet in seiner anschließenden Studie zu den staatskirchenrechtlichen Positionen protestantischer Kirchenrechtler (z. B. Otto Alexander Mejer und Emil Friedberg) im preußischen Kulturkampf heraus, dass „eine lineare Säkularisierungsthese für den Bereich des Rechts seit der Frühen Neuzeit [...] der historischen Überprüfung nicht stand(hält)“; die Hauptüberschrift des Beitrags „Von der Reformation lernen“ (Zitat?) ist insofern irreführend. Wesentlich überzeugender und zielführender erscheint dagegen *Mathias Koenigs* kritische Diskussion der „protestantischen Genealogie der Menschenrechte“, die „sich wissenschaftlich wie öffentlich bis heute einer gewissen Beliebtheit erfreut“ (S. 82). „Die Behauptungen der protestantischen Genealogie der Menschenrechte (sind) im Rahmen einer multikausalen Konstellationsanalyse mindestens zu modifizieren [...]. Die Bedeutung der Reformation bestand womöglich primär darin, dass sie den Auftakt zu einer enormen Pluralisierungsdynamik innerhalb der Christenheit darstellte, zu deren Lösung dann angesichts spezifischer Konflikt- und Interessenkonstellationen neue Rechtsformen, darunter auch Religionsfreiheit und Menschenrechte, formuliert wurden“ (S. 78). Der Weg von der religiösen Norm zu den Menschen- und Bürgerrechten war in allen Konfessionen weit und schwierig. Die offizielle, positive Aneignung dieser Ideale ließ auch im Luthertum und im Reformiertentum bis in die siebziger Jahre auf sich warten (S. 83).

Auch die zweite Sektion „Protestantische Milieus“ (S. 85–132) vereinigt drei Beiträge. *Hugh McLeod* befasst sich mit der protestantischen Debatte um die Entstehung der Freizeit- und Vergnügungsgesellschaft im viktorianischen England, zu welchem Komplex mittlerweile die Monografie von D. Erdozain (*The Problem of Pleasure*, 2010; vgl. den Hinweis S. 87 unten) vorliegt. Er kann zeigen, dass aus der orthodox-fundamentalistischen Ablehnung jeglicher diesseitiger Vergnügung als tendenziell satanisch einerseits und der liberaleren, defensiven Zulassung von vernünftiger Abwechslung in moderatem Ausmaß andererseits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zumindest drei neue, stärker positive Einstellungen erwachsen: Zustimmung und Förderung als Nutzung von Gott offerierter, diesseitiger Möglichkeiten sowie als missionarisch-pädagogisches Hilfsmittel speziell in Bezug auf die Jugend und Arbeiter; Zustimmung und Förderung zwecks Optimierung der auch theologisch-christlich-konfessionell wünschbaren körperlichen Gesundheit und Fitness mit Übergängen zum modernen Körperkult; Zustimmung und Förderung zwecks Abgrenzung von und Überwindung des Puritanismus. Mit anderen Worten, auch hier bestimmten die soziokulturellen Bedingungen Auslegung und Anwendung der in der Lehre vorgegebenen Ideen. *Sebastian Kranich* kommt in seiner anschließenden Erörterung des Verhältnisses von deutscher Sozialdemokratie und Protestantismus im Kaiserreich, wobei er an die These Friedrich Naumanns von der Sozialdemokratie als der „ersten großen evangelischen Häresie“ (S. 105) anknüpft, zu einem ebenfalls gemischten Ergebnis. Ideelle „Verbindungen, strukturelle Analogien und sozialhistorische Zusammenhänge“, wie sie in der Forschung seit langem diskutiert werden, lassen sich tatsächlich feststellen: in der Transformation von Brüderlichkeits-, Erlösungs- und Fortschrittsideologemen zum Sozialismus, in der Aneignung und Differenzierung der Arbeits- und Berufsethik. Für den „einfachen Arbeiter“ (S. 199) scheint sich jedoch zu bestätigen, dass an die Stelle konfessioneller Eindeutigkeit insgesamt eher in ihrer Verbindlichkeit schrumpfende gemeinchristliche oder volksreligiöse Vorstellungen und „konkurrierende Loyalitäten“ (Jürgen Kocka, S. 118) des Alltags traten. Soziologisch und dezidiert thesenhaft ist dagegen der Aufsatz *Volkhard Krechs* zu Habitusformen des Kulturprotestantismus in der modernen Gesellschaft angelegt. Die Aufnahme dieser „Überlegungen ganz und gar vorläufigen Charakters“ sei, so verrät die erste Fußnote, „auf Wunsch der Herausgeber“ erfolgt (S. 121). Zu den Ergebnissen zählen u. a. die Ablehnung der Vorstellung, dass Kulturprotestantismus „ein eigenes und gar homogenes Milieu“ darstelle, obwohl sich „vielleicht dennoch“ ein „spezifischer Habitus, eine besondere Einstellung zu Welt und Leben“ erkennen lasse; die Kennzeichnung der noch vorhandenen „freien Religiosität“ dieses Habitusstypus (wieder) als „Frömmigkeit“ in der Auffassung Schleiermachers und Simmels; schließlich, aber ebenso wenig überraschend, dass der Kulturprotestant „die moderne Gesellschaft bejaht“ und deren „heterogene Anforderungen mittels einer freien, persönlichen Religiosität“ zu einem „Ausgleich“ zu bringen suche. „Je weniger ihm dies jedoch gelingt, desto mehr neigt er zu einer kulturpessimistischen Haltung“ (S. 132).

Die erneut drei Beiträge der anschließenden Sektion „Protestantismus und wirtschaftliches Handeln“ (S. 133–194) rücken thematisch näher zusammen. *Bo Kristian Holm* skizziert das Verhältnis der lutherischen „Ökonomie der Rechtfertigung“ (S. 135 u. v. ö.) zur anthropologischen Gaben- oder Gabentausch-Theorie. Das erste aus lutherischer Sicht zentrale Problem, der Charakter der göttlichen wie der menschlichen Gabe, kann ohne großen argumentativen Aufwand gelöst werden. Die zweite und wichtigere Problematik, die Frage der aus lutherischer Perspektive entscheidenden Reziprozität, scheint durch Erkenntnis der Ambivalenz des Reziprozitätsbegriffs (mittels u. a. Bourdieus) und dessen Überwindung durch Aufhebung des ihm inhärenten Kalkulationsprinzips (do-ut-des-Verhältnis) lösbar. Ob diese Konzeption eines „nicht kalkulierenden Umgangs mit den Gaben“ bzw. eines entsprechenden Austauschs überzeugend ist bzw. plausibel die „Vision einer anderen Ökonomie“ darstellt und vermitteln kann, erscheint freilich noch offen. Eine durchaus erleuchtende abstrakt-analytische Skizze des Forschungsstands und seiner Neuausrichtungs- und Erweiterungsbedürfnisse zur Interdependenz von Ökonomie und Protestantismus legt *Gisela Kubon-Gilke* vor, die gut als Einleitung in eine systematischer angelegte Sektion getaucht hätte. Von den kritischen Hinweisen, die der Beitrag bietet, sei wenigstens derjenige auf die Bedingungen und Folgen von Wettbewerb und Evolution (zusammenfassend S. 179) erwähnt. Zu einer bloßen Stilvariante transformiert anschließend *Daniel Dietzfelbinger* die lutherisch-protestantische Wirtschaftsethik im Hinblick auf die (zur Zeit des Reformators erst aufblühende) Marktwirtschaft. Der Autor verbleibt bei diesem Unternehmen allerdings auf der ideengeschichtlichen Ebene; eine belastbare Beantwortung der Frage, ob dieser Stil kulturell wirksam geworden ist, fehlt deshalb.

Die nächste Sektion gibt mit ihrem lakonischen Titel („Erbe des Protestantismus“, S. 195–241) keine Konzentration auf ein explizites Themenfeld vor; hinter der Auswahl der tatsächlich behandelten Aspekte ‚Willensfreiheit‘ und ‚Monismus als wissenschaftliches Weltbild‘ lässt sich allerdings der Versuch vermuten, Willensfreiheit und wissenschaftlich untermauertes, d. h. modernes Weltbild als genuin und vielleicht exklusiv protestantisch bzw. protestantisch gestiftet oder vererbt zu reklamieren. *Lars-Thade Ulrichs* sucht die „Wirkung“ von Luthers *De servo arbitrio* auf Schelling und Schopenhauer zu rekonstruieren. Er setzt dazu freilich rein ideen- oder philosophiegeschichtlich an; was wir hier vor uns haben, ist damit ein Stück aus der *philosophia perennis*, dem historisch-empirisch unbeeinflussten endlosen Dialog der großen Geister über die Jahrhunderte hinweg, deren Defizite in der kulturhistorischen Perspektive nur allzu offenkundig sind. Das Ergebnis kann auch deshalb kaum überraschen: „Alle drei (Kant, Schelling, Schopenhauer) folgen [...] Luther in dessen dualistisch organisiertem Argumentationsgang [...]. Während jedoch bei Luther [...] jene Willensfreiheit im Grunde vollständig im Grunde die Freiheit Gottes ist, von dem der Mensch vollständig abhängt, wird sie in der Kantischen und nachkantischen Philosophie zur intellegiblen Tat des Menschen selbst“ (S. 217). *Uwe Hofffeld* zeichnet im Kern den Weg des „kirchentreuen Christen“ Ernst Haeckel zum Kirchengegner und evolutionären Materia-

listen nach, ohne sich auf die Diskussion einer protestantischen Wirkungsgeschichte einzulassen. Dies freilich höchst eindrucksvoll und detailgesättigt; man merkt, dass der Experte schreibt.

Die fünfte Sektion vereinigt nachvollziehbar Beiträge zum Komplex der „Ausbreitung“ lutherischen und protestantischen Verständnisses und Ideenguts (S. 243–330). Sehr allgemein bleibt der Artikel von *David Martin*, der die Pfingstbewegungen bzw. Pfingstgläubigen als Urenkel Luthers bezeichnet, aber dazu keine Wirkungsgeschichte entfaltet, sondern zentrale Ansätze, Probleme, Erscheinungsformen und Schicksale dieses von dem US-amerikanischen Kulturwissenschaftler Harold Bloom als „an American religion“ bezeichneten protestantischen Spektrums skizziert. Gegenwartsbezogen und ideenkomparativ verfährt auch anschließend *Peter Zimmerling*, dessen ausgewählte Auflistung von „theologischen Berührungspunkten und Unterschieden zwischen den charismatischen Bewegungen der Gegenwart und dem traditionellen Protestantismus“ (S. 261) und vor allem gewisse Sympathie für das „charismatische Christsein“ (S. 278) sicher auch Kritik seitens lutherischer Wissenschaftler auslösen wird. *Frieder Ludwigs* Panorama der Wahrnehmung Luthers in Afrika, Asien und Lateinamerika „zwischen Ablehnung und Aneignung“ (S. 279 u. ö.) fußt auf Übersetzungen und Publikationen, deren Repräsentativität und Bedeutung der Durchschnittsleser der Studie gewiss nicht prüfen kann. Die einerseits merkliche deskriptive Bescheidenheit, andererseits sehr einleuchtende Benennung zentraler Rezeptionsbedingungen verstärken jedoch den Eindruck, dass es sich hier um einen besonders gelungenen Baustein am Gesamtgebäude des Sammelbandes handelt. *Hermann Wellenreuthers* souveräne Synopse der Entstehung und Entwicklung protestantischer und indigener Kirchen in Nordamerika zwischen 1607 und 1914 verdichtet den Einblick in diese Region ebenfalls entscheidend, und zwar insbesondere bezüglich der ausgewählten Leitperspektiven Zivilisation, Mission und Kirchenverständnis. Was der Autor skizziert, ist allerdings eine Verlustgeschichte für das Luthertum. Was dessen dramatischen Bedeutungsrückgang bereits seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert befördert habe, seien u. a. „die autoritären Kirchenstrukturen, wie sie im 16. Jahrhundert vielleicht notwendigerweise von Martin Luther abgesegnet wurden“, und vor allem heute „nicht mehr zeitgemäß“ erscheinen (S. 329).

Die sechste Sektion geht ohne nähere Erläuterung von der Perspektive des „Protestantismus als kulturelle Ressource“ (S. 331–376) aus. *Jan Harasimowicz* hat sich in diesem Rahmen der heiklen Aufgabe angenommen, das Verhältnis des Protestantismus zur Bildenden Kunst näher auszuleuchten. Seine Befunde bekräftigen im Grunde den aktuellen Forschungsstand: auf die Anfangsphase der grundsätzlichen Bilderskepsis und -ablehnung des Luthertums und des Calvinismus auch aus Gründen der Profilierung gegenüber Rom folgten diverse Phasen der protestantischen Wiederentdeckung und Wiederaneignung in bibelvisualisierender, memorialer und meditativer Hinsicht, wobei die neue „Bilderfreudigkeit“ des Luthertums seit um 1600 auch der Abgrenzung gegenüber dem erstarkenden Calvinismus geschuldet war. Mit „Musik aus dem

Geist der Reformation“ erwartungsgemäß am Beispiel Johann Sebastian Bachs befasst sich anschließend *Christoph Wolff*. Der detaillierte musikhistorische Nachweis lutherischer Motivation, Inspiration und Prägung des Werkes Bachs stellt freilich eine Bekräftigung des bereits Bekannten dar, so dass die Frage nach der Breite und Tiefe lutherisch-protestantischer Wirkung auf die Musik offen bleibt. Erneut sehr spezifisch ist auch der anschließende, zweite Beitrag *David Martins* angelegt. Seine vielfältigen Ergebnisse zur Bedeutung Händels – des „neuen“, weil nach England dislozierten „Händel“ (S. 367ff.) – für die Entwicklung des britischen protestantischen Nationalismus erscheinen gleichwohl höchst faszinierend.

Die folgende Sektion zum „Protestantismus zwischen Anpassung und Protest“ (S. 377–445) führt wieder in den politisch-kulturellen Bereich zurück. *Gotthard Jasper* äußert sich historisch nur gelegentlich vertieft zu „den Schwierigkeiten der deutschen Lutheraner im 20. Jahrhundert, die Politik zu verstehen“ (S. 379 u. ö.). Er meint aber abschließend durchaus konstatieren zu können, dass in einem bestimmten Sinne „Lutheraner heute immer wieder die Lehre Luthers von den zwei Regimenten Gottes zeitgemäß buchstabieren (können)“ (S. 396). *Detlef Pollak* und *Hedwig Richter* spüren den theologischen Wurzeln politischer Standortbestimmungen der evangelischen Kirchen in der DDR nach, mit ernüchternder Bilanz: „Erst als das Land sich wandelte, kam auch Bewegung in die Kirche“, wiewohl diese immerhin eine wesentliche kritische Perspektive vermittelte. Und weiter: „Die gesellschaftliche Bewegung, so sehr sie (d. h. die evangelischen Kirchen) diese moderiert, beeinflusst und gestaltet haben, (brachten) sie nicht hervor [...] und [...] auch die in den Kirchen beheimatete Theologie (hat) keine gesellschaftsverändernden Impulse zu setzen vermocht“ (S. 427). *Robert F. Goeckel* dagegen schätzt in seinem Beitrag zu den lutherischen Kirchen in kommunistischen Systemen die kritische Wirkung des DDR-Luthertums etwas höher ein, weil dieses einen stark volkswirtschaftlichen Charakter aufgewiesen habe. Im Baltikum assistierten prominente Lutheraner dem Regime modellhaft in dessen Versuch, die letzten Überbleibsel des Opiums des Volkes zum Verschwinden zu bringen.

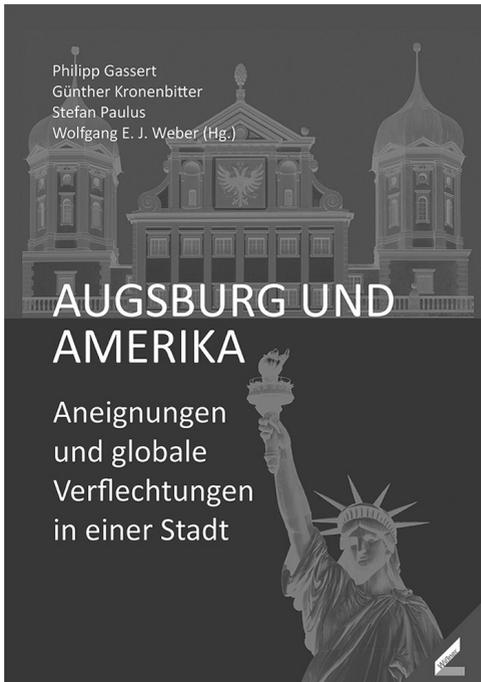
Die achte Sektion trägt den nicht ganz stimmigen Titel „Protestantismus als kulturelle Ressource – Forschungsperspektiven“ (S. 447–496). Sie setzt sich aus zwei Aufsätzen zusammen. Einmal eine historische Skizze *Otto Herrmann Peschs* zum Wandel und zum gegenwärtigen Stand des katholischen Urteils über Luther „zwischen Verfehlung und dankbarer Aneignung“ (S. 449). Die Leitfrage des Sammelbandes nach den kulturellen Wirkungen der Reformation, hier also auf die römische Kirche, wird dabei nur indirekt und lediglich in bestimmten Hinsichten beantwortet. Anders verhält es sich mit dem abschließenden Beitrag von *Hans Joas*. Seine Analyse zur „Modernisierung als kulturprotestantische Metaerzählung“ ist mehr als eine „Skizze“, als die sie sich vorsichtigerweise ausgibt (S. 485). Vielmehr bringt sie jetzt, am Schluss, die Systematisierung und methodische Optimierung des Anliegens der Kollektion in wichtigen Hinsichten voran. Die Durchmusterung der sechs Grundannahmen, nach denen der Protestantismus bzw. einerseits bestimmte Lehren, andererseits bestimmte

Träger dieser Konfession die moderne Welt hervorgebracht hätten, führt erneut zu ernüchternden Ergebnissen. Diese Annahmen müssen danach in wesentlichen Teilen als widerlegt eingeschätzt und deshalb verworfen werden. Der lutherisch-protestantische Impuls für die Moderne war und blieb schwächer und begrenzter als üblicherweise von seinen Vertretern angenommen. Joas plädiert dabei allerdings auch am entschiedensten dafür „ein[en] irreführenden vereinheitlichende[n] Begriff des Protestantismus zu vermeiden“ (S. 490), um die Analyse differenzierter weiter fortführen zu können.

In der Bilanz lassen sich für die Kollektion damit erwartungsgemäß sowohl Vorzüge als auch Probleme und Schwächen, die gelegentlich sogar als Mängel bezeichnet werden könnten, konstatieren. Auf diese kritischen Aspekte wurde bereits hingewiesen; um einen Teil von ihnen zu vermeiden, wäre – neben den angedeuteten internen Umstellungen – gewiss auch der Einbezug des Aufsatzes „Luther und die moderne Welt“ des großen protestantischen Historikers Thomas Nipperdey von 1985 hilfreich gewesen. Für die Gegenseite ist der manchmal durchaus ausgeprägte Grad an Selbstkritik und Selbstdekonstruktion zu verbuchen, der auch erkennbar wird. So kann der Sammelband als anregender Einstieg in eine Debatte gewertet werden, die allerdings noch viel systematischer und konsequenter geführt werden muss. Denn was sich allmählich abzuzeichnen beginnt, ist ja eine definitiv alternative Interpretation des Verhältnisses von Reformation bzw. Protestantismus und Moderne: Luthers Anliegen war genuin mittelalterlich. Es richtete sich gegen die vom Frühkapitalismus und der Renaissance bewirkten Modernisierungstendenzen und bedeutete somit in verschiedenen Hinsichten Rückschritt, wenn man sich noch auf diesen Kategorienegebrauch einlassen möchte. Z. B. die moderne Entwicklung der Reichsstadt Augsburg wurde durch die Reformation gestoppt und nicht gefördert. Italien, vor allem Oberitalien, aber auch das Papsttum, waren gerade nicht feudal-traditional-reaktionär. Lutherisch-protestantische Modernitätsaneignungen in Bezug auf Ökonomie, aber auch Willensfreiheit usw. sind kaum zu halten. Was die Reformation nichtintendiert verstärkte, waren (s. oben) Pluralisierung und Konkurrenz, die eigene, die historisch dann wichtigeren Logiken und Dynamiken entbanden.

Neuerscheinungen aus dem IEK

Philipp Gassert/Günther Kronenbitter/Stefan Paulus/Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Augsburg und Amerika. Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt [= Documenta Augustana Bd. 24]. Augsburg: Wißner-Verlag 2013. 312 S. 23 Abb., 24,90 €. ISBN 978-3-89639-967-0.



Dieser Band bietet repräsentative Querschnitte zu über 500 Jahren wechselseitiger Beobachtung und Verflechtung zwischen Augsburg und dem amerikanischen Doppelkontinent. Die 13 Autoren und Autorinnen, ausgewiesene Experten aus dem In- und Ausland, rekonstruieren in ihren Beiträgen die Spuren der vielfältigen Beziehungen, Kontakte, aber auch der jeweiligen Wahrnehmungen der anderen Seite. Damit arbeiten

sie einen wichtigen Orientierungspunkt im Augsburger historischen Gedächtnis sowie die Position der traditionsreichen Lechstadt im transatlantischen Gefüge auf.

Stand in der Frühen Neuzeit vor allem Südamerika im Mittelpunkt des Augsburger Interesses, so verlagerte sich der Schwerpunkt der Interaktion über die Jahrhunderte nach Norden. Hierzu parallel verschob sich das Gleichgewicht der Kräfte und damit der Hauptstrom der Einflussnahme: War zu Beginn dieser Entwicklung die alte Reichsstadt mit ihrer europäischen Bedeutung in mancher Weise bestimmend, firmierte Augsburg in der Folgezeit lediglich unter den vielen europäischen Kontaktpunkten Amerikas.

Die hier versammelten Beiträge widmen sich den Aktivitäten der frühneuzeitlichen Augsburger Handelshäuser und damit einhergehenden Amerikabildern; den diversen transatlantischen Migrationsbewegungen während des 18. und 19. Jahrhunderts; den wachsenden wirtschaftlichen Verflechtungen seit dieser Zeit; den ambivalent geführten Amerikadebatten im 20. Jahrhundert; schließlich den mit der US-amerikanischen Militärpräsenz nach 1945 sich potenzierenden Interaktionen, die bis heute das moderne Augsburg prägen.

Impressionen der Bücherpräsentation



Prof. Dr. Günther Kronenbitter führt durch die Veranstaltung



Grußworte kommen vom Geschäftsführenden Direktor des IEK, Prof. Dr. Gregor Weber ...



... vom Bürgermeister der Stadt Augsburg, Peter Grab ...



... und der Geschäftsführerin der Stiftung Bayerisches Amerikahaus in München, Dr. Meike Zwingenberger



Blick aus dem voll besetzten Vortragssaal in der Neuen Stadtbücherei Augsburg auf das Rednerpult



Die anwesenden Zuhörer verfolgen gespannt die Ausführungen und Erläuterungen der Vortragenden



Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber, einer der Herausgeber, stellt zusammen mit ...



... Dr. Stefan Paulus, Herausgeber und Autor, das Werk inhaltlich vor



Dr. Florian Pressler präsentiert den Audioguide, der sich mit der Augsburger Zeitgeschichte beschäftigt



Prof. Dr. Philipp Gassert schließt die Veranstaltung mit dem Beitrag „Amerikaforschung an der Uni Augsburg“

Hinweis

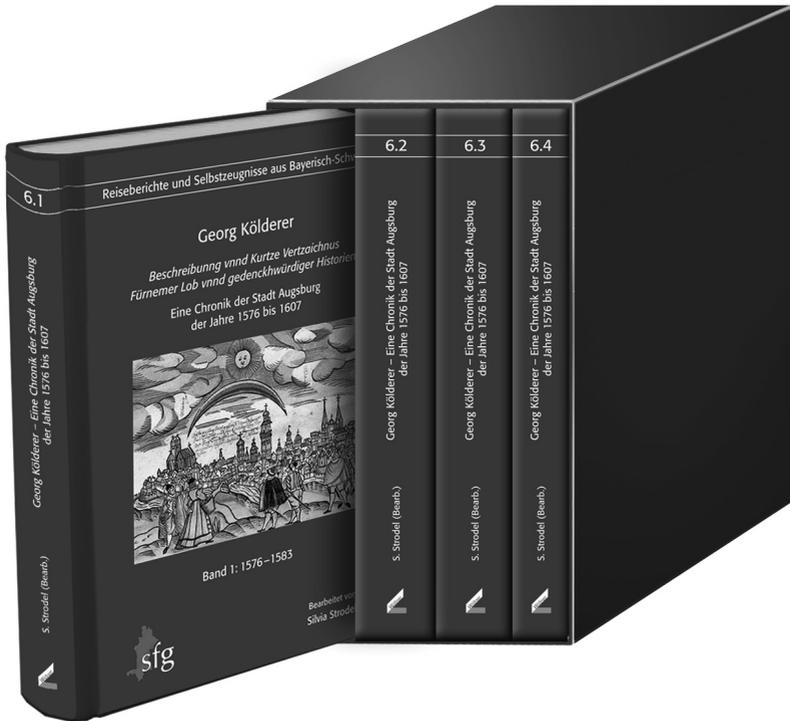
Den Audioguide erhalten Sie unter

<http://garnisonsstadt.phil.uni-augsburg.de/>

Fotograf: Peter Neidlinger – Fotostelle Universität Augsburg



Georg Kölderer: „Beschreibung vnnnd Kurtze Vertzaichnus Fürnemer Lob vnnnd gedenckwürdiger Historien“ – Eine Chronik der Stadt Augsburg der Jahre 1576 bis 1607, bearbeitet von Silvia Strodel, hrsg. von Wolfgang E. J. Weber [= Documenta Augustana Bd. 26] Augsburg: Wißner-Verlag 2013. 2233 S. 98 Abb., 98,- €. ISBN 978-3-89639-927-4.



Zwischen 1576 und 1607 verfasste der Augsburger Handelsschreiber Georg Kölderer eine ebenso umfangreiche wie reich illustrierte Chronik. In ihrer Detailfülle, Erfassungsreichweite sowie zeitgeschichtlich-kulturellen Reflexion und Urteilsbildung ragt sie auch im europäischen Vergleich hervor. Nachdem das handschriftliche Werk vor allem in der Kulturgeschichte bereits vielfach genutzt wurde, können das Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg und die Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nunmehr gemeinsam eine Edition vorlegen, die die Aufzeichnungen einem breiteren Publikum zugänglich macht.

Die wahrscheinlich im heutigen Stift St. Jakob entstandene Beschreibung bietet in der deutschen Sprache des ausgehenden 16. Jahrhunderts einen faszinierenden Einblick nicht nur in die Geschicke einer konfessionell zerrissenen und in die zeitgenössische europäische Politik eingebundenen Metropole des damaligen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Vielmehr wird ihr Leser auch in die Weltauffassung und Denkhorizonte eines weder der ungebildeten Unterschicht noch der höchsten Elite der Stadt angehörenden Bürgers eingeführt. Er suchte Sinn und Halt in den Krisen seiner Zeit, die sich zum Dreißigjährigen Krieg zuspitzen, und prangerte Luxus und Laster an, nicht ohne zeitweilig in Depressionen zu verfallen. Darüber hinaus vermitteln die Aufzeichnungen, in die auch Nachrichten der zeitgenössischen Fuggerzeitungen und zahlreicher Flugblätter eingingen, die heute teilweise anderweitig gar nicht mehr greifbar sind, Informationen zu ganz Europa und selbst der außereuropäischen Welt: zur zeitgenössischen Politik und Kultur der großen und vieler kleiner Mächte, einschließlich des Osmanischen Reiches, zum Papsttum, zu Katastrophen und Wundern usw.

Was sich vor den Augen des Lesers entfaltet, ist damit ein umfassendes, farbiges Panorama einer Epoche, die gemeinhin als Goldene Zeit Augsburgs gilt, hier aber auch ihre Spannungen, Widersprüche und Schattenseiten offenbart.

Impressionen der Bücherpräsentation



*Prof. Dr. Rolf Kießling übernimmt
im Rokokosalon der Regierung von
Schwaben zusammen mit ...*



*... Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber die
Begrüßung und die Präsentation des
Bandes*



Die Mitarbeiterinnen am Institut für Europäische Kulturgeschichte, Annelen Ebner, B. A. und ...



... Elisabeth Böswald-Rid, M. A. tragen Auszüge aus dem Werk dem Publikum vor



Das Quintett Colloquium Classicum untermalt mit ihrer Darbietung auf historischen Instrumenten die Veranstaltung



*Bernd Wißner demonstriert
eindrücklich die Gewichtigkeit des
Werkes*



*Regierungsvizepräsident Josef
Gediga spricht als Gastgeber die
Schlussworte*



Mitwirkende und Gestaltende des gelungenen Abends

Hinweis
Fotograf: Markus Stadtrecher

Bent Jörgensen: Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnung. Zur Terminologie der Religionsparteien im 16. Jahrhundert [= Colloquia Augustana Bd. 32]. Berlin: Akademie Verlag 2014. 512 S. 99,95 €. ISBN 978-3-05-006488-8.

Auf den Reichstagen der Reformationszeit standen sich katholische und evangelische Stände gegenüber. Theologen beider Seiten reklamierten in zahlreichen Streitschriften die christliche Wahrheit für sich und warfen ihren Kontrahenten Unglauben vor. Dies brachten sie auch durch die Namen zum Ausdruck, mit denen sie die eigene wie die gegnerische Religionspartei belegten. In dieser aufgeheizten Situation war an eine



konstruktive Arbeit auf den Reichstagen kaum zu denken. Um die Handlungsfähigkeit des Reiches zu erhalten, musste man also einen Sprachgebrauch entwickeln, der eine zielführende Kommunikation zwischen den Ständen aller Konfessionen überhaupt erst ermöglichte – ein Drahtseilakt zwischen politischer Rücksichtnahme und religiösem Selbstverständnis.

Johannes Burkhardt/Kay Peter Jankrift/Wolfgang E. J. Weber: Augsburgener Beiträge zur Historischen Friedens- und Konfliktforschung [= Documenta Augustana Pacis Bd. 1]. Augsburg: Wißner-Verlag 2014. 336 S. 1 Abb. zahlr. Tab. u. Grafiken, 24,90 €. ISBN 978-3-89639-980-9.

Einem kulturhistorisch ausgerichteten Universitätsinstitut, das in der Stadt des Religionsfriedens von 1555 und eines seit 1649 bis heute alljährlich begangenen eigenen Friedensfestes angesiedelt ist, steht die Befassung mit der Geschichte des Friedens und der Friedenskultur gut an. Seit der Gründung des Instituts 1990/91 gehört der Friede deshalb zu seinem Programm. Mit dem Verbundprojekt Übersetzungsleistungen frühneu-



zeitlicher Friedensverträge, das zwischen 2009 und 2012 zusammen mit dem Institut für Europäische Geschichte (Mainz) und der Staatsgalerie Stuttgart durchgeführt wurde und in Augsburg unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Burkhardt und Wolfgang E. J. Weber stand, konnte eine neue, vertiefte Phase erreicht werden.

Die Institutspublikationsreihe Documenta Augustana nimmt das Erreichen dieser Phase gerne zum Anlass, eine eigene, der historischen Friedensforschung gewidmete Reihe Documenta Augustana Pacis aus der Taufe zu heben. Wir wollen diese Reihe zu einer Publikationsplattform für alle Beiträge heranwachsen lassen, die

sich in dieser oder jener Form den am Institut entwickelten Perspektiven der kulturgeschichtlichen Erforschung eines Themas einfügen, dessen vergangene wie gegenwärtige Bedeutung uns gerade in diesen Tagen wieder so nachdrücklich vor Augen geführt wird.

BUCHREZENSIONEN

Edith Hall: *Adventures with Iphigenia in Tauris. A Cultural History of Euripides' Black Sea Tragedy*. Oxford: Oxford University Press 2013. 378 S. 48,40 €. ISBN 978-0195392890.

Dass die antike Tragödie nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat, zeigt die Tatsache, dass Karin Beier, die neue Intendantin des Schauspielhauses Hamburg, die Wiedereröffnung des größten deutschen Sprechtheaters mit einem monumentalen, spartenübergreifenden Zyklus aus nicht weniger als fünf antiken Tragödien eingeläutet hat. „Die Rasenden“ (zusammengesetzt aus Euripides' „Iphigenie in Aulis“, „Die Troerinnen“ und Aischylos' „Orestie“) verwies dabei nicht nur auf die Ursprünge der europäischen Dramengeschichte, sondern thematisierte am Beispiel des mythischen Atridengeschlechts generationenübergreifende Konflikte um den Zusammenhang von Politik und Religion sowie um den verantwortungsethischen Umgang mit persönlichen und öffentlichen Entscheidungen. Damit gerät der antike Mythos als eine Form von kulturellem Wissen und kultureller Reflexion in den Blick, der, gebrochen durch moderne Formen der Inszenierung, weiterhin zur Auseinandersetzung auffordert und immer wieder neu aktualisiert wird. Um diese kulturelle Relevanz antiker Dramenstoffe geht es auch in Edith Halls sehr gelungenem, neuesten Werk „Adventures with Iphigenia in Tauris. A Cultural History of Euripides' Black Sea Tragedy“, der ersten Monographie, die sich mit der komplexen und vielgestaltigen Wirkungsgeschichte dieser, in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichen, Tragödie auseinandersetzt.

„Iphigenie bei den Taurern“, das Stück um die Priesterin Iphigenie, die von ihrem Vater Agamemnon geopfert werden sollte („Iphigenie in Aulis“), in letzter Sekunde aber von der Göttin Artemis gerettet und im Flug weit weg zu den Taurern gebracht wird, ist ein Stück über Reise, Exil und Fremdwahrnehmung, das durch das Erscheinen von Iphigenies Bruder Orestes und dessen Freund Pylades eine entscheidende Wendung erfährt. Denn bevor Iphigenie ihrerseits auf Befehl des taurischen Königs Toas die beiden Fremdlinge opfern soll, erkennen sich die Geschwister wieder und fliehen gemeinsam mit der Kultstatue der Artemis, die Orestes auf Geheiß des Apollon nach Athen bringen soll. Das Stück, das eine Wendung vom Tragischen ins Gute erfährt, weist dabei nicht nur einen ungewöhnlichen Schauplatz auf (es ist die einzige Tragödie, die am Schwarzen Meer und im Tempelbezirk einer Gottheit spielt), sondern wurde auch durch seine Themen und Motive (die Wiedererkennungsszene, die Flucht in letzter Sekunde, die Suche und das Finden eines besonderen Gegenstands) eine der einflussreichsten griechischen Tragödien, die die Kunst und Literatur der Antike nachhaltig prägte und seit der Wiederentdeckung im 15. Jahrhundert vor allem im Zeitalter der Renaissance häufig rezipiert wurde. Edith Hall versucht in ihrer Monographie einerseits die Kulturgeschichte des Stücks nachzuzeichnen und es andererseits wieder ins kulturelle Gedächtnis zurückzurufen, wo es seit dem 20. Jahrhundert unter Euripides' Tragödien eher ein Schattendasein fristet. Hall geht es dabei jedoch nicht ausschließlich

um die kulturelle Wirkmächtigkeit des Dramas, sondern darum, wie sie betont, zu zeigen „that the ancient and more recent ‚reception‘ of classical literature is a semi-continuous but fluctuating process, consisting of a series of crucial readings or cultural moments in which each ancient text has come into psychological prominence“ (2).

Damit ist zugleich der diachrone Zugriff der Studie angesprochen: In der ersten Hälfte (Kapitel 2–7) geht es um die Beliebtheit und Bedeutung des Stücks in der griechisch-römischen Kultur der Antike, wo es in der Lyrik, Philosophie, Vasenmalerei, Sarkophagkunst und auf Münzbildern ein weit verbreitetes Thema war. Hall arbeitet dabei überzeugend heraus, wie die Personenkonfigurationen, das Thema und die Motive des Stücks nicht nur die imaginative Literatur nachhaltig beeinflussten (so etwa das Fluchtmotiv im griechischen Roman der Kaiserzeit, Kapitel 6), sondern zu unterschiedlichen Zeiten zu kulturellen Folien avancierten, die etwa den Artemiskult zu interpretieren halfen (Kapitel 2 und 7), Prozesse der Selbst- und Fremdwahrnehmung in Phasen des Kulturkontaktes steuerten (Kapitel 3) und den familiären Totenkult sowie intensive freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen symbolisierten (Kapitel 4 und 5).

Interessant ist dabei v. a., wie die Rezeption des Stücks unterschiedliche Orte bzw. Ortsverbindungen hervorhob, etwa die Beziehung zwischen Artemiskulten am Schwarzen Meer und dem Kult um Artemis und ihren Bruder Apollon in Delphi. Besonders das Reise- und Fluchtmotiv bot dabei eine Folie, auf der man etwa auch die Genese lokaler Artemiskulte erklären oder bestimmte Traditionen auf mythische Stammväter (v. a. Orestes) zurückführen konnte. Überzeugend ist auch die Darstellung der psychologischen und symbolischen Wirkung des Stücks, die weniger kulturell-fundierende Bedeutung hatte, sondern entgegen örtlicher Distanz zwischenmenschliche Beziehungen und Nähe zu reflektieren half – einzig die Diskussion um Aristoteles' große Würdigung des Stücks und die vielen Vasenfunde aus Süditalien mit Motiven des Stücks aus dem 4. Jh. v. Chr. scheint hier ein wenig konstruiert (Kapitel 4).

Der zweite Teil von Halls Studie führt anhand einiger zentraler Beispiele jene kulturellen Momente vor, an denen Euripides' Tragödie seit der glücklichen Wiederentdeckung im 15. Jahrhundert neu ins Bewusstsein getreten ist. Ein zentraler Aspekt, den Hall bereits zu Beginn ihrer Studie hervorhebt, gewinnt besonders in der Frühen Neuzeit an Relevanz: Der exotische Schauplatz des Stücks, der während des Krimkrieges und besonders seit der russischen Annexion der Schwarzmeer-Halbinsel im ausgehenden 18. Jahrhundert (Kapitel 1) immer wieder zur Auseinandersetzung mit europäischen (griechischen) Selbstbildern und asiatischen (barbarischen) Fremdbildern geführt hat. So etwa zur Zeit der Renaissance, als die Taurer mit Vasallen des osmanischen Reiches verglichen und Iphigenie zur Christin stilisiert wurde (Kapitel 8) – ein Aspekt, der die weitere Rezeptionsgeschichte des Stücks entscheidend beeinflusste und mittlerweile von postkolonialer Seite zunehmend infrage gestellt wird, wo die rigiden Grenzziehungen zwischen Ethnien und Ländern zunehmend hybridisiert und psychologisiert werden (Kapitel 13).

Ein besonders gelungener Abschnitt ist dabei die eingehende Analyse von Goethes „Iphigenie auf Tauris“, in dessen Inhalt und eigener Rezeptionsgeschichte beide Traditionslinien implizit präsent sind (Kapitel 10). Hall führt dabei überzeugend vor, wie die Rezeption der Tragödie von Euripides wiederholt im Spannungsfeld von politischer Instrumentalisierung und kreativer Adaption und Veränderung stand, aus dem die Kulturgeschichte immer wieder neue Impulse erhielt. Das wird bei Glucks Adaption des emotionalen Stoffes für die Oper ebenso deutlich (Kapitel 9) wie bei modernen Inszenierungen, die ein besonderes Interesse für die primitiv-kultischen Riten des Stücks erkennen lassen (Kapitel 11), oder auch bei feministischen Auseinandersetzungen mit dem Drama, die anhand der Figur der Iphigenie den Status von Frauen als bürgerliche Subjekte erkunden (Kapitel 12). Obgleich Hall dabei eine wahre Fundgrube von kulturellen Bezügen bietet, bleiben viele Aspekte doch sehr heterogen oder zu wenig ausgearbeitet – gerade die theoretische Unterfütterung der Analyse hätte hier stärker profiliert gehört, etwa im Bereich der *post-colonial studies* oder auch in Fragen der „kulturellen Mobilität“ (Greenblatt, S. *Cultural Mobility: A Manifesto*. Cambridge, 2009) eines antiken Textes. Alles in allem bietet Hall ihren Lesern aber eine spannende Zeitreise mit einer der faszinierendsten Figuren der Weltliteratur.

Christopher Schliephake

Daniel Harris-McCoy: *Artemidorus' Oneirocritica. Text, Translation & Commentary*. Oxford: Oxford University Press 2012. X+584 p. £ 126,00. ISBN 978-0199593477.

Depuis quinze ans environ, les études sur le rêve dans l'Antiquité se sont multipliées. Toutes ont démontré l'attention que les cultures du Proche-Orient et de la Méditerranée avaient accordée au rêve. Le croisement avec des travaux d'anthropologues a permis de remettre l'approche historique du rêve dans des perspectives plus larges, permettant d'élaborer une typologie de « cultures oniriques » si l'on peut appeler ainsi la manière dont un groupe humain intègre le rêve dans ses structures. Pour le monde gréco-romain, la question du rêve permet d'aborder des problèmes d'histoire politique, religieuse et culturelle très divers.

Dans ce contexte, il n'est pas étonnant que le seul traité complet d'interprétation des rêves que l'Antiquité gréco-romaine nous ait laissé, celui du Grec Artémidore de Daldis, fasse l'objet d'une attention accrue. La bonne édition du texte grec que Roger A. Pack a donnée en 1963 pour la bibliothèque Teubner constitue une base solide de travail et explique que, dans les décennies suivantes, on ait vu paraître des traductions

dans les langues modernes. La même année 1975, ont été publiées la traduction italienne de Dario Del Corno, celle en anglais de Robert J. White, celle en français du R. P. André Festugière. En allemand, la traduction la plus courante reste la bonne (et ancienne) traduction de Friedrich Krauss parue en 1881 ; fondée sur une précédente édition Teubner due à Rudolf Hercher (1864), elle a été révisée et modernisée par Martin Kaiser en 1965, qui a signalé les modifications essentielles apportées au texte grec par Pack. Ces traductions sont accompagnées d'introduction et de notes plus ou moins développées (mais qui ont souvent tendance à se recopier l'une à l'autre). Malgré tout, les chercheurs ne disposaient pas encore d'une édition accompagnée d'une traduction, d'un commentaire approfondi et d'un index développés. En outre, Artémidore ne figure ni dans la Bibliothèque Loeb ni dans la Collection Budé. C'est sans doute ce qui explique que les *Oneirokritika* d'Artémidore forment une source trop souvent méconnue par les spécialistes de l'Antiquité grecque et romaine et qu'ils soient si peu cités sur des questions pour lesquelles ils apportent cependant un éclairage essentiel.

Ajoutons que les traductions de 1975 sont fondées sur un état du savoir qui remonte à presque quarante ans. Cette situation est sensible dans les rapprochements entre Artémidore et les autres textes littéraires : la tendance qui l'emporte est d'expliquer les *Oneirokritika* par la littérature grecque classique. Or, Artémidore est un auteur qui a écrit dans un contexte chronologique et géographique bien précis : le dernier tiers du II^e s. apr. J.-C., l'Asie Mineure et, en général, la Méditerranée orientale. Son texte n'est pas suspendu dans un espace et une temporalité indéfinis : les rapprochements que l'on a parfois pu faire entre les *Oneirokritika* et les inscriptions de l'Asie Mineure romaine le montrent. De plus, depuis 1975, notre connaissance de la civilisation grecque de l'époque impériale a fait des progrès prodigieux. Ils offrent la possibilité de remettre Artémidore dans un contexte plus large, non seulement diachronique – car Artémidore est indéniablement l'héritier d'un système culturel dont les couches les plus anciennes remontent au moins à la fin de l'époque géométrique – mais aussi synchronique, tant il se montre souvent soucieux de s'adapter à tout ce qu'il considère comme nouveau dans le monde où vit son public.

Quand les Presses de l'Université d'Oxford ont annoncé une traduction commentée d'Artémidore, on a conçu l'espoir de disposer enfin de l'édition qui allait montrer combien il est important d'utiliser les *Oneirokritika*. Celui qui s'est chargé de cette tâche très lourde est un jeune chercheur américain, Daniel Harris-McCoy (HMC) formé à la discipline des Classics. Le fruit de son travail, sorti en 2012, ne répond qu'en partie à cette attente. On comprendra aisément pourquoi : commenter les *Oneirokritika* demande une maîtrise non seulement de la littérature gréco-latine (ce que nul ne songera à dénier à HMC) mais aussi de toute la civilisation gréco-romaine. C'est là un ensemble de compétences qu'il paraît difficile de trouver en une seule personne. Dès lors, il était indispensable de choisir des points de vue privilégiés, quitte à laisser à d'autres le soin de compléter.

HMC a pris l'heureuse initiative de donner le texte grec, face à sa traduction. Il explique clairement ses choix : il a repris l'édition de Pack. Comme, depuis 1963, certains passages ont été améliorés par la découverte d'une traduction arabe des *Oneirokritika*, œuvre du célèbre traducteur bagdadien Hunayn ben Ishaq (IXe s.), et grâce au travail philologique, HMC a modifié le texte Pack sur quelques points dont il donne la liste aux p. 559–562. L'utilisateur du volume d'Oxford lui en sera reconnaissant. Il sera cependant dérouteré par un choix touchant à l'économie du texte. HMC reprend certes l'architecture en livres et en chapitres de Pack (1963), mais préfère ensuite retenir la pagination de Hercher (1864). Ce détail pratique n'est pas sans importance. En effet, surtout aux livres I et II, bien des chapitres des *Oneirokritika* sont très longs. Il n'est pas suffisant, par exemple de citer un passage en disant qu'il se trouve en II, 70, puisque ce chapitre s'étend sur sept pages de l'édition Teubner. Depuis 1963, l'habitude a donc été prise de préciser la page Pack, alors qu'auparavant on citait la page Hercher. Or, HMC choisit, dans son texte grec et sa traduction anglaise, de mentionner la page Hercher, expliquant qu'il pense ainsi rendre service parce que les études sur Artémidore d'avant 1963 la mentionnaient. Il est à craindre qu'une telle solution ne finisse par introduire que de la confusion dans notre système de référence, incitant les chercheurs à revenir à cette vieille pagination, quand ils n'adopteront pas celle de HMC lui-même. Il aurait été préférable de favoriser le consensus qui était en train de se dessiner autour de la pagination Pack.

Sur la traduction anglaise, je ne dirai rien ou presque, faute de compétence. Il suffira de constater qu'elle est plutôt élégante et que, lorsqu'il est nécessaire de traduire des termes techniques (noms de plantes, d'animaux par exemple), HMC choisit de retenir plutôt les traductions proposés par le Liddell-Scott-Jones. Les noms communs sont sous la forme latinisée, selon les normes de l'Oxford University Press (Aristander of Telmessus, par exemple, là où l'on aurait parfois tendance à écrire Aristandros of Telmessos).

L'un des outils indispensables pour rendre le texte d'Artémidore plus utilisable est l'indexation. Si les deux premiers livres suivent un plan logique pour ce qui concerne l'explication des thèmes oniriques, il n'en va pas de même par la suite, où ils sont présentés dans un relatif désordre. D'autre part, il faut aussi un index qui prenne en compte les accomplissements de rêve. Les index publiés jusque-là étaient très insuffisants (six pages pour celui de Festugière). HMC consacre plus d'attention à cette question et son « Artémidore » est dont un vrai progrès : ses quatorze pages d'index renvoient non seulement au texte mais aussi au commentaire.

Si le texte et la traduction occupent l'essentiel du volume, les 43 pages de l'introduction et les 150 pages du commentaire devaient être le vrai apport du volume. C'est là que l'on prend la mesure de la façon dont HMC s'intéresse au texte. La première chose à dire est que l'attention aux *Oneirokritika* est assez inégale. Le commentaire accorde beaucoup plus de place aux passages théoriques du texte d'Artémidore : les lettres de dédicace, les préfaces des livres I et IV, les conclusions. En revanche, le

commentaire des développements sur les thèmes oniriques laisse de côté l'explication concrète de ceux-ci. Cela signifie que le référent n'est pas considéré comme indispensable pour comprendre le référé, ou, du moins, que cette tâche est abandonnée à d'autres. C'est là pourtant que se nichent toutes les petites choses qui permettent de procéder à une réelle contextualisation. Il est vrai aussi que les éclairer nécessitait une masse de travail difficile à fournir. HMC s'efforce cependant de suppléer en partie à l'absence d'un commentaire linéaire des thèmes oniriques en offrant au lecteur des survols d'ensemble des grands chapitres thématiques qui organisent leur présentation chez Artémidore.

Parmi les nouveautés de l'approche de HMC, il y a l'effort pour montrer les liens qui relient les *Oneirokritika* à la vie intellectuelle de l'époque impériale. Dès la préface, p. VII, Artémidore est situé dans l'âge de la seconde sophistique. Une des idées fortes se trouve dans la mise en valeur de la dimension encyclopédique et technique des *Oneirokritika* (p. 19 : par sa composition, le texte est « a truly encyclopaedic catalogue »). Cela permet de poser la question de l'organisation de la matière et de faire avancer notre compréhension du texte. HMC remarque que, lorsqu'Artémidore propose une classification des rêves et des méthodes d'interprétation des thèmes oniriques dans ses parties théoriques, il le fait d'une manière réellement utile pour le reste du traité, c'est-à-dire l'examen méthodique des thèmes oniriques des livres I et II puis les paralipoména du livre III. Cet examen, qui occupe l'essentiel du texte, met en œuvre les principes posés. De la sorte, Artémidore peut renoncer à toute prétention à l'exhaustivité. Il lui suffit de guider son lecteur par des exemples plus ou moins nombreux. Ce lecteur, Artémidore le veut actif : en appliquant la méthode proposée, il pourra ad libitum interpréter des thèmes oniriques qui ne figurent pas dans les *Oneirokritika*. L'idée d'un Artémidore souhaitant rendre son lecteur plus actif s'appuie aussi sur l'examen de l'ensemble du plan. HMC y voit les signes d'une maturation intellectuelle. Il est en effet très probable que la rédaction des cinq livres du traité se soit étalée sur une période de plusieurs décennies, ce qui a permis à Artémidore de laisser mûrir sa pensée et d'accentuer son souhait de rendre son lecteur actif dans les livres IV et V. Cette supposition conforterait alors une autre hypothèse émise par HMC et qui pose le principe d'un traité à portée vraiment pratique.

La remise du texte dans son environnement culturel passe aussi par des interrogations sur la position d'Artémidore dans certains débats intellectuels de son époque. Dans le domaine philosophique, HMC attribue à Artémidore une tendance plutôt éclectique (p. 415 : « My personal impression is that A.'s dream-theory is eclectic, and its origins difficult to trace. » ; voir aussi p. 432). L'examen des positions philosophiques d'Artémidore est un passage obligé de l'étude du texte. HMC sort plus des sentiers battus lorsqu'il rapproche Artémidore du grand débat qui oppose alors médecins empiristes et médecins méthodistes. Les liens probables avec Galien et le fait que l'un des foyers de ce débat se trouve en Asie Mineure justifient pleinement ce questionnement du texte. La conclusion, à laquelle on se rangera volontiers, est en faveur des

empiristes (p. 432 ; p. 482, à propos de la méthode de la comparaison des semblables). Les remarques sur le recours à la méthode allégorique sont aussi intéressantes (p. 38, p. 418–419 et ailleurs) : là encore, Artémidore participe d'une tendance générale à laquelle l'interprétation des rêves se prête particulièrement bien.

La remise en contexte est plus décevante lorsqu'on aborde la civilisation matérielle qu'exprime le texte d'Artémidore. Certes, HMC est conscient de la dimension concrète du « monde d'Artémidore ». Dès la p. 2, il écrit : « it is safe to conclude that Artemidorus strongly identifies with western Asia Minor ». Il note parfois le lien de manière plus précise, par exemple p. 489, à propos du rite de la *dendrophoria*. Mais les études qui ont déjà permis de démontrer les rapports entre Artémidore et son contexte matériel ne sont connues que de manière indirecte, notamment par les deux articles que Glen W. Bowersock a consacrés à Artémidore. Il ne faut donc pas attendre du volume d'HMC qu'il fasse progresser la compréhension des allusions d'Artémidore à la civilisation de son temps, ce qui affaiblit la portée du commentaire. HMC, par exemple, est très vague sur qui étaient les technites de Dionysos à l'époque impériale (p. 439). Il ne dit pas clairement que, si Artémidore accorde autant de place aux combats de gladiateurs, c'est parce qu'il y a un fort engouement pour cela dans les cités grecques. De même, le lecteur ne se rendra pas compte que les *Oneirokritika* s'approprient la culture agonistique grecque qui atteint, à l'époque de leur rédaction, le summum de son développement. Bien des rêveurs sont en effet des professionnels des concours et les thèmes oniriques ou les accomplissements de rêves liés aux *agônes* sont extrêmement nombreux : ce n'est pas par hasard. Il aurait fallu insister sur ce point. On peinera aussi à suivre HMC lorsqu'il émet l'hypothèse qu'Artémidore adopte une position discrètement hostile à Rome (et au pouvoir impérial), se fondant sur l'explication du rêve de décapitation comme annonciateur de l'octroi de la citoyenneté romaine ou sur la mise sur un même pied du respect des Romains pour les vautours (une idée grecque qui ne correspond à aucune réalité romaine) et celui des Phéniciens pour les poissons (p. 27–30). Beaucoup de choses, au contraire, permettent de prendre la mesure de la romanisation du « monde d'Artémidore ».

La bibliographie (p. 563–570) donne une idée des travaux concernant Artémidore et les rêves. Elle est, sur le plan linguistique, assez diversifiée et comporte des références en français et en italien. Il y a des lacunes, qui correspondent à celles du commentaire. On s'étonne que les travaux de Louis Robert n'aient pas été mieux exploités : ils ouvraient déjà de nombreuses pistes. HMC n'a pas non plus utilisé des travaux plus récents comme ceux d'Angelos Chaniotis sur les émotions ou ceux de Nicole Belayche sur la vie religieuse de l'Asie Mineure hellénistique. La bibliographie semble aussi négliger les travaux des archéologues. Mais il faut surtout regretter l'absence de presque toute la recherche germanophone, pourtant indispensable. On ne rencontre par exemple pas les noms de Beat Näf, de Hans Schwabl, de Christine Walde, ou de Gregor Weber. Là encore, cela a des conséquences gênantes sur la compréhension des *Oneirokritika*.

Concluons en rappelant l'immensité de la tâche et la difficulté pour un seul chercheur de la mener à bien. Il faut donc juger un livre par les ambitions qui sont les siennes au départ. Celles de HMC étaient claires : il s'agissait d'aider à la diffusion du texte d'Artémidore. On ne doutera pas que ce but sera atteint : la traduction anglaise, le commentaire (le plus nourri qui soit pour l'instant disponible) et la maison d'édition prestigieuse vont sans doute permettre de faire des *Oneirokritika* une source désormais évidente des études sur l'Antiquité.

Christophe Chandezon

Giovanni B. Lanfranchi/Robert Rollinger (Hg.): *Concepts of Kingship in Antiquity. Proceedings of the European Science Foundation Workshop Held in Padova, November 28th – December 1st, 2007 (History of the Ancient Near East/Monographs – XI)*. Padua: S.A.R.G.O.N. Editrice e Libreria 2010. 216 S. 80,00 €. ISBN 978-88-95672-01-4.

Die antike Monarchie ist jüngst vermehrt in den Fokus der Forschung gelangt. Dieser Befund trifft nicht nur für die Erscheinungsformen in der griechischen und römischen Geschichte zu, sondern – etwa, was Paläste, Höfe und Herrschaftsstrukturen angeht – auch für die Gesellschaften des Vorderen Orients. Während durchaus respektable Monographien und Sammelbände zu Aspekten der Monarchie in Ägypten, Babylon und im Perserreich vorliegen, fehlt es an Studien, die dem systematischen Vergleich der Konzepte von Monarchie gewidmet sind, wie sie z. B. bereits zu den Königshöfen von Aloys Winterling (*Zwischen ‚Haus‘ und ‚Staat‘. Antike Höfe im Vergleich*. München 1997) oder Antony Spawforth (*The Court and Court Society in Ancient Monarchies*. Cambridge 2007) vorgelegt worden sind. Der zu besprechende Band, der auf einen ESF-finanzierten Workshop aus dem Jahre 2007 zurück geht und 15 Beiträge international anerkannter Experten enthält, weckt hier große Erwartungen: Er verfolgt gemäß der Einleitung der Herausgeber das Ziel, Konzepte des Königtums in antiken Kulturen, insbesondere göttlich inspirierte oder sanktionierte Spielarten, vergleichend zu diskutieren; dabei wird den Kanälen der Verbreitung sowie den Modi der Rezeption und Adaptation von Elementen des Vorderen Orients in den Kulturen des Mittelmeerraumes vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Die Konzepte aus den einzelnen Reichen sollen „from the institutional, political, social, cultural, ideological, religious, monumental and literary point of view“ (V) in ihren regionalspezifischen und kulturellen Besonderheiten verglichen werden, um Ähnlichkeiten und Entlehnungen, Adaptationen und Transformationen, Differenzen und direkte Gegensätze herauszuarbeiten. Dabei war

den Autoren freigestellt, auf welche der vorgeschlagenen Aspekte – u. a. königliche Familie und Dynastie, König und Palast, König und Tempel, Königtum in der Perspektive der Quellen, Königtum als Konzeption und Idee – sie sich konzentrieren. Das zeitliche Spektrum reicht vom Alten Ägypten über Assyrer, Meder, Perser, Parther bis zu den frühen römischen Königen und den Principes des 3. Jh.s n. Chr.

Joachim Friedrich Quack widmet seinen Beitrag der strittigen Frage nach der Göttlichkeit des Pharaos und seiner (Un-)Zugänglichkeit (1–14), denn das Gros der Forschung sieht das Amt des Pharaos, nicht aber dessen Person als göttlich an. Untersucht werden der Pharaos-Name und sein Gebrauch, bildliche Darstellungen, der Zugang zum Hof, die politische Entscheidungsfindung und die Rolle des Pharaos in Erzählungen. Quack zufolge zeigen die untersuchten Belege für individuelle königliche Personen *keinen* den Göttern nachgeordneten Status, weshalb weitere Vergleiche mit den Monarchien in China und Japan als lohnend angesehen werden. Für das pharaonische Ägypten ist aber vielleicht der zeitliche Aspekt noch stärker zu berücksichtigen, denn dem Nicht-Ägyptologen erschließt sich nicht immer, warum manche Texte, etwa der ausführlich zitierte spätptolemäische liturgische Papyrus (8–10), auf frühere Vorbilder zurück gehen sollen.

Drei Beiträge betreffen die assyrische Monarchie: Das mittelassyrische Königtum (ca. 1200–900 v. Chr.) und dessen institutionelle Entwicklung untersucht Bettina Faist unter Verweis auf die sich stark im Fluss befindliche Publikationslage und widmet sich insbesondere den Institutionen „City Assembly (*ālum*)“ und „City Hall (*bīt ālim or bīt līmim*)“, die zusammen mit dem König die Herrschaft ausüben, aber immer mehr an Einfluss zugunsten des Königs, der Wesire und des Palastvorstehers verloren haben (15–24). Die Funktionen konnten vererbt werden und waren auch für Eunuchen zugänglich, wobei das Verhältnis zwischen König und Elite wenig formalisiert erscheint. Den innerassyrischen Blick auf die Monarchie und deren Verhältnis zu anderen Monarchen im 1. Jahrtausend beleuchtet Karen Radner (25–34): Der König wurde als Agent der Götter und über den normalen Menschen stehend angesehen, musste aber der herrscherlichen Linie entstammen. Da es keine klaren Nachfolgeregelungen gab, hatte eine offizielle Designation des Nachfolgers zu Lebzeiten des Königs zu erfolgen, verbunden mit einer ‚Bewährungsphase‘ des Kronprinzen. Mit Blick auf die Assur umgebenden Monarchien lief die Entwicklung immer mehr auf ein Selbstverständnis als ‚König der Könige‘ hinaus, wobei der Assyrerkönig dann eroberte Territorien nicht selbst beherrschte, sondern dort Könige einsetzte, mit deren Dynastie man auch Heiratsverbindungen eingehen konnte. Den neuassyrischen Konzepten von Monarchie und deren Rezeption im Mittelmeerraum ist der Beitrag von Simo Parpola gewidmet (35–44): Er betont stärker als die anderen Autorinnen und Autoren die Kontinuität während der gesamten Zeit der assyrischen Herrschaft letztlich bis zu den Seleukiden und macht dies an der Königsideologie fest. Diese reichte wiederum nicht bis zur Proklamation der Göttlichkeit des Königs, sondern stellte dessen Verehrung der Götter und militärischen Erfolg heraus. Aufschlussreich sind die Ausführungen zu den

zahlreichen Medien der Verbreitung in Texten und Bildern, die auf ein reichhaltiges Reservoir an passenden Symbolen und mythologischen Figuren zurückgreifen konnte, ebenso zu den Kanälen der Verbreitung (Höfe, Hofgelehrte, Bibliotheken sowie Tempel und Kulte).

In einem stark quellengestützten Beitrag behandelt Rocio da Riva „*Dynastic Gods and Favourite Gods in the Neo-Babylonian Period*“ (45–61), besonders die aus Marduk, Nabû und Nergal bestehende Trias, deren Reihenfolge auch die jeweilige Position wieder gibt, während anderen babylonischen Göttern keine derartige Prominenz zukam. Die auch gut belegten Götter Šamaš und Sin spielten hingegen nur auf lokaler Ebene eine Rolle. Robert Rollinger setzt in seinen Ausführungen über „Das medische Königtum und die medische Suprematie im sechsten Jahrhundert v. Chr.“ (63–85) bei den griechischen Quellen (Herodot und Ktesias) an und vergleicht sie mit den Befunden aus dem altorientalischen Befundmaterial; weichen schon die beiden griechischen Autoren in wesentlichen Punkten (Anzahl der Könige, Herrschaftsdauer, Aktivitäten) voneinander ab und präsentieren dennoch ein „weitgehend statisches orientalisches Königtum“ (81), so zeigen die Keilschriftquellen zu den letzten beiden Mederkönigen Umakištar/Kyaxares und Ištumeḡu/Astyages ein viel dynamischeres Bild: Es handelte sich allem Anschein nach um eine wesentlich weniger institutionalisierte und auf Dauer gestellte Herrschaft, deren Reichweite nicht ansatzweise die der Assyrer besaß.

Zwei Beiträge sind dem Achaimenidenreich gewidmet: Amélie Kuhrt fragt nach „*Achaemenid Images of Royalty and Empire*“ (87–105); sie kann nach eingehender Untersuchung von Bauten und inschriftlichen Zeugnissen plausibel machen, dass „the Achaemenid ‚iconography of empire‘“ (99) unter Aufnahme und Transformation zahlreicher ägyptischer und assyrischer Elemente in den Jahren zwischen 550 und 520 entstanden ist. Dabei spielten monumentale Darstellungen siegreicher Kämpfe, heroischer Taten und persönlicher Leistungen der Könige eine eher untergeordnete Rolle, während Texte und Siegel weiträumig zirkulierten. Evoziert wird vielmehr eine bunte Vielfalt an Untertanen unter dem Schutz des persischen Großkönigs. Der Beitrag von Bruno Jacobs zur „*Herrschaftsideologie und Herrschaftsdarstellung bei den Achämeniden*“ (107–113) enthält eine kritische Auseinandersetzung mit den Implikationen, die für die Verbreitung und das Verständnis königlicher Inhalte postuliert wurden. Er konstatiert vielfach elitäre Zielgruppen, u. a. künftige Herrscher, und erinnert daran, dass „Bild und Schrift im Alten Orient ihre Wirkung schon durch ihre bloße Existenz entfalteten und die Kommunikation mit einem Adressaten nur ein Teilaspekt ihrer Wirkung ist“ (108). Mit dem Königtum Alexanders und der Seleukiden nimmt sich Alessandra Coppola eine umfangreiche Thematik vor (115–121): Sie stellt Elemente und Formen der Legitimation und Dynastiebildung ins Zentrum ihrer Überlegungen, vielfach wird jedoch auch auf die frühen Argeaden und die anderen hellenistischen Dynastien Bezug genommen, so dass dem Beitrag letztlich die erforderliche Fokussierung fehlt. So hätte etwa der Aspekt der ‚Makedonizität‘ eine eingehende Betrachtung verdient (119f.); auch fällt auf, dass einschlägige deutschsprachige Publikationen zu

den behandelten Aspekten, etwa zu den Nachfolgeregelungen und den Herrscherträgen, nicht berücksichtigt wurden. Edward Dąbrowa gibt einen Überblick über die schwierige Quellenlage zum parthischen Königtum und zeigt die Entwicklung der Königsideologie in wichtigen Facetten (Nachfolgeregelung, Hofzeremoniell, Hauptstadt und Palast, Insignien, religiöse Dimension) auf (123–134). Dabei kommen auch die Einflüsse anderer monarchischer Traditionen zur Sprache, wobei die parthische Monarchie „an original form of Oriental kingship“ (132) darstellt. Die Sassaniden (3.–7. Jh. n. Chr.), denen sich Josef Wiesehöfer unter Einbeziehung zahlreicher Inschriften und kritisch evaluierter literarischer Quellen widmet (135–152), vertraten hingegen klar eine Monarchie iranischen Zuschnitts. Dementsprechend präsentierten sie sich als Könige mit übermenschlichen Qualitäten und Abbilder der Götter und installierten klare höfische Strukturen, wenngleich Friktionen mit der Aristokratie nicht ausblieben.

Pierre Carlier geht in seinem Beitrag über die Konzeptionen von Monarchie im klassischen Griechenland von der bekannten Definition bei Aristoteles (Politik 3,14) aus, wo fünf historische Formen unterschieden werden (153–161), und gleicht sie mit Aussagen in anderen literarischen Gattungen und Autoren ab (Rhetorik, Pindar, Xenophon, Platon). Auch wenn im 5. Jh. v. Chr. Monarchien an den Rändern der griechischen Welt bekannt waren, nahm erst im 4. Jh. der Grad der Auseinandersetzung mit monarchischen Konzepten und konkreten Erscheinungsformen – einschließlich der unvermeidlichen Stereotypisierung – exorbitant zu, nicht zuletzt wegen der signifikanten politischen und sozialen Konflikte in Demokratien und Oligarchien. Wichtige Ergänzungen bringt der Beitrag von Reinhold Bichler „Über das Königtum der Inder, Araber und Aithiopen in der griechischen Ethnographie“: Er analysiert das relevante Quellmaterial, vornehmlich aus Herodot, Ktesias, Megasthenes, Diodor und Strabon (163–179). Die hieraus gewonnenen Informationen, die sich im Spannungsfeld von Realität und Fiktion bewegen, sind insofern wichtig, als sie die verstärkte Wahrnehmung von Regionen an den Rändern der Oikumene belegen und vor allem auch Einblicke in die Argumentation bei der Diskussion um monarchische Konzepte und deren Problematik im Sinne einer Begrenzung (Erziehung, Institutionen, Gesetze etc.) gewähren.

Das Königtum im frühen Rom war bekanntlich über 500 Jahre hinweg in der politischen Kultur negativ konnotiert. Dies ist, wie Bernhard Linke betont (181–196), deswegen überraschend, weil die Zeit der sieben Könige keineswegs nur schlecht angesehen war. Vor allem Tarquinius Superbus als letzter König hat die Wahrnehmung entscheidend geprägt, wobei die Einschätzung letztlich mit dem Vertrauen in die historiographische Überlieferung steht und fällt. Linke rekonstruiert in einem ethnologisch geprägten Zugriff die in drei Phasen verlaufende Entwicklung der römischen Gesellschaft von einer „leaderless society“ im 10. Jh. zu einer Zentralisierung unter den etruskischen Königen; erst deren immer massivere Machtansprüche haben dann zum Sturz des Königtums durch die Aristokratie geführt. Kai Ruffing widmet sich in seinem Beitrag über den römischen Kaiser im 3. Jh. n. Chr. (197–208) der Frage, inwieweit die Zeit der Soldatenkaiser, oft gleichgesetzt mit der ‚Reichskrise‘, in Kontinuität oder

Diskontinuität zwischen Kaiserzeit und Spätantike steht; dies wird an den religiösen Vorstellungen und am Verhältnis zwischen Kaiser und Soldaten festgemacht. Ruffing analysiert den letztgenannten Aspekt von der Zeit des Augustus an und gelangt zu dem Ergebnis, dass die Kaiser des 3. Jh.s mit Blick auf die großen Strukturen nicht für eine Veränderung stehen, wenngleich sich das Rekrutierungsreservoir für die Kommandeure und damit auch für die Kaiser durchaus verändert hat.

Was dem Band, der gut durch verschiedene Indizes (209–216) erschlossen ist, zweifelsohne fehlt, ist eine vergleichende Synthese der Herausgeber. So bleiben die Beiträge unverbunden nebeneinander stehen, zumal sich die Autorinnen und Autoren auf verschiedene Aspekte des Themas ‚Monarchie‘ einlassen konnten und dies nach Maßgabe der eigenen Forschungsschwerpunkte auch kompetent taten. Da es aber zu manchen Reichen, z. B. zu den Parthern oder zum Prinzipat, nur einen Beitrag gibt und diese unterschiedlichen Perspektiven verpflichtet sind, ist der angezielte Vergleich nicht möglich, so dass das Fehlen einer Synthese auch nicht verwundert. Mehr noch: Hierin liegt ein konzeptionelles Problem des Bandes, der mit der Vielzahl an Fragestellungen viel zu breit angelegt ist, aber sich explizit den Vergleich auf die Fahnen schreibt. Schlussendlich ist der Leser gehalten, die Vergleichsarbeit selbst zu leisten, was etwa für das assyrische Königtum auch möglich ist. Positiv hervorzuheben ist, dass die Autoren überaus reflektiert mit der Begrifflichkeit umgehen; nur selten wird etwa von Propaganda gesprochen, ohne dass über Modi der Verbreitung, Inhalte und Adressaten nachgedacht wird. In aller Regel wird in den Beiträgen auch kompakt der aktuelle Forschungsstand aufgearbeitet. Seitenfehler im Inhaltsverzeichnis und manches Tippversehen beeinträchtigen die Lektüre nicht wesentlich. Insgesamt erhält man bei der Lektüre zwar vielfache Anregungen und reiche Belehrung, doch bleibt am Schluss die Enttäuschung über die vergebene Chance.

Gregor Weber

Nino Luraghi (Hg.): *The Splendors and Miseries of Ruling Alone. Encounters with Monarchy from Archaic Greece to the Hellenistic Mediterranean (Studies in Ancient Monarchies 1)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2013. 284 S. 49,00 €. ISBN 978-3515102599.

Der zu besprechende Band steht am Beginn einer neuen Buchreihe zur antiken Monarchie, die innerhalb des Konstanzer Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ (Teilprojekt: „Zwischen Tyrannis und Gottesgnadentum. Antike Alleinherrschaften im interkulturellen Vergleich“) verankert ist. Die Reihe verfolgt das Ziel,

„to contribute to a broader debate on monarchy as a specific phenomenon of ancient politics and culture“; methodisch haben die Herausgeber Ulrich Gotter, Nino Luraghi und Kai Trampedach dafür das Medium des historischen Vergleichs gewählt, was im Rekurs auf Methoden aus den Sozial- und Literaturwissenschaften umgesetzt werden soll. Der Band stellt somit auch einen Testfall für das Konzept dar. Die neun Beiträge des ersten Bandes, von denen vier bereits zuvor publiziert waren und die jetzt in teils erweiterter, teils verkürzter Form und englischer Übersetzung vorgelegt werden, verstehen sich als Hommage an Hans-Joachim Gehrke, der die meisten Autoren wissenschaftlich geprägt hat und dessen Arbeiten maßgeblich zum Verständnis von politischer Kultur und politischen Ideen in der griechischen Geschichte insgesamt beigetragen haben.

Nino Luraghi wendet sich in seiner Einleitung „Ruling alone. Monarchy in Greek Politics and Thought“ (11–24) gegen die auch aus antiken Autoren gespeiste Position, dass archaische Tyrannen, spartanische und hellenistische Könige so wenig gemeinsam hätten, dass sich kein fruchtbarer Vergleich dieser monarchischen Phänomene führen ließe. Demgegenüber möchte er aufzeigen, dass sich die Beiträge des Buches grundsätzlich auf dasselbe politische System beziehen und sich somit ein soziologisch und historisch kohärentes Bild ergibt. Evident ist vor allem, dass der Alleinherrschaft in der Welt der griechischen *poleis* weitgehend die Akzeptanz fehlte und sie für die politischen Denker eher ins Reich der Utopie gehörte; Legitimation innerhalb der politischen Ordnung konnte für einen Monarchen folglich nur durch erkennbare Charakteristika einer charismatischen Herrschaft erzielt werden. Luraghi fragt mit Recht, wie sich der unterstellte Übergang von frühgriechischen Königen zu den oligarchischen Systemen tatsächlich vollzog, und sieht in den homerischen *basileis* oder *anakes* eher Reflexe der dichterischen Imagination denn reale Herrscher. Dennoch war die Möglichkeit gegeben – genutzt von den spartanischen Königen und den Tyrannen –, Monarchie als traditionsbehaftet anzusehen und sich daraus zu legitimieren. Damit konnte der Tyrann einen Gegenpol zu einer bemerkenswert konsistenten, aber dezidiert negativen Sichtweise bei vielen antiken Autoren aufbauen, mehr noch, am Übergang vom 5. zum 4. Jahrhundert mehren sich die Stimmen, die die Ideologie eines guten Königs, dem persönliche Exzellenz und Gerechtigkeit zueigen sind, konstituieren. Eine neue Qualität wurde dann mit dem ‚siegreichen König‘ (H.-J. Gehrke) in hellenistischer Zeit erreicht, dessen Legitimität allein auf seinen charismatischen Qualitäten beruhte, was vielfach rezipiert und modifiziert wurde, von theoretischen Reflexionen ganz abgesehen. Allerdings – und darauf wird mit Nachdruck hingewiesen – gehört zur charismatischen Herrschaft strukturell die Instabilität, so dass für die Forschung dem Prozess der ‚Veralltäglichen des Charisma‘ (M. Weber) bzw. – wenn keine Siege mehr möglich sind – der Suche nach neuen Quellen, aus denen Charisma erwächst, große Bedeutung zukommt. Luraghi verweist dabei immer wieder auf die antike Terminologie, die freilich noch wesentlich vielgestaltiger ist und weitere Aspekte des Phänomens ‚Monarchie‘ abdeckt; es wird jedoch hinreichend deutlich, dass für den verfolgten Ansatz grund-

sätzlich den Phasen des Übergangs und der Entwicklung sowie der Differenz zwischen Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung eine fundamentale Bedeutung zukommt.

Christian Mann erörtert in „The Victorious Tyrant: Hieron of Syracuse in the Epinicia of Pindar and Bacchylides“ (25–48) das einschlägige dichterische Material vor dem Hintergrund eines starken antityrannischen Diskurses; er fordert eine strikte historische Kontextualisierung der Oden und fragt nach positiven Elementen in der Darstellung der Tyrannen, mit deren Höfen Pindar und Bacchylides verbunden waren: Umgesetzt wird, so zeigt die subtile Analyse, nicht allein der Lobpreis auf den Erfolg beim Agon, sondern die Dichter beziehen sich in vielen Details auch auf Macht und Reichtum des Tyrannen bzw. erheben ihn in eine Sphäre jenseits der Sterblichen. Dazu werden nicht selten mythologische Narrative bemüht (Kroisos, Pelops) und die Tyrannen hier angebunden, um ihnen ein klareres Profil zu geben. Viele Aspekte einer charismatischen Herrschaft kündigen sich hier bereits an, etwa die Fokussierung auf die Einzelperson, die Darstellung als Heros und vor allem als Sieger, beim Agon und im Krieg. Allerdings – und dies erscheint sehr plausibel – vermögen die Dichter durchaus zwischen verschiedenen Tyrannen zu differenzieren und deren Darstellung den politischen Gegebenheiten anzupassen. Mann konstruiert einen performativen Rahmen, demzufolge die Botschaft nicht vom Dichter zum Patron, sondern vom Patron zum Publikum verlief, was vielleicht nicht in dieser Ausschließlichkeit postuliert werden sollte; statt von ‚Propaganda‘ zu sprechen führt der Begriff der „self-promotion“ (43) vor einem städtischen und panhellenischen Publikum letztlich weiter.

Der Darstellung des Todes von Tyrannen von der archaischen bis zur hellenistischen Zeit ist ein weiterer Beitrag von Nino Luraghi gewidmet (49–71). Dabei geht es ihm nicht um die Beschreibung der einzelnen Todesfälle, sondern um eine Überprüfung, welche Sichtweise die Quellen widerspiegeln und warum die Umsetzung so und nicht anders erfolgte. Die ausgewählten Beispiele sieht er als „representative of a historically coherent set of representations“ (50) an, wobei jedoch die Auswahl nicht begründet wird. Die konkrete Umsetzung erfolgt – ausgehend von der Problematik des Tyrannenmordes – nicht chronologisch, sondern nach Motiven: Sakrileg (kylonischer Frevel, Klearchos von Herakleia Pontika, Aristotimos von Elis); Auslöschung der Nachkommenschaft (u. a. Aristodemos von Kyme, Phalaris von Agrigent); Reinigungsritual/Sündenbock (u. a. Phalaris, Aristagoras von Milet), etwa durch Steinigung; Folterung (Aristomachos von Argos, Histiaios von Milet), wie sonst bei Sklaven üblich. Luraghis überzeugende Auswertung ergibt, dass in aller Regel den Tyrannen kein Gerichtsverfahren zugestanden wurde – wer sich über das Gesetz stellte, war auch nicht durch Gesetze geschützt. Diese Haltung bzw. Aktion bestätigte wiederum die Geltung der Gesetze an sich und trug zur (erneuten) Identitätsstiftung bei.

Der Beitrag von Hans-Joachim Gehrke („The Victorious King. Reflections on the Hellenistic Monarchy“, 73–98) besteht in einer Übersetzung seines Aufsatzes aus dem Jahre 1982, ergänzt um ein zweiseitiges Addendum (92–93) mit weiteren Quellen und bibliographischen Hinweisen. Es wird der Versuch unternommen, Max Webers Herr-

schaftssoziologie und die althistorische Forschung (vor allem mit Beiträgen von Claire Préaux, Elias Bickerman und Alfred Heuß) zusammen zu bringen. Ausgehend von der bekannten Suda-Definition im Lemma *basileia*, die hellenistische Verhältnisse widerspiegelt, werden Alexanders Nachfolger mit ihrem Spektrum an Legitimationsbemühungen als charismatische Könige verstanden; dieses Konzept erlaubt es auch, die monarchischen Erscheinungsformen der Epoche als einheitliches Phänomen zu verstehen. Gehrkes inzwischen über 30 Jahre alte Überlegungen sowohl zu den verschiedenen Facetten des Charisma als auch zu dessen – hier nicht im Detail ausgearbeiteter – Veralltäglichsung haben die Forschung zu zahlreichen weiteren Studien angeregt.

Matthias Haake legt mit „Agathocles and Hiero II: Two Sole Rulers in the Hellenistic Age and the Question of Succession“ (99–127) eine teilweise überarbeitete Übersetzung seines Beitrags aus dem Jahre 2005 vor. Er behandelt zunächst die beiden syrakusanischen Herrscher, die jeweils den Königstitel annahmen, getrennt und stellt unter intensiver Berücksichtigung der nicht selten widersprüchlichen historiographischen Zeugnisse deren Bemühen vor, die eigene Nachfolge zu regeln – der eine mit Eindeutigkeit erst kurz vor seinem Tod, der andere mit dem Sohn als Mitregenten: Beide scheiterten insofern, als sich die Nachfolger nicht halten konnten, was nicht nur an der keineswegs uneingeschränkt positiven Stimmung in Syrakus lag, sondern auch an starken externen Mächten, Karthago und Rom, sowie an den Familienverhältnissen; Haake verweist in diesem Kontext auch mehrfach auf die Heiratspolitik der syrakusanischen Monarchen.

In seinem Beitrag „Becoming Kings: Spartan Basileia in the Hellenistic Period“ (129–163) untersucht D. Alexander Walthall – ausgehend von der bereits genannten Suda-Definition zur *basileia* – die Transformation des spartanischen Königtums von einer an die lykurgische Ordnung gebundenen zu einer autokratischen Herrschaft. Er bezieht sich dabei auf die Könige Areus I. (309–265 v. Chr.), Kleomenes III. (235–222) und Nabis (207–192); dieser Prozess ist u. a. erkennbar am weitgehenden Verschwinden des zweiten spartanischen Königs aus der öffentlichen Wahrnehmung, an der Einführung einer Münzprägung, die der der Diadochen entsprach, an der königlichen Selbstdarstellung an panhellenisch relevanten Orten, am verstärkten Einsatz von Söldnertruppen, an der Annahme des Diadems – und nicht zuletzt am dezidierten Ausschalten anderer Verfassungsorgane. Wichtig sind auch die Beobachtungen zur Bezeichnung des spartanischen Königs als *basileus* in Inschriften, auf die etwa in pergamenischen Texten auch (zweifelloso absichtlich) verzichtet wurde. Die hellenistische Form der Monarchie hat sich letztlich in Sparta nie vollständig etabliert – zu groß waren die Beharrungskräfte des alten Systems.

Matthias Haakes Beitrag über die hellenistische *peri basileias*-Literatur aus dem Jahre 2003 liegt mit „Writing down the King: The Communicative Function of Treatises On Kingship in the Hellenistic Period“ nun in einer aktualisierten Form vor (165–206). Es geht um bestenfalls fragmentarisch vorliegende Texte, die – beginnend mit Aristoteles und in jedem Fall bis zum Ende des 3. Jh.s v. Chr. reichend – eine eigene

literarische Gattung konstituieren, wenngleich es bereits zuvor Reflexionen über das Königtum (Herodot, Xenophon etc.) gab. Allerdings hatte sich insofern die historische Situation geändert, als aktuell existierende Monarchen beträchtlichen Einfluss auf die griechischen *poleis* ausübten. Haake fragt nun nach den Autoren und ihrer sozialen Rolle, den Adressaten, der formalen Gestaltung, dem Inhalt und dem intendierten Publikum, um auf diese Weise Funktion und Zweck der Texte zu bestimmen: Bei den Autoren handelt es sich allesamt um Philosophen, die zweifellos in Konkurrenz um Einfluss auf König und Hof standen und in ihrer sozialen Rolle mit der notwendigen Autorität ausgestattet waren, während das Publikum in den Polisgemeinschaften zu suchen ist. Inhaltlich ging es um die an der Tyrannenfolie ausgerichtete Konstituierung eines Bildes vom guten König mit zahlreichen *Topoi*, hingegen weder um theoretische Konzepte noch um Herrschaftspraxis, um konkrete Ratschläge oder um Verteidigung der Monarchie als solche. Indem ein König dem evozierten Bild entsprach, z. B. indem er Redefreiheit gewährte, konnte er an Ansehen und Akzeptanz nur gewinnen.

Ausgehend von der berühmten Begegnung zwischen Antiochos IV. und C. Popilius Laenas im Jahre 168 v. Chr. im ägyptischen Eleusis widmet sich Ulrich Gotter systematisch einem echten Desiderat: „The Castrated King, or: The Everyday Monstrosity of Late Hellenistic Kingship“ (207–230) meint hellenistische Könige, die, vor allem von Rom daran gehindert, keine Siege mehr verbuchen konnten und denen somit *das* Spezifikum königlicher Erfolge und Legitimationsbestrebungen fehlte. Untersucht werden mit den letzten Pergamenern und Antiochos I. von Kommagene zwei Fälle, bei denen geprüft wird, wie die Könige trotz des Defizits herrschen und womit sie es möglicherweise kompensieren konnten: Die Pergamener commemorierten ihre vergangenen Siege und investierten in prestigefördernde Maßnahmen gegenüber *poleis* und Tempel, Antiochos konzentrierte seine Initiativen auf den religiösen Bereich und die Darstellung vor den eigenen Untertanen. Gewissermaßen als Gegenprobe wird noch Mithradates VI. von Pontos behandelt, der durch die ‚Vesper von Ephesos‘ in einen Krieg mit Rom eintrat und den Kürzeren zog. Eine Zusammenfassung unter Berücksichtigung der Leitlinien wäre hilfreich gewesen, aber der Beitrag lädt nachdrücklich dazu ein, die Initiativen zahlreicher weiterer ‚siegloser Könige‘ zu untersuchen und damit das Spektrum zu erweitern, aber auch die Darstellung kleinerer Erfolge gegen Rom neu in den Blick zu nehmen. Vor diesem Hintergrund bedarf gerade der späthellenistische Herrscherkult einer erneuten Behandlung mit Blick auf seine Intention und Funktion.

Kai Trampedach macht in seinem Beitrag „Between Hellenistic Monarchy and Jewish Theocracy: The Contested Legitimacy of Hasmonean Rule“ (231–259) zunächst deutlich, dass die Hasmonäer keine ‚sieglosen Könige‘ waren, aber es bleibt die Frage, ob sie damit in die Gruppe der siegreichen gehörten. Sie stehen trotz charismatischer Elemente insofern für eine Sondersituation, als ihnen nicht nur eine außerordentlich mächtige Opposition gegenüber stand, sondern ihre Herrschaft auch theokratisch fundiert war. Letztere brachte ein anderes Anforderungsprofil mit sich und barg ein höheres Risiko, insbesondere durch die enge Koppelung von politischer Herrschaft

und traditionellem Hohenpriesteramt, die – verstärkt durch die Anwerbung fremder Söldner und das hellenistische Gepräge der Könige – Widerstand hervorrufen konnte.

Redaktionell hätte der Band, der durch einen Namens- und Stellenindex (263–284) über die Beiträge hinaus erschlossen ist, sicher noch mit mehr Sorgfalt erstellt werden können, häufen sich in manchen Beiträgen doch die Tippversehen, fehlenden Angaben usw. Alle Beiträge, zumal die bereits publizierten, tragen jedoch – obwohl sie unterschiedliche Bereiche betreffen und teils allgemeiner, teils exemplarischer Art sind – zur Kohärenz des Themas bei. Sie sind durch das Bestreben gekennzeichnet, den Typus der charismatischen Herrschaft konsequent für die Erscheinungsformen des griechischen Königtums durchzuspielen. Daraus wird die typologisch enge Verzahnung von Tyrannis und hellenistischem Königtum deutlich, und man wird davon ausgehen müssen, dass auch im kulturellen Gedächtnis der hellenistischen Zeit eine gute Kenntnis oder besser: eine dezidierte Vorstellung der vorausgehenden Monarchien – sei es als Tyrannis, sei es als Königtum – vorhanden war, wie dies in den engen Bezugnahmen der hellenistischen auf die archaische Literatur schon längst nachgewiesen ist. Der Band weckt jedenfalls große Erwartungen für die nächsten Themen – der Einstand ist schon einmal gelungen.

Gregor Weber

Robin J. Lane Fox (Hg.): *Brill's Companion to Ancient Macedon. Studies in the Archaeology and History of Macedon, 650 BC – 300 AD*. Leiden/Boston: Brill 2012. IX & 642 S. & 43 Abb. 198,00 €. ISBN 978-90-04-20650-2.

Die Beschäftigung mit dem antiken Makedonien hat Konjunktur, nicht nur wegen der politischen Debatten in den letzten Jahren, bei denen auch immer wieder – wenngleich auch kaum stichhaltige – historische Argumente bemüht wurden, sondern auch aufgrund einer stark angestiegenen Grabungs- und Präsentationstätigkeit in der Region, etwa im Grabtumulus von Vergina/Aigai (1997) oder im neuen, überaus gelungenen Museum von Pella (2010). Dies lässt sich über den zu besprechenden Band hinaus an Publikationen und Ausstellungen konkret zu Alexander dem Großen – jüngst in Mannheim und in Rosenheim – ersehen, aber auch an Ausstellungen zu Makedonien insgesamt, etwa im Louvre (Sophie Descamps-Lequime/Katerina Charatzopoulou [Hg.]: *Au royaume d'Alexandre le Grand. La Macédoine antique*. Paris 2011) oder im Ashmolean Museum (Angeliki Kottaridi [Hg.]: *Heracles to Alexander the Great. Treasures from the Royal Capital of Macedon, a Hellenic Kingdom in the Age of Democracy*. Oxford 2011), sowie an einem weiteren, bei Blackwell erschienen Companion (Joseph

Roisman/Ian Worthington [Hg.]: *A Companion to Ancient Macedonia*. Oxford 2010). Diese und zahlreiche weitere Publikationen machen deutlich, wie sich das Bild vom antiken Makedonien doch erheblich verändert hat, wenngleich viele Befunde noch nicht publiziert sind oder noch nicht Eingang in Standardwerke gefunden haben.

Diesem Umstand möchte Robin Lane Fox (L. F.), auch einem breiteren Publikum zuletzt durch seine überaus gelungene Alexander-Monographie und seine Beratertätigkeit für Oliver Stones Alexander-Film bekannt, abhelfen: Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, zusammen mit zahlreichen griechischen Archäologinnen und Archäologen in 28 Beiträgen, davon fünf aus eigener Feder, eine aktuelle Forschungssynthese zu präsentieren. Die Anlage des Bandes folgt einem chronologischen Prinzip, das durch Beiträge zu Orten und Sachthemen durchbrochen wird. Damit macht es L. F. allerdings dem Benutzer alles andere als einfach, zumal auf eine Behandlung der Regierungszeiten von Antigonos Doso, Philipp V. und Perseus verzichtet wurde, weil zu diesen Königen bereits gute Darstellungen vorlägen. Eine solche Begründung steht freilich der Erwartung an ein Companion entgegen, selbst wenn es grundsätzlich zu begrüßen ist, dass die Ereignisgeschichte nur einen begrenzten Raum einnimmt. Ein gemeinsames Literaturverzeichnis findet sich nicht, wohl aber ein ausführlicher Index (603–642) sowie 73 z. T. farbige Abbildungen von Ausgrabungsstätten, Objekten und Plänen; allein die Ausstattung mit Karten hätte besser ausfallen können.

L. F. beginnt mit einer ungewöhnlichen Einleitung (1–34): Auf gut einer Seite werden Anliegen und Anlage des Bandes dargestellt, ansonsten widmet er sich ausschließlich der Datierung und Zuweisung von Grab II in Vergina an Philipp II. In einer ausgefeilten Argumentation wird die Zuweisung an Philipp III. Arrhidaios zu falsifizieren versucht, während Grab I für Phila, die sechste Frau Philipps II., in Anspruch genommen wird; für Grab IV scheint Kassandros recht plausibel zu sein. L. F. diskutiert – überaus nützlich – noch weitere infrage kommende KandidatInnen aus der verzweigten Argeadenfamilie und analysiert alle Aspekte, die mit dem Jagdfries auf der Fassade und mit den Überresten im Inneren von Grab II (Knochen, Diadem, Szepter, Waffen) zusammen hängen. Freilich gibt es gegenüber dieser vielfach akzeptierten und weithin als gesichert ausgegebenen Position auch noch weitere Möglichkeiten, die etwa von Franca Landutti Gattinoni (*Cassander and the Legacy of Philip II and Alexander III in Diodorus' Library*. in: Elizabeth Carney/Daniel Ogden [Hg.]: *Philip II and Alexander the Great. Father and Son, Lives and Afterlives*. Oxford 2010. 113–121, bes. 114–116) oder von Hallie M. Franks (*Hunters, Heroes, Kings. The Frieze of Tomb II at Vergina*. Princeton 2012. 115–126) diskutiert werden; so sieht Franks nach einer Durchsicht aller Überreste aus Grab II keine Möglichkeit, innerhalb des Zeitraums zwischen 340 und 300 genauer zu datieren bzw. sich auf eine Person festzulegen. Konstantinos Chilidis (*The construction of knowledge in archaeology – the case of 'Philip's tomb' at Vergina in northern Greece*. Oslo 2012) zeigt die Problematik aller hier relevanten Fundstücke auf, die letztlich eine Entscheidung für Philipp II.

oder III. nicht erlauben (aufschlussreich 257–263 zu den politischen Implikationen der Datierung von Grab II).

M. B. Hatzopoulos behandelt in drei Beiträgen detailliert die Forschungsgeschichte zu Makedonien (35–42), dann das Land und seine Bewohner (43–49) sowie – seit dem 5. Jh. v. Chr. relevant – die Makedonen in ihrem Verhältnis zu den anderen Griechen (51–78), wobei insbesondere Fragen nach Identität, Urbanität und Sprache/Dialekt angesprochen werden. M. Mari beginnt dann die Reihe der ereignisgeschichtlich ausgerichteten Beiträge mit dem archaischen und frühklassischen Makedonien (79–92), was insbesondere eine Auseinandersetzung mit dem Gründungsmythos, der herodoteischen Überlieferung und der Politik von Perdikkas III. bedeutet. Die Folgezeit wird vom Herausgeber abgehandelt: die turbulenten Jahre 399 bis 369 (209–234), die 360er Jahre (257–269), Philipps Herrschaftsantritt, Ziele und Selbstpräsentation (335–366), Makedonien unter Philipp II. und seinem Sohn (367–391) sowie die Herrschaft von Antigonos Gonatas and Demetrios II. (495–519). Dabei geht L. F. vielfach auf Themen jenseits der reinen Ereignisgeschichte ein und stellt, etwa mit Blick auf die Hofgesellschaft und die kultische Verehrung Philipps II., enge Bezugspunkte zu anderen Beiträgen her. Ergänzend dazu ist der Beitrag von S. Psoma zum Verhältnis zwischen Makedonien und dem Chalkidischen Bund zu lesen (113–135).

Die Reihe der Beiträge zu einzelnen Orten bzw. Landesteilen eröffnet G. Karamitrou-Mentessidi mit ihren Ausführungen zu den Ausgrabungen von Aiani im historischen und geographischen Kontext der Elimiotis-Region (93–112). Es handelt sich hierbei um die erste Zusammenfassung der aktuellen Ergebnisse zu dieser Stadt jenseits der neugriechischen Publikationen. Sie sind insofern aufschlussreich, als es sich bei Aiani um einen vermutlich schon in mykenischer Zeit besiedelten Ort handelt, der bereits vor Philipp II. als makedonische *Polis* und Sitz der obermakedonischen Könige fungierte; dies steht wiederum im Zusammenhang mit den Fragen nach einer makedonischen Identität und der Verbreitung der griechischen Kultur in politischer, materieller und ästhetischer Hinsicht in Richtung Balkan. B. Tsgarida über die Chalkidiki (137–158), S. Drougou über Vergina (243–256), I. M. Akamatis über Pella (393–408), Ch. Koukouli-Chrysanthaki über Amphipolis (409–436) und Philippi (437–452) sowie L. D. Loukopoulou über die makedonische Besetzung von Thrakien (467–476) und P. Adam-Veleni über Thessalonike (545–562) vermitteln einen gelungenen Überblick über die aktuellen Ausgrabungen und deren Konsequenzen für die Geschichte der einzelnen Städte bis in die römische Zeit hinein. Daraus wird jenseits der Aufbereitung des Forschungsstandes und der einzelnen Ergebnisse aber auch deutlich, dass zum einen noch erhebliches Forschungspotential mit Blick auf kleinere, kaum ergrabene oder auch noch nicht sicher identifizierte Siedlungen besteht, zum anderen sind jetzt Einblicke in die Stadtplanung etwa von Vergina möglich – zu ergänzen durch C. Saatsoglou-Paliadeli, *The Arts of Vergina-Aegae, the Cradle of the Macedonian Kingdom* (271–295) –, die trotz etlicher offener Fragen ein immer

geschlosseneres Bild vom Gesamtensemble, vor allem von deren Planung und Zeitstellung, vermitteln.

Im vorliegenden Band sind schließlich etliche überaus erhellende Sachthemen abgehandelt: S. Kremydi geht in ihrem leider nicht bebilderten Beitrag über Münzprägung und Finanzen (159–178) erneut auf die Urbanisierung ein, vor allem aber zeigt sie im Anschluss an Überlegungen von G. Le Rider, inwiefern die Makedonen im 4. und beginnenden 3. Jh. v. Chr. unterschiedliche Münzstandards für die interne Zirkulation und den externen Gebrauch oder gar ‚Export‘ verwendeten. Einen profunden und reich bebilderten Überblick über neu gefundene Kunstwerke (Skulptur, Malerei, Kleinkunst) aus der Zeit zwischen 479 und 323 bietet S. A. Paspalas (179–207), gefolgt von O. Palagia für die hellenistische Zeit (477–493), für die insbesondere die oftmals gut erhaltene Bemalung der Grabfassaden und die Mosaiken mit sozialen Gegebenheiten in Beziehung gesetzt werden können, und von Th. Stefanidou-Tiveriou für die Zeit von 168 v. bis 337 n. Chr. (563–584). M. B. Hatzopoulos steuert einen kurzen Abschnitt über die Städte in Makedonien bei (235–241): Er fragt nach den Polis-Institutionen und dem Prozess der ‚Verstädterung‘ Makedoniens, macht aber auch die quellenbedingten Grenzen unserer Kenntnisse deutlich. Neueste Ergebnisse zum Königspalast von Aigai, den sie für ein Großprojekt Philipps II. hält, stellt A. Kottaridi vor (297–333), etwa zu den Fundamenten, zur Ausstattung und deren Funktion. Über Götter, Kulte und Kultorte in Makedonien informiert M. Mari (453–465), wobei die vom Königshaus geförderten Kulte – etwa von Eukleia, Herakles und Asklepios – ebenso von Interesse sind wie die zahlreichen neu ausgegrabenen Heiligtümer in Dion am Olymp; auch hier lassen sich enge Korrelationen zwischen Verehrung und Sozialstatus herstellen. Auf die Hofgesellschaft und die antigonidische Monarchie geht in einem analytisch klaren Beitrag J. Ma ein (521–543): Darin behandelt er nicht nur die prosopographischen Verflechtungen unter den ‚Freunden des Königs‘, sondern beleuchtet auch (Dis-)Kontinuitäten zu den Verhältnissen unter den Argeaden; wichtig sind die Hinweise auf die zunehmende Internationalisierung des Hofes, auf dessen integrierende und zugleich kontrollierende Funktion sowie auf die Diffusion höfischer Kultur in die Gesellschaft hinein, ersichtlich etwa an Ausstattungselementen in den Häusern südlich der Agora von Pella. Schließlich informiert noch D. J. Kyrtatas unter Heranziehung der einschlägigen neutestamentlichen Quellen und anderer Zeugnisse wie Briefe und Märtyrerakten über das frühe Christentum in Makedonien (585–599), das von Eusebios in seiner ‚Kirchengeschichte‘ keiner Erwähnung für Wert befunden wurde.

In manchen Punkten der Deutung wird man zweifellos auch andere Positionen beziehen können – etwa hinsichtlich der von L. F. apodiktisch abgelehnten persischen Vorbilder für die Königspagen (371f.) oder der Zuweisung bestimmter Grabfresken an einzelne historische Personen (390f., zurückhaltender 482f.). Die parallele Lektüre des klarer gegliederten, o. g. Companions von Roisman/Worthington, an dem bemerkenswerter Weise keine griechischen Autoren beteiligt waren und in dem auch in einem ei-

genen Beitrag auf den Konflikt zwischen Griechenland und der Republik Mazedonien eingegangen wird, kann manche Interpretationsbandbreite aufzeigen. Insgesamt stellt der von L. F. herausgegebene, überaus gelungene und auch gut produzierte Band eine zuverlässige Basis für die Beschäftigung mit dem antiken Makedonien dar, in dem nicht nur Bekanntes und Aktuelles resümiert, sondern auch Fehlstellen vermerkt und Perspektiven aufgezeigt werden.

Gregor Weber

Karl Steel: *How to Make a Human. Animals and Violence in the Middle-Ages*. Columbus: The Ohio State University Press 2011. 372 S. 47,99 €. ISBN 978-0814211571.

Die *Animal Studies* sind längst zu einem dynamischen und trans-disziplinären Forschungsbereich avanciert, der den Blick auf das Verhältnis zwischen Tier und Mensch aus ethisch-philosophischer und/oder kulturhistorischer Sicht richtet. Karl Steels „*How to Make a Human: Animals and Violence in the Middle Ages*“ ist ein hervorragender Forschungsbeitrag sowohl zur theoretischen Diskussion der „critical animal studies“ bzw. der „critical animal theory“ als auch zur historischen Erschließung des Themenbereichs, indem in verschiedenen Fallstudien untersucht wird, was den mittelalterlichen Menschen vom mittelalterlichen Tier trennte. Auf der Grundlage unterschiedlichster Quellentexte – Gesetzen, Enzyklopädien, Doktrinen, Ritterepen u. a. – zeigt Steel, dass die Unterdrückung des „Tieres“ für das mittelalterliche Konzept des „Menschen“ eine zentrale Bedeutung einnahm. Vor diesem Hintergrund wird die Hauptthese des Werkes etabliert, nämlich, dass Gewalt gegen Tiere innerhalb dieses Konzeptes die wesentliche Triebfeder dafür war, die moralische und physische Überlegenheit des Menschen zu begründen und die Einzigartigkeit des Menschen gegenüber dem Rest der göttlichen Schöpfung zu betonen.

In der Einleitung werden die zentralen theoretischen Positionen der „critical animal studies“ referiert, deren dezidiert posthumane ethische Perspektive sich vornehmlich gegen einen in der traditionellen Tierethik Peter Singers („*Animal Liberation*“) anzufindenden Anthropozentrismus richtet, der zwar auf eine „Befreiung“ der Tiere hinzuwirken sucht, dabei aber Tiere anhand menschlicher Maßstäbe misst, um ihnen einen ethischen Status zuzusprechen (S. 3). Stattdessen wird ein Ansatz gewählt, der „humans and nonhumans as co-constituted by their shared worlds“ (S. 4) zeigt. Während darin der Anschluss an die postmoderne Philosophie Gilles Deleuzes und Felix Guattaris ersichtlich wird, äußert sich in Steels Bemühen, die Kategorien „Mensch“

und „Tier“ zu hinterfragen und als diskursive und historische Konstrukte herauszustellen, der dekonstruktivistische Ansatz des Buches, der einerseits an Jacques Derridas Spätwerk anschließt („L'animal que donc je suis“ – ein Wortspiel auf das Descart'sche Diktum „Je pense donc je suis“) und der sich andererseits im Hauptteil in einer Reihe vortrefflicher *close readings* artikuliert.

So führt etwa das erste Kapitel „How to Make a Human“ die Kritik an einer Sichtweise weiter, die sich noch bei modernen Philosophen wie Martin Heidegger, Jacques Lacan oder Emmanuel Lévinas zeigt (S. 4–10) und die die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier auf der Grundlage der vermeintlichen Vernunftbegabtheit des Menschen vollzieht und die „reason“ des Menschen von der „irrationality“ der Tiere trennt (S. 24). Beispielhaft wird dies anhand der spätmittelalterlichen Versenzyklopädie „Sidrak and Bokkus“ vorgeführt, die hierarchisch gelagerte Kategorien zwischen Menschen und Tieren festschrieb, die sich nicht nur auf vermeintliche kognitive und spirituelle Kapazitäten bezog, sondern auch auf physische Eigenschaften wie den aufrechten Gang. Dadurch wurde, so Steel, zugleich die eigene menschliche Identität beständig stabilisiert, wobei diese willkürliche diskursive Hierarchisierung selbst als eine Form der Gewalt begriffen werden kann, die die Beherrschung und Unterdrückung der Tiere zu legitimieren half bzw. sogar einforderte, um den eigenen menschlichen Status stetig aufrechtzuerhalten.

Aufbauend auf einer Untersuchung von mittelalterlichen Bußhandbüchern behandelt das zweite Kapitel „Mastering Violence“, wie die Gewalt gegenüber Tieren als eigenständige menschliche Eigenschaft bzw. als menschliches Recht festgeschrieben wurde. So wurde das Töten eines Tieres durch ein anderes Tier als eine Verletzung des Status Quo interpretiert, der Verzehr von Aas als eine Beschmutzung desselben. Dabei oblag es v. a. den elitären Schichten, für eine Aufrechterhaltung des „Normalzustandes“ zu sorgen und die Kontrolle über Tierfleisch wiederzuerlangen, indem sie etwa Aas an untere Schichten der Gesellschaft verteilten. Auch das dritte Kapitel, „In and Out of Mortal Flesh“, richtet den Blick auf Fleisch und zeigt, wie die Tierkörper von den Versprechungen eines Großteils der christlichen Wiederauferstehungslehre ausgeschlossen waren, da Menschen im Paradies nicht mehr auf den Verzehr von Tierfleisch angewiesen wären. Allerdings wurden in diesem Zusammenhang auch Zweifel an der Einzigartigkeit von Menschenfleisch wach, die sich nicht nur auf die Frage nach den Konsequenzen des Verzehrs von Tierfleisch beschränkten, sondern auch unterschiedliche Arten der Anthropophagie berücksichtigten. Gerade auf körperlicher Ebene konnten so die strikten Trennlinien zwischen Mensch und Tier nicht immer aufrechterhalten werden.

Das vierte Kapitel, „Domesticating Beasts: Cynocephali, The Wild Herdsman, and Prudentius's Indomitable Sheep“, zeigt anhand unterschiedlicher imaginativer Texte wie etwa Chrétien de Troyes' „Yvain“, dass zwar einerseits die menschliche Dominanz über die Tiere nicht in Frage gestellt wurde, dass aber andererseits die Gewalt, die damit einherging, durchaus problematische Auswirkungen auf das menschliche Selbstbild und auf das Verhältnis der Menschen untereinander haben konnte. Gera-

de in imaginativen Texten wurden dementsprechend Gegenbilder entworfen, die einen noch gewalttätigeren Umgang mit Tieren schilderten und die eigene menschliche Zivilisation in ihrem Selbstbild bestätigten. Das fünfte Kapitel, „Pigs, Butchers, and The Ends of Humanity“, knüpft an diesem Punkt an, indem unterschiedliche Narrative vorgestellt werden, die menschenähnliche Tiere präsentierten – etwa Schweine oder einen ritterlichen Bären –, die zwar Ziele menschlicher Gewalt werden (der Schlachtung bzw. der Jagd), die aber umgekehrt selbst gewaltsam gegen Menschen vorgehen konnten, wobei gerade im Akt der Zerteilung die Ähnlichkeiten zwischen Mensch- und Tierkörpern zum Vorschein kamen. Nur in Ausübung von und im Entgehen von Gewalt (durch Zerstückelung) konnte der Mensch seinen eignen Status als „Mensch“ garantieren und zugleich die Trennung vom jeweils „Anderen“ festschreiben.

Der Epilog des Bandes schließt mit einem kurzen Überblick über mittelalterliche Beispiele, die das Zusammenleben zwischen Mensch und Tier nicht durch Gewalt legitimierten und weniger anthropozentrisch ausformten. Dadurch wird nicht nur der vorzügliche und facettenreiche Analyseteil des Bandes abgerundet, sondern auch dessen posthumane ethische Perspektive geschärft, die dafür plädiert, die künstlichen, hierarchischen Dichotomien zwischen Mensch- und Tierwelt aufzugeben und durch ein Bild des Zusammenlebens zu ersetzen, das die diskursiv-materiellen bzw. -körperlichen Grundlagen unseres Daseins mitberücksichtigt. Gerade dieser Teil hätte durch einen Einbezug der „New Materialisms“ (D.Coole/S. Frost (Hgg.): *New Materialisms*. Durham 2011), der Phänomenologie David Abrams (*Becoming Animal*. New York 2011) oder Karen Barads bahnbrechenden Studien zu „intra-action“ und „agential realism“ (Meeting the Universe Halfway. Durham 2007) ergänzt werden können, um diese posthumane ethische Perspektive weiter zu reflektieren. Denn es ist fragwürdig, inwieweit die Kategorie des „Menschen“ aufgegeben werden kann, gerade in kulturhistorischer Sicht. In diesem Punkte wären auch Vergleichsstudien (z. B. in Antike und Neuzeit) denkbar, die nicht nur Aspekte der Gewalt im Mensch-Tier-Verhältnis in den Blick nehmen, sondern auch Formen der Transgression, des imaginativen Aushandelns dieser Kategorien usw. Denn obgleich Beherrschung, Dominanz über und Gewalt gegen den jeweils „Anderen“ bei der Zuschreibung von Selbst- und Fremdbildern zweifelsohne eine wichtige Rolle spielen, so macht alleine der Begriff „animal“ („beseeltes Wesen“) darauf aufmerksam, dass aus geistes- bzw. kulturhistorischer Sicht auch andere Kategorien im Tier-Mensch-Verhältnis zu suchen sind.

Christopher Schliephake

Mark Häberlein/Magdalena Bayreuther: Agent und Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II. (= Documenta Augustana Bd. 23). Augsburg: Wißner-Verlag 2013. 256 S. mit Illustrationen. 20,00 €. ISBN 978-3-89639-921-2.

Im Zentrum der hier zu besprechenden Studie steht der bislang wenig bekannte Augsburger Kaufmann und Agent Anton Meuting (gest. 1591), dessen Karriere und Tätigkeitsfelder als Händler, fürstlicher Agent, Diplomat und Vermittler von Kulturgütern zwischen bayerischem Herzogs- und spanischem Königshof untersucht werden. Ziel dieser Fallstudie ist es, die Zusammenhänge zwischen Handel, Diplomatie und Kulturtransfer im 16. Jahrhundert zu erhellen (vgl. S. 5, 11f.).

Es handelt sich hierbei somit zum einen um einen Beitrag zur frühneuzeitlichen Wirtschafts- und Handelsgeschichte, der anhand der Rolle Anton Meutings für den oberdeutschen Spanienhandel in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts exemplarisch Funktion und Bedeutung von Händlern und Agenten für den internationalen Güter- und Kulturtransfer in der Frühneuzeit untersucht. Zugleich lässt sich die Studie eingliedern in eine Reihe aktueller diplomatiegeschichtlicher Forschungen, die das aus der Staatszentriertheit der älteren Forschung erwachsene anachronistische Bild frühneuzeitlicher Diplomatie u. a. dadurch zu korrigieren suchen, indem sie sich nicht mehr auf die Untersuchung der offiziellen diplomatischen Amts- und politischen Hauptentscheidungsträger beschränken, sondern den Blick ausweiten auf solche diplomatischen Akteure, die als Angehörige ‚nichtstaatlicher‘ Netzwerke und Organisationen durch das Raster der älteren Forschung fielen, etwa Missionare, Gelehrte, Ordensmitglieder, oder eben auch Händler und Kaufleute.¹

Methodisch bedienen sich die Autoren des zu rezensierenden Bandes der Habitus- und Kapitaltheorie von Pierre Bourdieu, sowie der Netzwerkanalyse, wobei sie ausgehend von Paul D. McLean „Netzwerkaktivitäten als kulturelle Praktiken“ (S. 15) untersuchen, die sich in einem Spannungsfeld zwischen Konventionserfüllung einerseits und individueller Gestaltung und damit persönlicher Identitätskonstitution andererseits bewegen. Im Anschluss daran wird danach gefragt, „mithilfe welcher Strategien Anton Meuting ein Netzwerk persönlicher Beziehungen aufbaute, wie er dieses pflegte, welchen Habitus er ausprägte und inwieweit es ihm gelang, das soziale Kapital dieser Beziehungen in ökonomisches und symbolisches Kapital zu transformieren.“ (S. 16) Des Weiteren wird am Beispiel Meutings nach den Möglichkeiten bestimmter Akteure zur aktiven Gestaltung frühneuzeitlicher Märkte gefragt, in diesem Falle der Märkte für Fernhandelsgüter. Frühneuzeitliche Märkte werden dabei verstanden als stark netzwerkbasierte Komplexe, zwischen deren Teilnehmern nicht nur Güterverkehr, sondern

¹ Vgl. hierzu den aktuellen Forschungsstand zusammenfassend: Hillard von Thiessen/Christian Windler (Hg.): Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel. Köln/Weimar/Wien 2010 (Externa, Bd. 1).

auch ein ständiger wechselseitiger Austausch von Informationen jeder Art bestand. Neben dem in diesem Kontext bestimmenden ökonomischen Kapital spielte jedoch auch symbolisches und soziales Kapital, besonders in Form von Reputation, Vertrauen und Kontakten bzw. Beziehungen, eine zentrale Rolle, so dass die Fähigkeit des Marktteilnehmers zu dessen Konservierung und Akkumulation wesentlich über seinen Erfolg entschied.

Zum Inhalt der Studie: Auf die Einleitung folgt eine Skizze der ökonomischen und politischen Beziehungen zwischen der Reichsstadt Augsburg, dem bayerischen Herzogshof in München sowie der iberischen Halbinsel im 16. Jahrhundert, die den Kontext bilden, in dem sich Anton Meutings kaufmännische und diplomatische Karriere abspielte (Kap. 2, S. 19–52).

Darauf folgt eine Beschreibung von Meutings Herkunft, seiner familiären Verhältnisse, seiner sozialen Netzwerke und der Anfänge seiner geschäftlichen Tätigkeiten, die die Voraussetzung bildeten für seine spätere Karriere (Kap. 3, S. 53–84). Seine Ausgangsposition kann dabei als sehr günstig bezeichnet werden: Die Meuting waren eine wohlhabende und angesehene Augsburgische Kaufmannsfamilie. Durch die erfolgreiche Tätigkeit seines Vaters war Anton Meuting in die Netzwerke der Augsburgischen Fugger und Welser eingebunden. Familiäre Beziehungen, allen voran die vorteilhaften Heiraten seiner Schwestern, generierten Verbindungen zu einflussreichen Personen aus der Obrigkeit der Reichsstadt Augsburg und am herzoglichen Hof zu München sowie nach Spanien – Verbindungen, die er karrierefördernd zu nutzen wusste. So gelangte er in den 1530er Jahren durch seinen Schwager, einen in Spanien tätigen Welserfaktor, eben dorthin, wodurch ihm die Einübung eines Habitus und der Aufbau eines Kontaktnetzes ermöglicht wurden. Durch einen anderen Schwager, Bartholomäus Schrenck von Notzing, der als bayerischer Hofrat fungierte, bestand eine Verbindung zum Münchner Hof, wo Meuting 1560 als Agent des bayerischen Herzogs tätig wurde.

Das darauf folgende Kapitel richtet den Blick auf die Jahre von etwa 1560 bis zu Meutings Tod 1591, in denen er als Vermittler zwischen Bayern und Spanien fungierte (Kap. 4, S. 85–193). Er betätigte sich dabei in verschiedenen Feldern. Die meiste Zeit war er als bayerischer Agent tätig, wobei er für die Beschaffung von Waren, vor allem Luxusgütern und exotischen Objekten, die Übermittlung von Nachrichten sowie die Abwicklung finanzieller Transaktionen zuständig war. Daneben wurde er mit diplomatischen Aufträgen betraut. So fungierte er 1573/74 und 1577 als offizieller bayerischer Gesandter in Spanien, wo er gegenüber Philipp I. zentrale Anliegen der dynastischen Politik Albrechts V. vertrat. Von Anfang an hatte sich Meuting während dieser Tätigkeiten erfolgreich um den Aufbau eines Beziehungsnetzwerks am spanischen Hof bemüht, das Amtsträger des spanischen Königs, kaiserliche Botschafter und Angehörige der königlichen Familie umfasste.

Auf diesen Höhepunkt seiner Karriere, den die erste Hälfte der 1570er Jahre darstellt, folgte jedoch in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts eine Verschlechterung seiner ökonomischen Situation, die sich zu einem völligen finanziellen Absturz zuspitzte, von

dem er sich erst nach etwa zehn Jahren wieder erholte. Die Einbuße seiner Liquidität ging einher mit einem Verlust an Status, Ehre und Vertrauen, den er freilich bis zu seinem Tod nicht mehr wettmachen konnte.

Im Anschluss an diese chronologische Darstellung von Meutings Leben, Karriere und Netzwerken folgt eine „Charakterisierung von Anton Meutings Vermittlertätigkeit“ (Kap. 5, S. 195–214). Dabei werden zunächst die von Meuting vermittelten diplomatischen Geschenke und Handelsgüter näher betrachtet sowie seine Gestaltungsspielräume und Handlungsstrategien als ökonomischer Akteur auf süddeutschen und spanischen Märkten in den Blick genommen. Das nächste Teilkapitel widmet sich Meutings Habitus, Selbstverständnis und Fremdwahrnehmung. Er erscheint hierbei als eine Person, die wichtige Voraussetzungen für die erfolgreiche Erfüllung seiner Tätigkeit als bayerischer Agent und Diplomat am spanischen Hof mitbrachte: Meuting, der einen Teil seiner Jugend in Kastilien verbracht hatte und auch später immer wieder längere Reisen nach Spanien unternahm, wurde auf Grund seines katholischen Glaubens, seiner guten Sprachkenntnisse und seiner Beziehungsnetze am spanischen Hof „von seiner Umgebung als eine Person wahrgenommen [...], die in ihrem Auftreten und Habitus teilweise hispanisiert war.“ (S. 205) Besonders seine Mehrsprachigkeit bildete dabei für alle seine Tätigkeiten ein wichtiges Kapital. Darüber hinaus war er eloquent und mit höfischen Umgangsformen vertraut. Dies ermöglichte ihm erfolgreiches Agieren am bayerischen und spanischen Hof.

Schließlich wird noch der Blick auf Meutings (im Laufe der Zeit starken Wandlungen unterworfenen) Verhältnis zu den Fuggern gerichtet. Ein kurzes Resümee schließt die Darstellung (Kap. 6, S. 215f.).

Insgesamt erscheint die von den Autoren geleistete Rekonstruktion von Meutings Karriere sowie des hoch komplexen Konglomerats aus Eigenschaften, Fähigkeiten und Beziehungen, die konstitutiv für diese Karriere waren, sehr gelungen. Allerdings vermisst der Rezensent dabei eine differenzierte Bewertung der Bedeutung von Meutings sozialem Stand für seine Tätigkeiten in fürstlichen Diensten: Was bedeutete die Tatsache, dass Meuting ein bürgerlicher Handelsmann war, für den Verlauf seiner Karriere, sein Selbstverständnis, sein Auftreten und Verhalten sowie seine Fremdwahrnehmung als Agent und vor allem als Diplomat in der aristokratisch geprägten Lebenswelt des Hofes? Wie ist hier der Wert von Meutings sozialem und symbolischem Kapital angesichts seiner Herkunft, seiner Profession und des Fehlens eines Adelstitels zu beurteilen? Stellte der Umstand ein Defizit dar? Welche Handlungsspielräume, Karrierechancen und Möglichkeiten der Netzwerkbildung boten sich ihm angesichts dessen überhaupt, und welche Türen blieben ihm verschlossen?

Dessen ungeachtet liefert die Studie eine detailreiche, methodisch überzeugend angelegte Rekonstruktion zentraler Aspekte von Leben, Karriere und Netzwerken einer bislang wenig erforschten, schillernden Augsburger Persönlichkeit, die einen Blick ermöglicht auf die Zusammenhänge zwischen internationalem Handel, Diplomatie und Kulturtransfer im 16. Jahrhundert. Der Fokus der Studie liegt dabei auf der Person

des Kaufmanns und Agenten Anton Meuting, des Finanzdienstleisters und Vermittlers von Luxusgegenständen, der klare Konturen zu verleihen den Autoren überzeugend gelingt. Noch nicht erschöpfend aufgearbeitet scheinen jedoch Meutings Rollen als Diplomat und politischer Informant, die jedoch nach Ansicht des Rezensenten durchaus noch genauere Betrachtung verdienen. Zu denken wäre etwa an eine detailliertere Darstellung und klarere Charakterisierung von Meutings Beziehungen und Netzwerken in der diplomatisch-politischen Sphäre, seiner Rolle als Rezipient und Multiplikator politischer Informationen oder seiner Handlungsspielräume und -strategien als diplomatischer Vertreter Bayerns am spanischen Hof. Hier ist Potenzial für künftige Forschungen, die dazu beitragen könnten, die Zusammenhänge zwischen Handel und Diplomatie in der Frühen Neuzeit weiter zu erhellen. Mit Meuting liefert die Studie der diplomatiegeschichtlichen Forschung einen viel versprechenden Ansatzpunkt für eine eingehendere Untersuchung dieses noch wenig erforschten Gegenstandes.

Benjamin Durst

Heinz Duchhardt/Martin Espenhorst (Hg.): *Utrecht – Rastatt – Baden 1712–1714. Ein europäisches Friedenswerk am Ende des Zeitalters Ludwigs XIV.* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beihefte Bd. 98). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. 422 S. mit Illustrationen. 69,99 €. ISBN 978-3-525-10125-4.

Die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden (1713/14), die den Spanischen Erbfolgekrieg beendeten, jähren sich gerade zum 300. Mal. In mehreren Ländern wurde und wird dieses Jubiläum mit Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen und wissenschaftlichen Tagungen gewürdigt. So gab es unter anderem Anlass zu einer internationalen wissenschaftlichen Konferenz, die im September 2012 in Baden im Aargau – also einer der drei Friedensstädte – stattfand. Aus dieser Tagung ging der hier zu rezensierende Sammelband hervor.

Die Veranstaltung stand zugleich am Ende des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Forschungsprojekts *Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im vormodernen Friedensprozess. Europa 1450–1789*, das vom Institut für Europäische Geschichte Mainz, dem Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg und der Staatsgalerie Stuttgart im Verbund durchgeführt wurde. Konzeption und Fragestellung dieses Forschungsprojekts bestimmten auch den Zugriff der Konferenz auf ihren Gegenstand. So sollte es, wie die Herausgeber im Vorwort erläutern, weniger um die Ereignisse, politischen Ak-

teure und Verhandlungsergebnisse der Friedenskongresse von 1713/14 gehen. Vielmehr standen im Mittelpunkt des Projekts und der Konferenz „Übersetzungen und kommunikative Effekte im Friedensprozess: also insbesondere die Translation und Verformung von friedensvertragsrelevanten Begründungsformeln und Inhalten in Medien und Wissenschaft.“ (S. 10) Das Interesse galt dabei besonders der Rolle von (Fremd-)Sprachen und interlinguaem Übersetzen in der frühneuzeitlichen Mächtepolitik, der Vermittlung und Transformation von Friedenswissen und Friedensbotschaften durch frühneuzeitliche Medien (besonders Druck- und Bildmedien), sowie Strategien und Institutionen zur Überwindung friedenshemmender politischer und kultureller Differenzen.

Angesichts dieser Schwerpunktsetzung sowie auch im Hinblick auf die thematische Ausrichtung der enthaltenen Beiträge scheint freilich der Titel des Buches unglücklich gewählt, lässt er doch eher eine ‚klassische‘ politikgeschichtliche Auseinandersetzung mit den Friedensschlüssen (unter Fokussierung ihrer Voraussetzungen, Genese, Inhalte und Wirkungen) erwarten – aber genau das leistet der Band nicht, und will er auch gar nicht leisten.

Zu den Beiträgen: Hillard von Thiessen beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Diplomatie und Diplomaten im frühen 18. Jahrhundert, wobei er die bestimmenden Elemente und bedeutendsten Veränderungen in diesem Bereich vor dem Hintergrund des tiefgreifenden Wandels der europäischen Ordnung im Zuge der Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden herausarbeitet. Thiessen betont dabei besonders den konstanten höfischen Charakter der Diplomatie, die Dominanz Adliger als diplomatische Amtsinhaber sowie die Bedeutung personaler Beziehungen als bestimmende Größe für die Gestaltung und zeitgenössische Wahrnehmung der europäischen Mächtepolitik. Entscheidende Veränderungen hingegen bestanden in der diplomatischen Praxis insbesondere in einem Auseinanderdriften von Repräsentation und Verhandlung sowie einer zunehmenden Inszenierung rangmäßiger Ebenbürtigkeit – Entwicklungen, durch die ehemals lähmende zeremonielle Probleme entschärft und die Verhandlungen effektiviert werden konnten.

Der Beitrag von Christoph Kampmann beschäftigt sich mit der Regelung dynastischer Fragen – genauer gesagt von Erbfolgeangelegenheiten – im Friedenswerk von Utrecht. Er geht der Frage nach, wie hier versucht wurde, durch den Einsatz diplomatisch-völkerrechtlicher Instrumentarien die Bedrohungen des Friedens und des Gleichgewichts in Europa, die von den Dynamiken des dynastischen Prinzips ausgingen, zu entschärfen. Herausragende Bedeutung kam dabei dem Instrument des Erbverzichts zu, einem traditionellen Bestandteil dynastischer Eheverträge, das für den Frieden von Utrecht operationalisiert und weiterentwickelt wurde, indem hier erstmals Fragen der Erbfolge – ein sensibler, unmittelbar mit fürstlichen Ehr- und Rangfragen verknüpfter Gegenstand und eigentlich eine dynastische Familienangelegenheit – der kollektiven politischen Verantwortung der europäischen Herrschaftsträger überantwortet wurden.

Die darauf folgenden drei Fallstudien legen den Fokus auf einzelne Mächte, die an den Friedensschlüssen – weniger als Haupt- denn eher als Nebenakteure – beteiligt waren. So fragt der Beitrag von Rolf Stücheli nach der Bedeutung des Friedens von Baden für die Eidgenossenschaft und dessen Wirkungen für ihre Außenpolitik. Diese waren insgesamt eher begrenzt: Die neutrale Eidgenossenschaft war vom Spanischen Erbfolgekrieg nur peripher betroffen und in die zur Debatte stehenden politischen Fragen – obgleich sie in die Verträge von Utrecht und Baden einbezogen wurde – kaum verstrickt. Als entscheidendes Novum wird herausgestellt, dass die Schweiz als Gastgeberin eines europäischen Friedenskongresses fungierte. Baden 1714 dürfe daher „als Ausgangspunkt einer schweizerischen Außenpolitik der ‚Disponibilität‘ für Gute Dienste an der Staatengemeinschaft gelten.“ (S. 69)

Andrew C. Thompson nimmt die Diplomatie von Britannien-Hannover in Bezug auf die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden in den Blick. Der Fokus der Studie liegt auf Charles Whitworth, der als britischer Repräsentant im Reich fungierte. Sein Handeln war maßgeblich beeinflusst von der hannoverschen Sukzession 1714 sowie den tiefgreifenden Veränderungen und Unsicherheiten, die dieser Machtwechsel mit sich brachte. Die Untersuchung des – im Hinblick auf die Geschichte der Mächtepolitik eher unbedeutenden – britischen Engagements hinsichtlich der Friedensschlüsse ermöglicht somit einen mikroperspektivischen Zugriff auf die Folgen und Probleme, die der dynastische Machtwechsel und die Personalunion Britannien-Hannover mit sich brachten.

Der Beitrag von Matthias Schnettger schließlich unternimmt eine Neubewertung der Rolle der mindermächtigen italienischen Fürsten als politische Akteure im Umkreis der drei Friedensschlüsse. Während die ältere, an Kategorien der Machtpolitik ausgerichtete Forschung die „Kleinen“ pauschal zu Statisten im Konzert der Großmächte degradiert hatte, betont Schnettger, dass sie weder hilflos noch passiv waren. Vielmehr stand ihnen eine breite Palette an Möglichkeiten zur Verfügung, um ihre Interessen zur Geltung zu bringen – wenn auch letztlich im untersuchten Fall mit sehr begrenztem Erfolg.

Lucien Bély thematisiert das Problem der Publizität der Politik in Frankreich im Zeitalter des Friedens von Utrecht. Das Frankreich des späten 17. Jahrhunderts war geprägt von einem Spannungsverhältnis zwischen einer Ausweitung des Geheimnisses bzw. der Geheimhaltung und einer strengen Informationskontrolle im politischen Bereich – ein Aspekt, der fester Bestandteil des Absolutismus und besonders Kennzeichen der Politik Ludwigs XIV. war – einerseits und einem wachsenden Bedürfnis nach politischen Informationen in der Öffentlichkeit andererseits. Die französische Krone suchte die öffentliche Meinung, die zunehmend zu einem bedeutenden politischen Faktor wurde, durch eine Verbindung von Informationsbeschränkung und Propaganda zu kontrollieren. Parallel dazu entwickelte sich jedoch außerhalb Frankreichs unter der Regie hugenottischer Flüchtlinge seit dem Ende des 17. Jahrhunderts eine kritische französischsprachige Presse, die ein alternatives Bild von Frankreich und seiner Politik zeichnete. Virulent wurde dieser Umstand besonders beim Kongress von Utrecht, der

ja in den medienliberalen Niederlanden stattfand. Hier fand sich die um Geheimhaltung und Informationskontrolle besorgte französische Obrigkeit mit dem Problem einer intensiven, von ihr nicht zu kontrollierenden Publizität der Verhandlungen, gewährleistet vor allem durch eine intensive druckmediale Begleitung des Kongresses, konfrontiert.

Der Beitrag von Wolfgang E. J. Weber widmet sich ebenfalls dem herrschaftlichen Umgang mit Informationen bzw. den obrigkeitlichen Gewohnheiten und Strategien der gezielten Zurückhaltung oder Verbreitung von Informationen. Er unternimmt dabei eine chronologische Skizze der sich wandelnden Ideen, Wahrnehmungen, Einschätzungen und Entscheidungen der frühneuzeitlichen Herrscher zu diesem Gegenstand. Die Darstellung setzt ein beim Politikverständnis der italienischen Renaissance. Hier war herrscherlicher Umgang mit Informationen geprägt von einer im Prinzip der Staatsräson gründenden Arkanisierung der Politik, die eine bewusste Desinformation des „Pöbels“ als Mittel der Herrschaftsoptimierung beinhaltete. Sie wandelte sich zu einer „intendierte[n] aktualitätsbezogene[n] herrschaftliche[n] Informationspolitik“ (S. 139), die sich infolge der Kriegsverdichtung seit dem 16. Jahrhundert verstetigte, gefolgt von einer am politischen Postulat des vorausschauenden Handelns ausgerichteten „präventive[n] Öffentlichkeitspolitik“ (S. 139). Diese wiederum wandelte sich seit dem späten 17. Jahrhundert zu einer „dauerhafte[n], umfassende[n] Meinungspolitik“ (S. 139), die – je nach Ansatz – auf die Erziehung, Manipulation oder Überzeugung der Untertanen zum Gehorsam abzielte.

Der Beitrag von Heinhard Steiger untersucht die Verträge von 1713/14 im Hinblick auf die Regelung der rechtlichen Positionen der Untertanen. Steiger hält fest, dass ein „Untertanenvölkerrecht“ existierte, ein diverse Regelungen umfassendes vertragliches Recht, durch das die Untertanen umfassend in den Frieden einbezogen wurden.

Wie in der frühneuzeitlichen Mächtropolitik Konflikte durch das bewusste Ignorieren von Streitpunkten beigelegt werden konnten, untersucht der Beitrag von Siegrid Westphal am Beispiel des Umgangs mit der Rijswijker Religionsklausel im Vorfeld der Badener Friedensverhandlungen. Im Spanischen Erbfolgekrieg hatte der Kaiser, um die evangelischen Reichsstände zu einer Zustimmung zum Reichskrieg gegen Frankreich zu bewegen, die Aufhebung der Klausel versichert. Schon bei den Verhandlungen in Rastatt jedoch nahm er zur Gewährleistung eines schnellen Friedens von dieser Forderung Abstand, da Ludwig XIV. die Beibehaltung der Klausel zur Bedingung machte, so dass sie in Baden – trotz des Widerwillens der evangelischen Reichsstände – gar nicht mehr verhandelt wurde. Nur durch diese „Politik rationaler Ignoranz“ (S. 182), so Westphal, konnte der Frieden überhaupt geschlossen werden.

Maximilian Lanzinner untersucht in seinem Beitrag die Beglaubigungspraktiken beim Abschluss frühneuzeitlicher Friedensverträge. In der Vormoderne war der Einsatz beglaubigender Handlungen – beispielsweise Handschlag, Umarmung und Kuss zwischen Vertretern der vertragsschließenden Parteien sowie das Schwören eines Eides – fester Bestandteil des Ratifikationsverfahrens bei Friedensschlüssen. Lanzinner fragt danach, welcher Stellenwert diesen symbolischen Handlungen zugewiesen wur-

de, welche Bedeutungen ihnen innewohnten, welche Botschaften sie vermittelten und welche bindende Kraft sie entfalteten.

Die drei folgenden Beiträge widmen sich den Themen Sprache(n) und Mehrsprachigkeit in der frühneuzeitlichen Mächtepolitik. Guido Braun untersucht in seinem Beitrag die Rolle des Italienischen als diplomatische Verhandlungs- und Vertragssprache im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Das Italienische nahm, wie Braun ausführt, in der frühneuzeitlichen Diplomatie eine hervorgehobene Stellung ein, wurde europaweit von vielen Diplomaten genutzt und diente auch als Verhandlungs- und Vertragssprache zwischen nichtitalienischen Fürsten und Mächten. Dabei hatte es jedoch nie die Dominanz, die etwa das Lateinische oder Französische erlangten.

Andrea Schmidt-Rösler und Kay Peter Jankrift befassen sich in ihren Beiträgen mit den Vertrags- und diplomatischen Verhandlungssprachen im Europa des 15. bis 18. Jahrhunderts. Sie verbinden dabei die statistische Auswertung der Vertragssprachen europäischer Mächteverträge mit der Analyse einschlägiger Textstellen in der diplomatiethoretischen Literatur sowie der Analyse exemplarischer Fälle aus der diplomatischen Praxis. Ihnen gelingt es nachzuweisen, dass der pauschal angenommene Wechsel vom Lateinischen zum Französischen als dominierende europäische Vertrags- und Verhandlungssprache sich bei einem Blick auf die absoluten Zahlen zwar durchaus nachvollziehen lässt, dass aber die Sprachfrage in der europäischen Mächtepolitik insgesamt sehr viel komplexer und vielschichtiger war als bisher angenommen. Denn während das Lateinische als diplomatische Verhandlungs- und Vertragssprache im 15. Jahrhundert tatsächlich klar dominierte – garantiert besonders durch eine intensive Beteiligung des Klerus an den Gesandtschaften –, etablierte sich spätestens seit dem 16. Jahrhundert ein größeres Spektrum an diplomatischen Verhandlungssprachen. Das Französische gewann an Bedeutung und sollte europaweit zur dominierenden diplomatischen Sprache werden, daneben fanden aber etwa auch das Italienische, Spanische und Deutsche – letzteres besonders im Ostseeraum – intensive Verwendung. Diese Entwicklung schlug sich in der diplomatischen Theorie in Form einer differenzierteren Befassung mit dem Thema Sprache und einem höheren Anspruch an die Fremdsprachenkenntnisse der Diplomaten nieder. Da die Anforderungen die realen sprachlichen Fähigkeiten der Gesandten oftmals überstiegen, wurde immer öfter der Einsatz von Dolmetschern notwendig, besonders natürlich in Verhandlungen mit dem Osmanischen Reich, aber auch bei solchen europäischer Herrschaftsträger untereinander. Denn zwar lag es nahe und war beizeiten auch üblich, aus pragmatischen Gründen die Sprache zu wählen, die die meisten der Beteiligten beherrschten, jedoch war dies gerade im offiziell-repräsentativen Rahmen oftmals nicht möglich, da die Sprachwahl auch mit Vorstellungen von Prestige, Macht und Souveränität verbunden war und ihr damit eine symbolische bzw. zeremonielle Komponente innewohnte.

Die folgenden drei Beiträge befassen sich mit Auseinandersetzungen mit den Friedensschlüssen von Utrecht/Rastatt/Baden in der zeitgenössischen Wissenschaft, Publizistik und Presse. Der Beitrag von Martin Espenhorst nimmt deren Behandlung in der

staatsrechtlichen und historiographischen Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in den Blick. Er untersucht Inhalt und Form der „Friedenstexte“, die diese Literatur bereitstellt, und die Art und Weise, wie hier die Friedenswerke übersetzt, gedeutet oder in unterschiedliche Sinnzusammenhänge übertragen werden. Sein Anliegen ist es dabei, den Umgang mit Frieden und Friedensverträgen herauszuarbeiten und Erkenntnisse darüber zu gewinnen, welche Inhalte von bestimmten Friedensschlüssen bekannt waren (und welche nicht), welche Fehler und Vorurteile verbreitet waren und inwieweit diese spezifischen Deutungen Ergebnis bewusster oder unbewusster Rezeptionssteuerung waren.

Der Beitrag von Heinz Duchhardt befasst sich mit der Systematisierung und Typologisierung des Friedens im Vorwort der *Histoire du Congrès et de la Paix d'Utrecht, comme aussi de celle de Rastadt & de Bade* (Utrecht 1716) aus der Feder von Casimir Freschot. Die Identität dieses Autors lässt sich noch immer nicht restlos klären. Auffällig an seinem Friedensbild erscheint besonders eine Verbindung von religiösen Aspekten – Ursache des Friedens ist der Friedenswille, den Gott den Menschen einpflanzte – und Fürstenkritik, denn Souveräne neigen dazu, aus strategischen Gründen einen Scheinfrieden zu schließen, den sie bei einer günstigen Gelegenheit wieder brechen.

Der Beitrag von Bernd Klesmann schließlich befasst sich mit der Behandlung des Friedens von Baden in der französischen Presse und Publizistik. Während sich französischsprachige Blätter, die in den Niederlanden erschienen, durchaus auch kritisch äußerten, fiel die Berichterstattung der in Frankreich erscheinenden Blätter wegen ihrer Nähe zum Hof sehr panegyrisch-proludovizianisch aus. So lag der Fokus der medialen Auseinandersetzungen mit dem Frieden in Wort und Bild vielfach auf der Lobpreisung Ludwigs XIV. als Friedensfürst und siegreicher Feldherr.

Die folgenden beiden Beiträge legen den Fokus auf das Osmanische Reich. Olaf Asbach befasst sich mit der von Abbé de Saint-Pierre verfassten Schrift *Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe* (entstanden 1708/09). In diesem Friedensprojekt wird ein politisches Modell entworfen, das Europa durch die Begründung einer institutionellen Ordnung dauerhaften Frieden garantieren sollte. Asbach geht der Frage nach, welche Rolle Abbé de Saint-Pierre in seinem politischen Europaentwurf dem Osmanischen Reich zuweist. Diese fällt komplex und sogar widersprüchlich aus, bestimmt durch das spannungsreiche Verhältnis zwischen europäischem Universalismus, bestehend aus einer Öffnung gegenüber dem osmanisch-islamischen ‚Anderen‘, auf der einen und einer Wahrnehmung Europas als relativ geschlossene und gegenüber nicht-europäischen Mächten exklusive Gesellschafts- und Staatenwelt auf der anderen Seite.

Maria Baramova widmet sich in ihrem Beitrag der kaiserlichen Diplomatie in Konstantinopel vor dem Hintergrund der Friedensschlüsse von 1713/14. Schon seit dem 16. Jahrhundert war die kaiserliche Politik in Bezug auf die Osmanen maßgeblich bestimmt vom Faktor Frankreich. Zwar lässt sich ein (von der antifranzösischen Presse im Reich vielfach behauptetes) Bündnis zwischen französischem König und osmanischem

Sultan nicht nachweisen, jedoch führten Frankreich und die Osmanen am Ausgang des 17. Jahrhunderts gewiss nicht zufällig an zwei Fronten gleichzeitig Krieg gegen den gemeinsamen Feind Habsburg: Da der französische König an einem Macht- und Gebietsgewinn des Kaisers durch Zurückdrängen der Türken nicht interessiert sein konnte, suchte er dessen Siegeszug im Osten durch Eröffnung einer zweiten Front im Westen zu dämpfen und marschierte 1688 in Flandern ein. Die Spätphase des Spanischen Erbfolgekriegs stellte insofern eine kritische Phase für den Kaiser dar, als die Gefahr eines Zweifrontenkriegs erneut bestand, bis mit dem Abschluss des Friedens von Rastatt der habsburgisch-französische Konflikt beendet war. Diese potentielle Gefahr des Zweifrontenkriegs sowie der Grad der Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens, der jeweils mit der sich wandelnden außenpolitischen Lage der Osmanen variierte, bestimmte dabei auch den jeweiligen Kurs der habsburgischen Diplomatie in Konstantinopel.

Den Abschluss bilden zwei Beiträge, die sich mit der frühneuzeitlichen Behandlung des Friedens in Literatur und Kunst befassen. Werner Telesko untersucht anhand bildlicher und textlicher Darstellungen der Friedensschlüsse von 1713/14 – besonders auf Medaillen – die Friedensikonographie im Europa dieser Zeit. Die bildende Kunst bediente sich zur Darstellung des Friedenszustandes insbesondere eines mythologisch und christlich geprägten Formen- und Symbolrepertoires. Eine zentrale Problematik bestand hier freilich darin, dass die traditionelle Darstellungsform des Friedens als kriegslosen Zustand der Ruhe und Harmonie der realen und allgemein bekannten Brüchigkeit von Friedensschlüssen in der bellizitären Frühen Neuzeit nicht recht entsprach. Eine alternative Darstellungsform wurde unter dem Prätext der „Pax triumphans“ realisiert, „die den Frieden im auftrumpfenden Gewand des Krieges – mit dem Potentialis, schnell wieder zu den Waffen greifen zu können, – agieren ließ.“ (S. 393)

Der Beitrag von Ljudmila Ivonina schließlich befasst sich mit der Behandlung des Friedens von Utrecht in englischen Gedichten. Die Dichter unternahmen in ihren Texten Wertungen der Geschehnisse und beteiligten sich so am öffentlichen Diskurs über die Friedensschlüsse. Einfluss auf die jeweiligen Deutungen der Autoren nahmen dabei nicht nur ihre persönlichen politischen Überzeugungen, sondern auch strategische Überlegungen im Hinblick auf ihre Karrieren.

Insgesamt liefert der Tagungsband eine Reihe interessanter und teils sehr instruktiver Beiträge zur historischen Friedensforschung, Diplomatiegeschichte und Medien- geschichte der Mächtebeziehungen im Europa vornehmlich des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Mit der Untersuchung unterschiedlicher Facetten von Übersetzung, Kommunikation und medialer Translation im vormodernen Friedensprozess widmet er sich einem von der Forschung lange wenig, aktuell aber mit zunehmender Intensität bearbeiteten Themenkomplex. Dabei vermag er sachlich und methodisch diverse neue und anregende Aspekte zu liefern. Dem Band ist daher eine intensive Rezeption zu wünschen.

Benjamin Durst

Helmut Hühn (Hg.): Goethes „Wahlverwandtschaften“. Werk und Forschung. Berlin/New York/Göttingen: De Gruyter 2010. 538 S. & 20 Abb. 169,95 €. ISBN 978-3-11-021505-2.

Vor etwas mehr als zweihundert Jahren, im Oktober 1809, erschienen Goethes Wahlverwandtschaften. Dreizehn Jahre waren vergangen, seit der Weimarer Dichter seinen allseits gelobten Wilhelm Meister publiziert hatte, und begierig stürzte sich das Publikum auf den neuen Lesestoff. Die Buchhandlungen würden bestürmt wie Bäckereien in einer Hungersnot, schrieb Marianne von Eybenberg. Die öffentliche Diskussion war ähnlich aufgeregter wie nach Erscheinen des Werther, die Meinungen jedoch sehr geteilt. Bewunderten die einen die Klassizität der Darstellung, so erboste die anderen die reine Physiologie des doppelten Ehebruchs (vgl. zur zeitgenössischen Rezeption der Wahlverwandtschaften im privaten und öffentlichen Kontext den Beitrag von Jutta Heinz: „Durch und durch materialistisch“ oder „voll innern heiligen Lebens“?, S. 433–457).

Die Wahlverwandtschaften sind bis heute einer der meistinterpretierten Romane der deutschen Literaturgeschichte. In dem von Helmut Hühn herausgegebenen, höchst instruktiven Band, der aus dem SFB 482 „Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800“ hervorgegangen ist, sind zweiundzwanzig Aufsätze versammelt, die dieses Meisterwerk, das wie kein anderes des beginnenden 19. Jahrhunderts „im Spannungsfeld von Kunst und Literatur, Philosophie und Wissenschaft“ steht (S. 3), aus sehr unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet.

Den Auftakt macht Ernst Osterkamp (Einsamkeit und Entsagung in Goethes Wahlverwandtschaften, S. 27–45), der Goethes Einsamkeitserfahrungen (nach dem Tode Schillers im Jahr 1805 und der unerwiderten Leidenschaft gegenüber der achtzehnjährigen Wilhelmine Herzlieb im Jahr 1807) mit den Entsagungsstrategien der vier Hauptprotagonisten der Wahlverwandtschaften konfrontiert und dabei feststellt, dass man sich „von der positiven Bedeutung, die das Konzept der Entsagung in den späteren Werken Goethes, etwa in Dichtung und Wahrheit oder in den Wanderjahren, gewinnt, nicht dazu verleiten lassen (sollte), seine positiven Wirkungen in den Wahlverwandtschaften zu überschätzen. Es gibt sie dort nicht, an keiner Stelle“ (S. 45). Mit Christoph Martin Wielands Erzählungen (Die Liebe ohne Leidenschaft und Freundschaft und Liebe auf Probe) als Anreger für die Wahlverwandtschaften beschäftigt sich der Beitrag von Klaus Manger (Goethes Wahlverwandtschaften – neu gelesen, S. 49–65), in dem auch Beobachtungen zum formalen Aufbau des Romans getroffen werden. Goethe hat einige Mühen beim Schematisieren und Konstruieren aufgewendet, und „(w)ir ahnen den Aufwand, ... der zu treiben war, um die Spuren zu verwischen, damit das Künstliche natürlich erscheine“ (S. 57). Jochen Golz (Ein poetisches Entrée?, S. 67–88) untersucht die im Vorfeld bzw. Kontext der Wahlverwandtschaften entstandenen Dichtungen, d. h. den Sonettenzyklus von 1807 und die Pandora nach gemeinsamen Motiven und zeigt, dass der Schluss der Wahlverwandtschaften mutatis mutan-

dis in den Versen der Eos anklingt, wenn es heißt: „So, vereint in Liebe, doppelt herrlich, / Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel / Senket Wort und tat sich segnend nieder, / Gabe senkt sich, ungeahnt vormals“ (S. 88). In seinem Aufsatz (Das unsichtbare Labyrinth, S. 89–136) macht Harald Tausch auf den Gartentheoretiker Christian Cay Lorenz Hirschfeld und dessen Werk *Theorie der Gartenkunst* (S. 99 ff.) sowie den Architekten Helfrich Bernhard Hundeshagen aufmerksam (S. 113 ff.), deren Schriften offenbar Anregungen für die Wahlverwandschaften geliefert haben. Richtig gesehen ist, dass die Ausmalung der Kapelle im dritten Kapitel des zweiten Teils des Romans keine antinazarenische Spitze darstellt (S. 112). Andreas Grimm („Auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen“, S. 137–148) sieht sich die Figur der Otilie genauer an. Die von ihr gegenüber Charlotte ausgeführte Episode Karls I. von England vor seinen sogenannten Richtern wird als Schlüsselstelle bestimmt (S. 142 ff.). Ihre Tagebücher im zweiten Teil der Wahlverwandschaften erscheinen „als Kompensation für den Verlust an lebensweltlicher Involviertheit“ (S. 146). Der Herausgeber des Bandes, Helmut Hühn fragt (Ein „tragischer Roman?“, S. 149–173) ausgehend von Goethes Selbstanzeige der Wahlverwandschaften vom September 1809 und den beiden vom Autor geschätzten Besprechungen des Romans durch Bernhard Rudolf Abeken (S. 155 ff.) und Karl Wilhelm Ferdinand Solger (S. 157 ff.) aus dem Jahr 1810, inwieweit man die Wahlverwandschaften – vor dem Hintergrund der griechischen Tragödie – als ‚Schicksalsroman‘ oder ‚tragischen‘ Roman lesen kann (S. 150). Wenn Wilhelm von Humboldt in den Wahlverwandschaften gerade „Schicksal und innere Notwendigkeit [...] vor allen Dingen“ vermisste, dann, wie Hühn hervorhebt, weil er an dem klassischen Deutungsmuster des Tragischen orientiert blieb (S. 171). Die antiken Begriffe des Schicksals und des Tragischen sind „nur in transformierter Weise auf die Wahlverwandschaften“ anwendbar (S. 168 f.). Jan Urbich („Ein Zeichen sind wir, deutungslos“, S. 193–218) liest unter diesem Hölderlin-Vers die Wahlverwandschaften durch die Brille Derrida’scher und anderer Theorien. Herausgestellt und an Eduard bzw. Otilie exemplifiziert wird, dass das „Kommunikationsverhalten der Figuren ... sich im Übermaß gerade dadurch aus(zeichnet), in Bezug auf sich und ihre Lebenswelt haltbare Deutungen zu produzieren“ (S. 201). Um nicht vielmehr als eine imaginäre Konstruktion Eduards handelt es sich bei Otilie, die sich am Ende ohne seinen „Deutungsvollzug“ „leer fühlt“ (S. 209). Reinhard Wegner (Von Klapp-Bildern und Kipp-Figuren, S. 219–236) erläutert anhand der Kupferstichvorlagen die im 5. Kapitel des 2. Teils geschilderten ‚Lebenden Bilder‘. Wenn im dritten *tableau vivant*, die „über die Maßen schöne“ (S. 227), freilich mit dem Rücken zum Publikum stehende Luciane durch den Zwischenruf eines Spaßvogels aufgefordert wird, sich umzudrehen („*tournez s’il vous plaît*“), erinnere dies ironisch an die Klapp-Bilder des englischen Landschaftskünstlers Humphry Repton (S. 233). Dessen mit einem Klapp-Mechanismus versehenen Schriften zur Verschönerung englischer Landschaftsgärten wurden in Weimar seit 1796 diskutiert (S. 230 f.) und haben auch sonst Spuren in den Wahlverwandschaften hinterlassen (S. 227; 235). Hermann Beland

(Zum Problem gesellschaftlicher Vorurteile und individueller Denkstörungen in Goethes Wahlverwandtschaften, S. 237–260) nimmt Sigmund Freuds Ausspruch, er „denke, Goethe hätte nicht, wie so viele unserer Zeitgenossen, die Psychoanalyse unfreundlichen Sinnes abgelehnt“ (S. 237), zum Ausgangspunkt, um Mittler, Charlotte, Eduard, Otilie und Nanni unter psychoanalytischen Gesichtspunkten zu beleuchten. Vernichtend fällt Belands Beurteilung Mittlers aus: dieser sei „ein moralischer Sadist, der die Hölle unauflöslicher Ehen wenigstens bis zum Tode andauern lassen möchte“ (S. 243), ja, wo Persönlichkeiten wie Mittler „in den Besitz von gesellschaftlicher Macht“ kommen, „ist eine partielle oder eine totale Diktatur vorprogrammiert“ (S. 244). Nicole Grochowina (Von der „Dazwischenkunft eines Dritten“, S. 313–326) liest die Wahlverwandtschaften als Geschlechterroman (S. 315; 326), im Spannungsfeld der Kräfte ‚Wahlverwandtschaften‘, ‚Geschlechterbeziehungen‘ und ‚Dazwischenkunft Dritter‘. Zentral sind dabei die Themen Ehe und Scheidung. Um 1800 kam es zur einer wachsenden Zahl von Scheidungen und Trennungen in Sachsen-Weimar, „die durchaus als gesellschaftlich relevant wahrgenommen wurden und wohl zumindest vom Ansatz her ähnlich konfliktbeladen waren, wie sie im Roman überspitzt dargestellt werden“ (S. 323). Bekanntestes Beispiel ist die Scheidung der Schriftstellerin Sophie Mereau im Jahr 1801, deren Scheidungskommission Johann Gottfried Herder vorsah (S. 323). Am Ende „überlebt [...] die ungeschiedene Charlotte“ (S. 326). Marko Kreutzmann (Goethe als Gesellschaftskritiker, S. 327–347) skizziert die gesellschaftliche Situation des Adels um 1800 und zeigt wie im Verlauf der Wahlverwandtschaften, die dem Adel zugeschriebene „spezifische Semantik“ (S. 328) dekonstruiert wird (Landbesitz: S. 340 ff.; Tod des kleinen Otto: S. 343; Bildungsideal: S. 344 ff.). Goethe kann dabei auch auf die (verklärenden) Konzeptionen von Romantikern wie Adam Müller und Achim von Arnim zurückgreifen (S. 335 f.; 347), erweist sich diesen gegenüber jedoch als der modernere Autor. Gerhard Müller („Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden“, S. 349–365) untersucht den von Umbrüchen und Reformanstrengungen gekennzeichneten zeithistorischen Hintergrund der Wahlverwandtschaften. Denn nach dem 14. Oktober 1806, dem Tag der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, war in Sachsen-Weimar-Eisenach nichts mehr wie vorher (S. 355). Exponent der Neuerungsbestrebungen im Roman ist der Hauptmann. „Er verkörpert den Typus des Reformbürokraten jener Zeit, der zwar oft noch dem Adel entstammte, sich aber ein bereits durchaus bürgerliches Berufs- und Leistungsethos angeeignet hatte. Hervorstechend sind seine nie nachlassende Betriebsamkeit und ein neuer Umgang mit dem Faktor Zeit“ (S. 358). Eduard vermag sich nur anfangs dem Reformeifer seines Freundes anzuschließen (S. 363). Ausgehend von der Bemerkung Walter Benjamins, dass Otilie und Eduard zwar leiden, aber nur an Kopfschmerz, geht Benigna C. Kasztner dem Motiv des Kopfwehs nach (Das Werk im Schmerz, S. 367–379), das an sechs Stellen „konkret zum Gegenstand innerhalb der fortschreitenden Handlung gemacht“ wird (S. 368). Die medizinische Literatur des späteren 18. Jhs. unterscheidet bereits verschiedene Schmerzarten, -orte, -empfindun-

gen und kennt anhaltenden bzw. vorübergehenden Kopfschmerz (S. 377). In den Wahlverwandtschaften scheint im Motiv des Kopfwehs „eine Kritik der Kultur“ impliziert zu sein (S. 379). Dem Zeitbegriff in den Wahlverwandtschaften widmen sich Michael Maurer (Verfehlte Geburtstage und verpatzte Feste, S. 403–416) und Susan Baumert (Zeit und Zeitkultur in Goethes Wahlverwandtschaften, S. 417–430). Wie Maurer anmerkt, bleibt der Roman „eigentümlich zeitlos“ (S. 406). Jahreszahlen oder ein konkretes Datum werden nicht genannt, dafür gibt es auf den Kreislauf der Natur bezogene Hinweise wie „Frühling“, das „Jahr klingt ab“ oder „der scheidende Winter“ (S. 406). Dieser zyklischen Zeitstruktur stehen misslungene Feste, Geburtstage (S. 408 ff.) und ein Namenstag (S. 414) entgegen. Mit Recht stellt Maurer fest, dass „Zeitlosigkeit oder Zeitenthobenheit der Romanhandlung“ „absichtliches Element der auktorialen Konstruktion“ sind (S. 414). Baumert macht darauf aufmerksam, dass die Anstrengungen der Hauptprotagonisten auf die Erschaffung einer der messbaren Zeit enthobenen Idylle abzielen (S. 419). Veränderungen werden immer von außen in diese Idyll eines ewigen Sonntags hinein getragen. Nur ein einziges Mal wird die chronometrische Stunde exakt angegeben, nämlich als zur Einleitung der Ehebruch-Szene die Schlossglocke Mitternacht schlägt (S. 422). Die Handlung folgt dem Jahresrhythmus: Otilie trifft im Mai ein, im Sommer reift die Liebe zwischen ihr und Eduard, im Winter erlischt sie (S. 422 f.). Der Frage, inwieweit Peter Handke, Martin Walser und Dieter Wellerhoff in ihren Werken Die linkshändige Frau von 1976, Ein fliehendes Pferd von 1978, und Der Liebeswunsch von 2000 Konstellationen und Motive aus Goethes Wahlverwandtschaften aufnehmen und weiterentwickeln, geht Nikolas Immer (Goethes Erben, S. 459–475) nach. Obwohl Walser wiederholt bestritten hat, dass seine Novelle von Goethe inspiriert sei (S. 465 ff.), betont Immer zu Recht, dass die Wahlverwandtschaften gerade hier als „relevanter Prätext“ anzusehen sind (S. 466). Allerdings wird Goethes Roman bei Handke, Walser und Wellerhoff nicht einfach ‚aktualisiert‘, sondern scheint vielmehr als literarisches „Impulsmoment“ auf (S. 475). Der umfangreiche Band wird mit einem Beitrag (Das „ungeheure Recht“ der Gegenwart) von Elisabeth von Thadden beschlossen (S. 479–488). Goethe erscheint als Kritiker der allgemeinen Beschleunigung, die sich seit der Französischen Revolution von 1789 zunehmend Bahn brach. „Mit einer auffälligen Entschiedenheit hat Goethe seit den neunziger Jahren gegen die Beschleunigung aller Lebensbereiche ein anderes Tempo gesetzt und thematisiert: die zeitliche Dimension der naturalen Entwicklung, des Wachstums und der Metamorphose der Lebewesen“ (S. 480). Exponent der kurzlebigen ‚Moden‘ ist der übereilige, hastige Eduard, der physikalische, chemische und technische Werke, aber keine Romane liest (S. 483). Otilie hingegen ist „von Anbeginn gegenläufig zu den Motiven der Übereilung, des Modischen und der verpassten Gegenwart konstruiert“ (S. 487).

Bekanntlich meinte Goethe gegenüber Eckermann, dass in den Wahlverwandtschaften mehr stecke, „als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre“ (9. Februar 1829). Die zu diesem Roman erschienenen Sammelbände (es seien

nur genannt: N. W. Bolz [Hg.], *Goethes Wahlverwandschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*, Hildesheim 1981; G. Greve [Hg.], *Goethe. Die Wahlverwandschaften*, Tübingen 1999; E.-G. Güse – St. Blechschmidt – H. Hühn – J. Klaufuß [Hg.], „Eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft“ – *Goethes Wahlverwandschaften*, Weimar 2008 [Ausstellungskatalog]) allein sind schon der lebendige Beweis dafür, wie viel in den Wahlverwandschaften steckt und das auch ein vier-, fünfmaliges Lesen nicht hinreicht. Aber die Forschung kommt, wie auch der von Helmut Hühn herausgegebene Band zeigt, den Geheimnissen dieses Jahrhundertromans langsam auf die Spur.

Kay Ehling

Pierre Briant: *Alexandre des Lumières. Fragments d'histoire européenne*. Paris: Éditions Gallimard 2012. 739 S. 29,00 €. ISBN 978-2070131716.

Seit Jahrzehnten gilt Pierre Briant als einer der renommiertesten Forscher zur Geschichte der Achaimeniden und des Alexanderreiches. Immer wieder hat er die Auswirkungen des Eroberungszuges des jungen Makedonenkönigs auf das alte Perserreich unter unterschiedlichen Blickwinkeln und Schwerpunktsetzungen betrachtet. Ein besonderer Akzent lag dabei wiederholt auf den Implikationen des Zuges für spätere Geschichtsbilder und ihre ideologischen Instrumentalisierungen – mal mit Fokus auf die antike Historiographie, mal unter Bezugnahme auf moderne koloniale Ideologien, die sich unter dem Deckmantel der Berufung auf Alexander eurozentristisch dem alten Orient zugewandt haben. Seine neueste Monographie „*Alexandre des Lumières*“ reiht sich einerseits nahtlos in das beeindruckende Werk ein und erweitert es andererseits um eine Perspektive, die bisher in der Forschungsgeschichte ein Desiderat darstellte: Briant geht es darum „de redécouvrir Alexandre à travers les Lumières, en même temps que de découvrir les Lumières à travers Alexandre“ (S. 12).

Dieses reziproke Wiederentdecken – Alexanders durch die Aufklärung und der Aufklärung durch Alexander – vollzieht sich dabei auf der Grundlage einer beeindruckenden und schier unerschöpflichen Zahl an untersuchten Quellen, die die enorme kulturelle Präsenz des Makedonenkönigs in der geistigen Kultur der Aufklärungszeit widerspiegeln. Anhand von Quelleneditionen antiker Autoren, historiographischen und geographischen Schriften, Reiseliteratur, Enzyklopädien und politischen Traktaten gelingt es Briant dabei, tief in die textuelle Kultur dieser Zeit einzudringen und dabei nicht nur nachzuvollziehen, wie sich unterschiedliche Alexanderbilder herausgebildet haben, sondern auch, wie dies durch kulturelle Transfer- und Übersetzungs-

prozesse und in intellektuellen Debatten geschah, in denen sich differierende und neue Lesarten der Geschichte und des globalen Raumes entwickelten.

Der methodologische Zugriff ist dementsprechend sehr weit gewählt: Einmal im geographisch-räumlichen Sinn, indem nicht nur Aspekte der Fremdwahrnehmung und koloniale Prozesse der herrschaftlichen und ökonomischen Durchdringung des Ostens in den Blick genommen werden, sondern auch Texte aus unterschiedlichen europäischen Ländern: Der Schwerpunkt liegt dabei auf Frankreich, England und den deutschen Staaten – die romanischen Länder, besonders Italien, aber auch Russland (worauf Briant selbst hinweist), bleiben dabei auffallende Desiderate, die allerdings nicht weiter reflektiert werden.

Zum Zweiten ist der Zugriff auch in chronologischer Hinsicht weit gefasst: Briant wählt für seine Betrachtung „un très (long) dix-huitième siècle“ (S. 26), das von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1830 reicht. Das liegt zum einen daran, dass, wie Briant überzeugend herausstellt, einige der bedeutendsten Werke, die Alexander behandeln und für das Alexanderbild des 18. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle spielen werden (wie etwa Pierre-Daniel Huets „Histoire du commerce et de la navigation des Anciens“), bereits aus dem späten 17. Jahrhundert stammen und ihrerseits auf Kommentaren und Übersetzungen fußen, die um 1650 entstanden sind. Nicht zuletzt legte Samuel Clarke 1665 die erste Veröffentlichung vor, die einzig Alexander gewidmet war – das ist insofern erwähnenswert, als sein Werk bis in das frühe 19. Jahrhundert und bis in die Zeit des Historismus hinein eher einen Sonderfall darstellte. Bis dahin spielte Alexander lediglich in universalgeschichtlich orientierten Texten oder Gesamtdarstellungen der griechischen Geschichte eine Rolle – erst Johann Gustav Droysens „Geschichte Alexanders des Großen“ von 1833 markierte eine historiographiegeschichtliche Zäsur, die Briant dementsprechend auch nicht mehr eigens behandelt. Darin ist auch Briants weiter Zugriff auf die Quellen begründet, die Alexander häufig bloß fragmentarisch und am Rande behandeln. Dass die Darstellung sich dennoch nicht in einer kompilatorischen Auflistung dieser Fundstellen erschöpft, muss dementsprechend als ein besonderes Verdienst Briants herausgestellt werden.

Die Untersuchung ist in vier Abschnitte bzw. 16 Kapitel gegliedert: Teil 1, „Genèse et affirmation d’une histoire critique“ (Kapitel 1–6), macht in vielerlei Hinsicht, so auch im Umfang, den Schwerpunkt der Untersuchung aus. Briant breitet hier gekonnt das Quellen- und Autorenspektrum vor dem Leser aus und arbeitet schließlich heraus, unter welchen methodologischen Maßstäben und weltanschaulichen Standpunkten sich eine kritische Sichtweise auf die Alexandergeschichte ausbildete, die nicht mehr nur beim moralischen Exemplum im Sinne des kaiserzeitlichen Alexanderbiographen Plutarch stehen blieb, sondern alle vorhandenen Quellen miteinander in Konfrontation brachte, um zu neuen historischen Einsichten zu gelangen. Diese Herangehensweise mündete 1771 in Baron de Sainte-Croix’ „Examen de critique des anciens historien d’Alexandre le Grand“, zu der die „Académie des Inscriptions et Belles-Lettres“ bereits zwei Jahre zuvor den Anstoß gegeben hatte. Anstelle der heroischen Verklärung

des Eroberers trat hier ein zunehmend kritisches und negatives Bild Alexanders, wobei der antike Historiograph Arrian nach kritischer Bestandsaufnahme der Faktenschilderung zur Hauptquelle avancierte.

Dass das Alexanderbild hier jedoch nicht stehen blieb und sehr viel heterogener und facettenreicher war, macht der zweite Teil, „Mort du héros. Naissance d'un conquérant philosophe“ (Kapitel 7–9), deutlich. Denn wie Briant bereits im ersten Teil herausstellt, wurde Alexander auch dazu verwendet, um Einsichten in den Zusammenhang globaler Netzwerke, historischer Veränderungen und in die weltgeschichtliche Tragweite tagespolitischer Entscheidungen zu erlangen. Neben die kritische Bestandsaufnahme der Quellen trat hier der Geist der Aufklärungszeit, mit den unterschiedlichen Ansichten über koloniale Eroberung und geeignete Regierungsformen, die Alexander entweder als Modell affirmierten oder zurückwies. Beispielhaft wird dies am Bild vom idealen Königtum vorgestellt, in dem der friedensfördernde, „denkende“ Prinz den Vorrang vor dem erobernden, brutalen erhielt.

Der dritte Teil, „Empires“ (Kapitel 10–14), macht den zweiten Schwerpunkt von Briants Untersuchung aus und nimmt einen weiteren Hauptstrang des Aufklärungsdiskurses und der Alexanderrezeption auf: Briant wendet sich darin der Frage zu, inwiefern Alexanders Eroberungszug sich als Modell imperialer Herrschaft anbot oder nicht. Erörtert wird diese Frage vor allem anhand von Montesquiens Werk „L'Esprit des Lois“ (1748), das den Alexanderzug als ein Unternehmen interpretierte, das anstelle des despotischen persischen Regimes ein auf Gemeinwohl hin orientiertes hellenisches Reich setzte, das durch kommunikative und ökonomische Netzwerke verbunden war (v. a. mit positiven Rückwirkungen auf Griechenland selbst). Vor diesem Hintergrund gelingt es Briant, die Entwicklungslinien dieses imperialen Diskurses nachzuziehen und seine polaren regionalen Schwerpunkte herauszustellen: So wurden diese Ideen in Großbritannien positiv rezipiert und für die eigenen Operationen in Indien verwendet, die auch mit einer geographischen Durchdringung und Erforschung des Gebietes einhergingen (deutlich wird dies etwa in James Rennells Atlas von Indien, 1788), während sie in den deutschen Ländern auf starke Kritik stießen, wo man in Alexander eine proto-napoleonische Figur erkannte.

Diese Sichtweise auf die Geschichte, die auf räumlichen und strukturellen Parametern fußt, leitet über in den letzten Teil, „Le sens de l'histoire“ (Kapitel 15–16), der der Frage nachgeht, welchen Platz der Alexanderzug in der (griechischen) Geschichte einnahm und welche Rückwirkung diese Einschätzung auf das Geschichtsbild der Aufklärung insgesamt hatte. Neben einer neuen Einschätzung der Quellen(kritik) trat demnach ein evolutionäres Geschichtsmodell mit einer Sensibilität für geopolitische Entwicklungen und Veränderungen. Im Zentrum stand dabei v. a. der Osten bzw. Asien und die Interpretation des Eroberungszuges Alexanders als einem europäischen Versuch, diese Regionen von despotischen Regimen zu befreien und zu einer neuen kulturellen Blüte zu verhelfen – ein Geschichtsbild, das auch in modernen Einschätzungen noch nachschwingt. Obgleich Briant gerade diesen letzten Teil noch stärker

hätte ausbauen und einer dekonstruktiven Kritik zuführen können, gelingt ihm damit ein überzeugender Abschluss eines insgesamt komplexen, aber dennoch spannenden und aufschlussreichen Unternehmens, das sowohl für Althistoriker als auch Rezeptions- und Aufklärungsforscher eine wahre Fundgrube an Bezügen und diskursiven Zusammenhängen darstellt. „Alexandre des Lumières“ macht deutlich, welchen zentralen Platz Alexander in der europäischen Imagination und Identität einnimmt und wie problematisch dieser Platz tatsächlich ist.

Christopher Schliephake

Ernst Jünger u. a.: LSD. Albert Hofmann und Ernst Jünger. Der Briefwechsel 1947 bis 1997. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 2013 (Marbacher Magazin 142/143). Zahlreiche farbige Abb., 202 S. 18,00 €. ISBN 978-3-937384-99-3.

Seit Ernst Jüngers Tod am 17. Februar 1998 sind in rascher Folge die Briefwechsel des Schriftstellers mit Carl Schmitt (1999), Gerhard Nebel (2003), Friedrich Hiel-scher (2005), Gottfried Benn (2006), Stefan Andres (2007), Martin Heidegger (2008) und Margret Boveri (2008) erschienen. Noch zu Lebzeiten wurde der Briefwechsel mit dem Maler Rudolf Schlichter (1997) publiziert. 2013 folgt nun der Briefwechsel (in Auswahl) mit dem Schweizer Chemiker Albert Hofmann (1906–2008). Er beginnt mit einem Geburtstagsgruß zum 29. März 1947 und einem Topf Honig (S. 22). Jüngers Interesse an dem Gratulanten ist bald geweckt, als er über Armin Mohler erfährt, dass sich dieser mit der Entwicklung und Erprobung eines neuen „Phantastikums“ beschäftigt, das unter dem Namen LSD einige Bekanntheit erlangen sollte. Auf der Suche nach einem Wirkstoff für die Anwendung in der Geburtshilfe bzw. als Kreislaufstimulans war der bei Sandoz beschäftigte Pharmakologe auf eine Verbindung gestoßen, die natürlicherweise als „Mutterkorn“ gelegentlich auf Roggenähren zu finden ist, und „eine durch den Fadenpilz *Claviceps purpurea* [...] verursachte Wucherung“ darstellt, wie Hofmann Jünger erklärt (9. Februar 1948, S. 26). Aller kleinste Mengen dieser Substanz genügten, wie Hofmann weiter ausführt, um „innere Bilder wachzurufen“ halluzinierte Farbtöne „in Uebereinstimmung mit der Goethe’schen Farbenlehre“. Der LSD-Rausch löse ein Fremdwerden des eigenen Körpers aus und hebe das Zeitgefühl auf (S. 27). Samstag, den 2. Februar 1951, kam es in Basel zu einem gemeinsamen „Eintritt in die Vorhallen des LSD-Rausches“, bei der sie sich „orientalischen Träumereien“ hingaben (Brief Hofmann vom 22. Februar 1951, S. 54). Jünger verarbeitet seine Eindrücke in der Erzählung *Besuch auf Goden-*

holm (S. 187 Anm. 87). Die zweite LSD-Reise folgte am 7. Februar 1970 und wurde in Jüngers Drogenbuch *Annäherungen. Drogen und Rausch* protokollartig dargelegt. Im Januar 1974 – Jünger steht kurz vor seinem 78. Geburtstag – wagte er einen letzten ‚Trip‘, „der stürmisch verlief“. Weiter tauscht man Literatur für die Drogenbibliothek aus, wie z. B. die deutsche Übersetzung von Fritz Hugh Ludlows *The Hasheesh Eater* (März 1982, S. 150). Zum Verfasser heißt es in Kommentar S. 198, dass Ludlows (1837–1870) mit dieser Droge experimentiert habe, weil er vermutete, dass „das in den Geschichten aus *Tausendundeine Nacht* erwähnte Haschisch [...] für deren Bilderreichtum verantwortlich“ sei. Hofmann seinerseits probiert mit Teilnehmern eines Psychedelica-Symposiums im kalifornischen Big Sur Ecstasy aus, das, so in einem Brief an Jünger (7. Februar 1985, S. 157) „ausgesprochen euphorisierend, erotisierend“ wirke und „das Bedürfnis nach nebenmenschlicher Nähe und Berührung“ wecke, „also ganz verschieden von LSD“ sei. Ein bedeutender Gegenstand ist auch das Thema ‚Sterben, Tod und Droge‘ (19. Dezember 1970, S. 117).

Bei den abgedruckten Zeugnissen handelt es sich um eine Auswahl aus insgesamt 398 Briefen und 153 Postkarten, die 2012 aus dem Nachlass von Albert Hofmann erworben wurden; davon stammen 95 Briefe und 78 Karten von Jünger (vgl. S. 200). Der in Marbach liegende Briefwechsel ist also nicht vollständig publiziert worden, was den etwas einseitigen Eindruck entstehen lässt, es sei fast ausschließlich um das Erproben von Drogen und deren Wirkungen gegangen.

Es klingen jedoch auch ganz andere Themen an: Dass „sich alles so bestürzend schnell in dieser Zeit“ verändert, konstatiert Jünger schon Anfang der 60er Jahre (24. Oktober 1963, S. 91). Hofmann sorgt sich um das zunehmende Waldsterben und fragt sich, wie die weltweit wachsende Arbeitslosigkeit bekämpft werden könne (6. Juli 1983, S. 153 f.). Jünger beklagt die „Verzifferung“ der Welt (21. Juni 1991, S. 163) oder staunt über die Reisemöglichkeiten der Gegenwart: „Als junger Mensch hätte ich mir eine Lage, wie sie heute in dieser Hinsicht besteht, nicht träumen lassen: alle Länder der Welt stehen offen und sind in kürzester Zeit zu erreichen, wir haben die Wahl“ (24. Februar 1976, S. 135). So bedeutend die Jahre vor 1789 gewesen sein mögen, man möchte, so Jünger, doch nicht in einer anderen Zeit gelebt haben, als der heutigen (19. Dezember 1970, S. 118).

Ein bemerkenswertes Licht auf die innere Beziehung zwischen Autor und Leser werfen einige Äußerungen Hofmanns, der sich als leidenschaftlicher Verehrer Jüngers bekennt, in dem er einen großen Heiler sieht (23./24. März 1955, S. 68). Zu dessen 60. Geburtstag schreibt er: „Für mich war die Begegnung mit Ihrem Opus nicht nur ein literarisches und ästhetisches Erlebnis. Ich entdeckte ‚Das abenteuerliche Herz‘ in einer kritischen Phase meines Lebens, in der ich vom Untergang als Folge, man könnte sagen, fortschreitender Austrocknung des Herzens, bedroht war. [...] Unter dem Banne Ihrer Prosa strömte, wie von einem Zauberstab berührt, neues Leben in die Schöpfung, und aus dem Grau des Alltäglichen und Selbstverständlichen begannen die Farben des Wunderbaren wieder aufzuleuchten, die Farben, die mir aus den Träumen der Kindheit

vertraut waren (23./24. März 1955, S. 68). In Jüngers 1949 erschienen Roman *Helio-polis* sieht Hofmann einen „Faust‘ unserer Tage“ (20. März 1950, S. 51), und die unter dem Titel *Strahlungen* publizierten Pariser Tagebücher zählt Hofmann in die Reihe der großen Trostbücher (31. Juli 1949, S. 47). Die Kritik an Jüngers Werk kann er nicht nachvollziehen. Er staunt über das, „was Kritiker aus Ihrem Werk herausgrübeln, aber noch mehr darüber, was sie alles nicht bemerken.“ Und dann heißt es: „Der Leser muss ein ähnliches Repertoire von inneren Bildern besitzen wie der Autor, die aufleuchten, wenn das rechte, das entsprechende Wort fällt“ (26. Dezember 1949, S. 50). – 1976 wechselt man zum vertraulichen Du.

Einiges Neue ist auch zu erfahren: So wusste zumindest der Rezensent nicht, dass Jünger Autographen gesammelt hat, vgl. den Kommentar S. 194 Anm. 149: Hofmann schenkte Jünger zum Geburtstag am 29. März 1970 einen Brief des Marquis de Sade: „Mit dem Brief des göttlichen Marquis haben Sie den Vogel abgeschossen und meine Autographensammlung um ein Prunkstück vermehrt“ schreibt Jünger dankend am 5. April 1970 (S. 108). Die Mitteilung, dass es einen Briefwechsel Jüngers mit dem rumänischen Philosophen Emile M. Cioran gibt (S. 196 Anm. 176), erweckt den Wunsch nach sofortiger Lektüre. Und: dass Jünger ein eifriger Sammler von Fischsuppen- und Paellarezepten war, dürfte ebenfalls nicht allen Jünger-Lesern bekannt sein (S. 184 f. Anm. 77).

Kay Ehling

GESAMTVERZEICHNIS DER AUFSÄTZE

- ALBRECHT, MICHAEL: Jakob Brucker und die Eklektik, Nr. 15 (2005), S. 31–46.
- BAUER, VOLKER: Die süddeutschen und österreichischen Amtskalender des 18. Jahrhunderts, Nr. 4 (1999), S. 38–44.
- BENDL, EVA: Ordnung im Chaos der Dinge. Richtlinien der Museumsfachwelt für die historischen Museen vom Kaiserreich bis zur NS-Zeit, Nr. 22 (2014), S. 65–79.
- BRENNER, TOBIAS/PAULUS, STEFAN: „Bediene Dich selbst“. Der ‚Blaue Laden‘ in Augsburg – Überlegungen zur Amerikanisierung des westdeutschen Lebensmitteleinzelhandels nach 1945, Nr. 20 (2011), S. 84–115.
- BROKER, JAN: Von Säbeln und Gemälden – Zu Vorgang und Wahrnehmung des diplomatischen Geschenktransfers im Rahmen der Gesandtschaftsreise Achmed Resmi Efendis 1763/64, Nr. 20 (2011), S. 34–83.
- BUCHNER, THOMAS: Grenzziehungen. Reguläre und irreguläre Arbeit im städtischen Handwerk der Frühen Neuzeit, Nr. 14 (2004), S. 7–25.
- COLLET, DOMINIK: Fructus AHOVAI dictae mirabilis – Wissensproduktion in der Kunstkammer am Beispiel der brasilianischen Ahovai-Nuss, Sondernummer (2002), S. 157–180.
- DITTELBACH, THOMAS: Normannenkunst und Islam in Sizilien. Prolegomena zu einer west-östlichen Kulturgeschichte, Nr. 17 (2007), S. 30–58.
- DURST, BENJAMIN: „... da sie in den närrischen Wahn gestanden, daß es Vampyren gebe“. Dimensionen des Aberglaubensbegriffs und Strategien der Aberglaubenskritik in gelehrten Beiträgen zur Vampirdebatte der 1730er Jahre, Nr. 19 (2010), S. 32–104.
- ENGEL, ALEXANDER: Kaufmännisches Nachrichtenwesen und Marktintegration. Was sich Kommunikationsgeschichte und Cliometrie zu sagen haben, Sondernummer (2002), S. 279–294.
- ENGELBERG, MEINRAD VON: Dekorationssysteme in Bibliotheken. Das Wissen vor Augen, Sondernummer (2002), S. 225–250.
- ENGELBERG, MEINRAD VON: Gotisch = Katholisch? Zur Interpretation der Stilwahl im Zeitalter der Konfessionalisierung und zur Frage des ‚Mediencharakters‘ von Architektur, Nr. 13 (2004), S. 26–50.
- ENGELBERG, MEINRAD VON: Nation und Migration. Römische Architektur, ‚Teutsche Kunst‘ und ‚Reichsstil‘ im Werk des Johann Bernhard Fischer von Erlach, Nr. 18 (2008), S. 63–90.
- ERBEN, DIETRICH: Angst und Architektur. Architektur als Medium der Segregation von Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Nr. 13 (2004), S. 7–25.
- FEUERSTACK, RAINER: Reformkonzept der Universität Augsburg. Idee und Wirklichkeit – Rückblick nach 40 Jahren, Nr. 20 (2011), S. 13–33.
- FERBER, ULRICH MAGNUS: Franciscus Ciceroni suo salutem – Überlegungen zur Kommunikationsstruktur der Humanisten, Sondernummer (2002), S. 15–27.
- FLAIG, EGON: Vom Rassismus zum Hautfarbenrassismus. Wo und wie wurde ein diskursives Konstrukt plausibel? Nr. 19 (2010), S. 11–28.

- FRIEDRICH, SUSANNE: Die Anfänge der historisch-politischen Zeitschrift am Beispiel des ‚Monatlichen Staats-Spiegels‘, Sondernummer (2002), S. 295–311.
- GANZ, ULRIKE: Der konstruierte Kosmos universaler Ähnlichkeiten. Giovanni Battista Della Porta (1535–1615) Wissenschaft einer optischen Zwiesprache mit der Natur, Nr. 16 (2006), S. 52–74.
- GANZ, ULRIKE: Kunstkammer und Sammelbild. Ein Medienvergleich, Sondernummer (2002), S. 201–223.
- GIER, HELMUT: Die Sammlung der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg an Flugschriften des 17. Jahrhunderts, Nr. 19 (2010), S. 29–31.
- GILICH, CHRISTINE/STAMMEN, THEO: Jacob Brucker. Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte (1751), Nr. 9 (2002), S. 28–44.
- HÄBERLEIN, MARK/SCHWANKE, IRMGARD/WIEBEL, EVA/ZÜRN, MARTIN: Fremde in der frühneuzeitlichen Stadt. Integration und Abgrenzung in Südwestdeutschland und Pennsylvania, Nr. 10 (2002), S. 9–42.
- MITCHELL HAMMOND: Der Streit über Frauen als Heilerinnen in Augsburg um 1600. Allgemeines Wohl- und praktische Krankenfürsorge im frühen 17. Jahrhundert, Nr. 4 (1999), S. 32–37.
- HÄUSSERMANN, SABINE: Wissensvermittlung im Bild. Anmerkungen zu Boners ‚Edelstein‘, Sondernummer (2002), S. 95–113.
- HOCHADEL, OLIVER: Blitzableiter, Physikunterricht und umherziehende Schausteller. Zur Wissenschaftspopularisierung in Augsburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Nr. 3 (1998), S. 33–39.
- IWANOV, IWAN: Aspekte der innerhansischen Kommunikation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Sondernummer (2002), S. 29–44.
- JANKRIFT, KAY PETER: Wenn Männer schweigen. Margarete von Österreich, Luise von Savoyen und der Damenfriede von Cambrai 1529, Nr. 21 (2013), S. 31–40.
- JAUMANN, MICHAEL: Popkultur und Pöpliteratur: alltagsästhetische Generatoren pluraler Identitäten. Mit einem Ausblick auf die Wiederkehr der Mündlichkeit, Sondernummer (2002), S. 351–367.
- KELLER, KATRIN: Die frühneuzeitliche Kavalierstour: Mediale und kommunikative Dimensionen, Nr. 8 (2001), S. 72–95.
- KESSLER, MANFRED: Von dem lob der Hystori. Die Vorred zu Hieronymus Boners frühneuhochdeutscher Herodot-Übersetzung, Nr. 10 (2002), S. 43–64.
- KUHOFF, WOLFGANG: Karl der Große, der neue römische Kaiser. Sein Wirken innerhalb der spätantiken Herrschaftsauffassung, Nr. 22 (2014), S. 35–63.
- LEDERER, DAVID: „Wieder ein Faß aus Augsburg ...“ Suizid in der frühneuzeitlichen Lechmetropole, Nr. 15 (2005), S. 47–72.
- LEGÈNE, EVA: Musical Instruments in Hainhofer’s Correspondence and Travel-Diaries, Nr. 14 (2004), S. 26–49.

- MAREK, KRISTIN: Körperbild, Kultbild, Staatsbild? Höfische Repräsentation im England des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Sondernummer (2002), S. 135–154.
- MARGRAF, ERICH: Zwischen „Winkelehe“ und christlicher Mystik. Zur Legitimierung „affektiver Liebe“ im Ehediskurs des frühneuzeitlichen Europa, Nr. 10 (2002), S. 65–73.
- METZLER, GUIDO: Kommunikation und Verflechtung. Überlegungen zu den Beziehungen zwischen Neapel, Rom und Spanien im frühen 17. Jahrhundert, Sondernummer (2002), S. 75–91.
- MORDSTEIN, JOHANNES: „Geklonte Zunftordnungen“. Medien- und kommunikationsgeschichtliche Aspekte im frühneuzeitlichen Landhandwerk Ostschwabens, Nr. 18 (2008), S. 9–62.
- NÄF, BEAT: Traumdeutung von der Antike bis zur modernen Schlaforschung, Nr. 8 (2001), S. 45–71.
- NETHER, EVA: Im Spagat zwischen aufopfernder Familienfürsorglichkeit und Rationalität – Das Idealbild der modernen (Haus-)Frau in Erna Horns „Der neuzeitliche Haushalt“, Nr. 17 (2007), S. 59–125.
- PATAKI, ZITA ÁGOTA: Pisanellorezeption in Augsburg – Zur Kompilation einzelner Motive in Hektor Mülichs Alexander-Abschrift (Cgm 581). Hektor Mülichs Illustrationen des Alexander-Romans, Nr. 16 (2006), S. 9–51.
- PATAKI, ZITA ÁGOTA: Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text am Beispiel von Lucas Cranachs ruhender Quellnymphe, Sondernummer (2002), S. 115–133.
- PAYE, CLAUDIE: Sprach- und Zensurpolitik im Königreich Westphalen (1807–1813). Das Medium der ‚Russischen Dolmetscher‘ im Kommunikationsfeld der westphälischen Gesellschaft, Sondernummer (2002), S. 45–73.
- PILASKI, KATHARINA: Wissen, Handel, Repräsentation – Exotica und lokale Monstrositäten in der Kunstkammer Albrechts V. von Bayern, Sondernummer (2002), S. 181–199.
- REINHARDT, VOLKER: Endzeit und Modernisierung. Zur Dialektik von Millenarismus und Staatsausbau um 1500, Nr. 9 (2002), S. 10–27.
- RÖMMELT, STEFAN W.: Mythos Internet? Zur historischen Verortung eines utopischen Mediums, Sondernummer (2002), S. 369–385.
- SAFLEY, THOMAS MAX: Der Arme unter den Armen. Methodische und philosophische Überlegungen zur Geschichte der Augsburger Waisen, Nr. 11 (2003), S. 71–85.
- SÄLTER, GERHARD: Urbanisierung, Migration und Kriminalität als Begründungskontext für die Entstehung von Polizei. Zur Entstehung einer eigenständigen Polizei im Paris des Ancien Régime, Nr. 12 (2003), S. 32–51.
- SCATTOLA, MERIO: ‚De finibus imperii Germanici‘. Die frühneuzeitliche Diskussion über die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches, Nr. 11 (2003), S. 9–70.
- SCZESNY, ANKE: Das ländliche Ostschwabens in der Frühen Neuzeit – eine protoindustrielle Textilregion? Nr. 3 (1998), S. 29–32.

- SCHLIEPHAKE, CHRISTOPHER: Die Blendung des Kyklopen – Antikenrezeption und (post-)kolonialer Diskurs, Nr. 22 (2014), S. 13–34.
- SCHORT, MANFRED: Die Publizistik des Siebenjährigen Krieges, Sondernummer (2002), S. 329–348.
- SCHULTHEISS-HEINZ, SONJA: Propaganda in der Frühen Neuzeit, Sondernummer (2002), S. 253–278.
- STADTRECHER, MARKUS: (Erzwungene) Migration im Museum – von Homogenität und Diversität. Ein Diskussionsbeitrag, Nr. 22 (2014), S. 81–96.
- STAMMEN, THEO: Goethe und der ‚Orientalismus seiner Zeit‘. Über die ‚Noten und Abhandlungen‘ zum ‚West-östlichen Diwan‘, Nr. 21 (2013), S. 41–56.
- STAMMEN, THEO: J. W. Goethe. Zu Howards Ehrengedächtnis – zum Diskurs zwischen den zwei Kulturen um 1800, Nr. 12 (2003), S. 7–31.
- STAMMEN, THEO: Jean Pauls ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei‘ im geistesgeschichtlichen Kontext, Nr. 14 (2004), S. 50–75.
- STAMMEN, THEO: Michel de Montaigne in Augsburg (1580) – Aus dem ‚Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland‘, Nr. 16 (2006), S. 75–87.
- STAMMEN, THEO: Rudolf Borchardt. ‚Der leidenschaftliche Gärtner‘ – auch eine Theorie der Kultur, Nr. 17 (2007), S. 9–29.
- STAMMEN, THEO: Xenophon in Machiavellis politischen Schriften, Nr. 7 (2000), S. 25–49.
- WEBER, GREGOR: Troia, Homer, Schliemann und die Konstruktion eines europäischen Mythos, Nr. 15 (2005), S. 7–30.
- WEBER, GREGOR: Wein im Traum – Traum und Wein. Kulturgeschichtliche Anmerkungen zu Artemidor von Daldis, Nr. 21 (2013), S. 13–30.
- WEBER, WOLFGANG E. J.: 50 Jahre deutsch-türkisches Anwerbeabkommen für Arbeitskräfte. Voraussetzungen – Entwicklungen – Wirkungen, Nr. 20 (2011), S. 116–128.
- WEBER, WOLFGANG E. J.: Die Universität, die universitäre Geschichtswissenschaft und die Entwicklung kollektiven historischen Wissens. Bemerkungen aus aktuellem Anlaß, Nr. 7 (2000), S. 50–61.
- WÜST, WOLFGANG: Die ‚gute policey‘ im Schwäbischen Reichskreis. Zur Edition ausgewählter Polizeiordnungen in einer Kernregion des Alten Reiches (mit besonderer Berücksichtigung Bayerisch-Schwabens), Nr. 3 (1998), S. 40–43.
- ZIEGLER, KATRIN: Die Rückführung Herzog Ulrichs von Württemberg 1534/35 als mediales Ereignis, Sondernummer (2002), S. 313–327.

RÜCKBLICK

Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Sommersemester 2013

Oper – Mythos – Nation:
Verdi & Wagner

Vortragsreihe anlässlich des
200. Geburtstages von Giuseppe
Verdi und Richard Wagner

6. MAI 2013

PROF. DR. ANSELM GERHARD
(BERN)

Nation building all'italiana – wie
Giuseppe Verdi zum „Komponis-
ten der italienischen Revolution“
wurde

Der Gefangenenchor in Verdis „Na-
bucodonosor“ (1842) als politisches
Manifest? Seit dem Nachweis, dass die
ersten Belege für eine politische In-
terpretation von Verdis Musik erst aus
dem Jahre 1846 stammen, wird eine
erbitterte Diskussion darüber geführt,

inwieweit Verdi überhaupt als «Kom-
ponist der italienischen Revolution»
angesehen werden kann. Aufgrund der
Fixierung auf die 1840er Jahre wurde
bislang kaum analysiert, warum die
gängige Gleichung Verdi = Risorgi-
mento im letzten Drittel des 19. Jahr-
hunderts derart wirkungsmächtig wer-
den konnte.

Im Rahmen des Vortrags wurden die
Voraussetzungen für die Entstehung
des Verdi-Mythos rekonstruiert. Dieser
Ansatz erlaubt neue Einsichten in die
ungelösten Widersprüche des Risorgi-
mento und die keineswegs unange-
fochtene Stellung des Künstlers Verdi
in der Wahrnehmung der italienischen
Funktionseliten.



3. JUNI 2013

PD DR. WOLF GERHARD SCHMIDT
(BAYREUTH)

Transzendentalmusik. Theorien
und Modelle ‚deutscher‘ Ton-
kunst

Während des 19. Jahrhunderts entstan-
den verschiedene Theorien und Mo-
delle ‚deutscher‘ Tonkunst, die darin
übereinstimmten, dass sie ihrem Ge-
genstand eine transzendente Qualität
zuschrieben. So schien allein die ‚deut-

sche‘ Musik in der Lage, eine rhetorisch depravierte Kunstgattung wieder zur Bedingung der Möglichkeit umfassender Welterkenntnis zu erheben.

Dieses Ziel erreicht die ‚deutsche‘ Tonkunst, indem sie kosmisches Gesetz und lebensweltliche Vielfalt organisch zusammenfügt, ohne dabei der Trübung durch Konventionen zu verfallen und/oder das Inkommensurable ebendieses Syntheseversuchs aufzuheben. Die ‚deutsche‘ Musik war daher „bodenlos“ und ein „Abgrund“, gleichwohl einer der „Mitte“ (Thomas Mann) – eine Vorstellung, die Heideggers „offene Mitte“ eines existentiellen Weltzuges vorwegnimmt, in der „die größte Gefahr des Schwindeln gleichfalls die höchste Möglichkeit der Echtheit des Denkens und Fragens“ einschließt. D. h. der ‚deutsche‘ Klang legt dem (‚deutschen‘) Menschen nahe, sich in ortloser Mesonität einzurichten: ‚unpolitisch‘ und alle ideologischen Sinnentwürfe übersteigend bzw. ironisierend (wie u. a. auch bei Weber, Wagner, Pfitzner, Schönberg und Furtwängler). Dieser Tiefenkontingenz wird ein größerer Wahrheitsgehalt zugesprochen als der durch kulturelle Konventionalisierung entstandenen Oberflächenkontingenz ‚fremder‘ Klänge (italienisch, französisch), weshalb das ‚Deutsche‘ in der Musik letztlich nur „als reines Metaphysicum“ (Richard Wagner) begreifbar scheint.

Durch ihre Inkommensurabilität ist die ‚deutsche‘ Tonkunst aber nicht nur epistemologisch privilegiert, sondern auch als einzige übernational. Sie umfasst „alles Vorzügliche anderer Nationen“ (Weber) und bleibt – wie in Mozarts Zauberflöte – universell, polystilistisch und bar jeder Folkloristik (Schönberg). Die damit verbundene Forderung einer Assimilation ‚fremder‘ an die ‚deutsche‘ Musik dient zweifellos kulturimperialen Zwecken, dennoch ist das Ziel – anders als in vielen politischen Diskursen – nicht die Genese uniformer nationaler Identität, sondern die Herstellung einer quasi über nationalen Gemeinschaft erhabener Weltaneignung.



17. JULI 2013

PD DR. KATHARINA KEIM
(MÜNCHEN)

Wagners Feldzug gegen das französische Operettenregime: „Eine Kapitulation“

Richard Wagners „Lustspiel in antiker Manier“ von 1870 über die Belagerung von Paris durch die preußisch-deutsche Armee ist mehr als eine Revanche des Meisters gegen die französische Musikmetropole, die er Jahrzehnte lang

vergeblich zu erobern versucht hatte. Während in seinen Musikdramen und kunsttheoretischen Schriften der griechische Tragödienkult den Bezugspunkt bildet, orientiert er sich hier am Modell der Aristophanischen Komödie. Ähnlich wie der antike Komödiendichter den Strategen und Dichterkollegen seiner Zeit gleichermaßen den Spiegel vorhält, parodiert Wagner in einem Atemzug spektakuläre politische Aktionen der jungen Dritten Republik und die Bühnenspektakel des Pariser Operetenlebens. Vom historischen Ballonflug des französischen Innenministers Léon Gambetta aus dem besetzten Paris in die Provinz über den Ballettkult in der Oper bis hin zu Zitaten der nationalen Dichterkone Victor Hugo wird hier ein sprachlich-musikalisches Panoptikum inszeniert. Dabei nimmt Wagners Pastiche jedoch weniger die Pariser bzw. Franzosen als vielmehr die Deutschen selbst ins Visier: Die selbstverschuldete Okkupation deutscher Bühnen durch das französische Repertoire und die unangefochtene Annexion des deutschen Wortdramas durch die französische Tonkunst werden als die eigentliche, kampflose Kapitulation entlarvt.



1. AUGUST 2013

DR. SVEN OLIVER MÜLLER
(BERLIN)

Hass und Hingabe: Richard Wagners Wirkung in Deutschland

Warum sollte man sich im Jahr 2013, im 200. Geburtsjahr Richard Wagners, seiner erinnern? Die zahlreichen Veröffentlichungen zu diesem Jubiläum fixieren sich in der Regel auf einzelne Facetten seiner Biographie oder seiner Kompositionen. Dagegen wird die Auseinandersetzung der deutschen Gesellschaft mit Richard Wagner weit weniger ausdifferenziert betrachtet. Es gilt folglich dem Nachleben des Komponisten neue Perspektiven zu eröffnen, also den Mythos Wagner selbst als Teil der deutschen Geschichte darzustellen. Dazu muss der Fokus von der Analyse der musikalischen Werke auf deren öffentliche Wirkung verschoben werden. Politisch und emotional ließ sich Wagner noch nie neutral bewerten. Sein Nachleben war und ist ein Brennspiegel der deutschen Geschichte – vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus bis hin zur Bundesrepublik, der DDR und dem wiedervereinigten Deutschland. Und was wurde tatsächlich nicht alles aus Wagner und seinem Werk gemacht: Monarchen und Präsidenten, Unternehmer und Kleriker, Bürger und Adelige, Linke und Rechte, sie alle liebten ihn,

verachteten ihn und betrieben mit ihm und seinen Opern Politik.

In seinem Augsburger Vortrag beschrieb Sven Oliver Müller Wagners Wirkung nicht allein vor dem Hintergrund der Geschichte des ‚langen‘ 20. Jahrhunderts. Er ging zudem der Frage nach, ob und inwieweit die Hingabe und der Hass auf Wagner die deutsche Geschichte verändert haben. Warum wandelten sich die Interpretationen des musikalischen Werkes immer häufiger, während die Präsenz Wagners in der an politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Umbrüchen so reichen Zeit zwischen 1883 und 2013 relativ konstant blieb? Die Aneignung Wagners stand in einem Wechselverhältnis von affirmativen Wiederholungen und kontroversen Neuschöpfungen. Möglicherweise lag genau in diesem Spannungsverhältnis der besondere Erfolg des Wagner-Mythos: Er ließ sich einerseits leicht weitererzählen und sich andererseits den Veränderungen der Gesellschaft gut anpassen. Im Rahmen seiner Ausführungen lenkte Sven Oliver Müller den Blick auf drei Einzelaspekte der emotionalen Auseinandersetzungen mit Wagner in der Weimarer Republik, in der frühen Bundesrepublik und in der Gegenwart.

Wintersemester 2013/14

28. OKTOBER 2013

PROF. DR. ALAIN SCHNAPP
(PARIS)

Ist eine Weltgeschichte der Ruinen möglich?

Der berühmte Satz Stendhals, dass das Colosseum „heute wo es in Trümmer fällt, vielleicht schöner ist, als in Tagen seines höchsten Glanzes“, gilt als ein Paradigma unserer modernen Ästhetik. Die Ruine als Zeichen dessen zu sehen, was sie einmal als intakter Bau war, ist eine Erfindung der Renaissance.

In seinem monumentalen Buch über die Poetik der Ruinen in Frankreich behauptet Roland Mortier: „Die Ruine hat für die Griechen keine Existenz und interessiert die Römer nur als eine immaterielle Darstellung des Schicksals: Sie ist keine Anwesenheit sondern eine Abwesenheit oder eine Leere, das negative Zeichen einer zerfallenen Größe“. Diese Definition ist von einer philosophischen Tradition der Gegenwart geprägt. Wie wir von Georg Simmel erfahren, ist „die Ruine [...] die Stätte des Lebens, aus der das Leben geschieden ist“. Hartmut Böhme kommentiert: „Erst in Gesellschaften, in denen zerfallenen Gebäude in Differenz zu ihren vormaligen Verwendungssinn seman-

tisch neu besetzt werden, kann man von einer Ästhetik der Ruinen sprechen.“

Hatten die Griechen und Römer also keinen historisch-ästhetischen Bezug zur Ruine? Sollen wir annehmen, dass die Stimmung der Vergangenheit kein Teil der antiken Poetik gewesen ist? Ist das Paradigma des Zerfalls Trojas keine Erfahrbarkeit von Zeit? Sicher benützten die Griechen und Römer andere Bilder und erfassten die Ruine in verschiedenen Weisen, aber es scheint mir unhistorisch zu behaupten, dass die Ruine eine reine Erfindung der Renaissance gewesen sei. Der Vortragende unternahm den Versuch, durch eine Auseinandersetzung mit der Antike, und zwar nicht nur mit den klassischen, sondern auch mit ägyptischen, mesopotamischen und chinesische Texten zu beweisen, dass die Ruinen ein Schlüssel des historischen Denkens sind, dass also ein Faden die verschiedenen Darstellungen der Ruinen von der Antike zur Gegenwart verbindet.



18. NOVEMBER 2013

DR. DOMINIK FUGGER
(ERFURT)

Erlösung durch Verehrung und Arbeit. Ferdinand Gregorovius und die Geschichte als existentielle Erfahrung

Ferdinand Gregorovius (1821–1891) gehörte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu den meist gelesenen deutschsprachigen Historikern. Wilhelm Dilthey erschien er als „der hervorragende Geschichtsschreiber“, der zeige, dass „die Ereignisse nichts von ihrem Zauber verlieren, wenn sie auf die historische Wahrheit zurückgeführt werden“. Und noch Golo Mann bekennt, dass sich seine „Ansichten von dem, was Geschichtsschreibung sein kann, nicht muß, aber doch auf ihrem Höhepunkt sein sollte“ an der Lektüre von Gregorovius’ Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter gebildet hätten.

Für den Geschichtsschreiber Roms und Athens war der Umgang mit der Vergangenheit mehr als ein Beruf. Die Hingebung an das Schreiben der Geschichte trug für Gregorovius quasi-religiöse Züge, sie war Sinnstiftung und höherer Zweck des eigenen Daseins. Die Voraussetzungen und die Folgen eines solchen Verhältnisses zum historischen Gegenstand stellte der Vortrag zur Diskussion.

20. JANUAR 2014

DR. MARTIN ESPENHORST
(MAINZ)

Bäuerliche Kultur als Weltkulturerbe? Das Artland – eine Kulturlandschaft im ehemaligen Hochstift Osnabrück (entfallen)

Zwischen Osnabrück und Oldenburg befindet sich eine landwirtschaftlich geprägte, entlang des Flusses Hase gelegene Kulturlandschaft, die Artland genannt wird. Was zeichnet das Artland aus? Handelt es sich um eine geographisch begrenzte Einheit? Welche Bedeutung hatte die Konfessionalisierung? Der Vortrag „Bäuerliche Kultur als Weltkulturerbe? Das Artland – eine Kulturlandschaft im ehemaligen Hochstift Osnabrück“ erschließt und vermisst das kulturelle Vermächtnis dieser Region, seine Gesellschaftsstruktur, Bau-, Wohn-, Raum- und Festkultur. Dabei soll ein ungewohnter Blick auf die bäuerliche Welt und ihre Akteure präsentiert und der Transfer mit Europa betont werden. Zugleich soll gefragt werden nach prägenden Differenzen – wie etwa Tradition und technischer Fortschritt – sowie einstigen oder auch heutigen Identitäten und Referenzen mit dem Ziel eine Region vorzustellen, die changiert zwischen Varusschlacht, Hanse und Westfälischem Frieden von 1648.

Sommersemester 2014

Kriegsgeschichten.

Süddeutsche Autoren im Zeichen des Ersten Weltkriegs

28. APRIL 2014

PROF. DR. GÜNTHER KRONENBITTER
(AUGSBURG)

Kriegsgeschichten – Kurze Einführung in einen langen Krieg

Der ‚Große Krieg‘, wie der Erste Weltkrieg bis heute in Frankreich und Großbritannien genannt wird, hat Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur Europas, aber auch anderer Teile der Welt nachhaltig geprägt. Die Fülle der Neuerscheinungen zum Gedenken an den Ausbruch des Krieges vor 100 Jahren lässt ahnen, wie intensiv sich Wissenschaft und Öffentlichkeit mit dem Ersten Weltkrieg auseinandergesetzt haben.

Zum Auftakt der Vorlesungsreihe des Colloquium Augustanum im Sommer 2014, die das Geschehen aus der Perspektive süddeutscher Autoren in den Blick nahm, beleuchtete der einführende Vortrag zentrale Aspekte der Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg schlaglichtartig.

12. MAI 2014

DR. ARMIN STROHMEYR
(BERLIN)

„Der Militarismus ist die Schule der Feigheit!“ Annette Kolb im Ersten Weltkrieg: Die geheimdienstliche Verfolgung einer europäischen Pazifistin

Im Gedenkjahr zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs stand im Mittelpunkt dieses Vortrags die binationale Schriftstellerin Annette Kolb (1870–1967). Sie war in ihrem langen Leben die kritische Kommentatorin eines bewegten Jahrhunderts und eine wichtige Repräsentantin des europäischen Pazifismus und der deutsch-französischen Verständigung.

Ihr publizistisches Wirken für Pazifismus und gegen Militarismus brachte sie ins Visier von Polizei, Geheimdienst und Kriegsministerium. Sie galt als eine gefährliche und subversive Agitatorin. Polizei, Staatsanwaltschaft und militärisches Oberkommando gingen entschieden gegen sie vor: Telefon- und Postüberwachung, Entzug des Passes und der bürgerlichen Rechte wurden angeordnet, eine Anklage wegen Landesverrats vorbereitet.

Auszüge aus Reden, Briefen und Geheimdokumenten, u. a. aus dem Bestand des Bayerischen Kriegsarchivs, veranschaulichten die Geschichte einer geheimdienstlichen Verfolgung.

19. MAI 2014

PROF. DR. RALF SCHNELL
(SIEGEN)

Im Schatten der Geschichte. Richard Euringer und die deutsche Passion

Die Erfahrung des „Zusammenbruchs“ (Euringer) prägte nach dem Ersten Weltkrieg eine ganze Generation national-konservativ und völkisch-national orientierter deutscher Schriftsteller. Die Entwicklung des Augsburger Dichters Richard Euringer kann hierfür beispielhaft stehen. Sie führte den Autor aus der Isolation zu Beginn der 1920er Jahre über den Kulturkampf gegen Ende der Weimarer Republik bis zur vollständigen Identifikation mit dem Dritten Reich. Die deutsche Geschichte erscheint als Passionsgeschichte – und Hitler als Erlöser, der es ermöglichen wird, aus deren Schatten hervorzutreten. Der Vortrag arbeitete den politisch-religiösen Begründungszusammenhang dieser Entwicklung anhand von Euringers literarisch-publizistischem Werk heraus und setzte sich mit seinen Rechtfertigungsversuchen nach 1945 auseinander.



26. MAI 2014

PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM GRAF
(MÜNCHEN)

Von Heidelberg nach Berlin.
Ernst Troeltsch im Ersten Welt-
krieg

Der 1865 in Haunstetten in Augsburg geborene Theologe und Kulturphilosoph ist vor allem deshalb bedeutend geblieben, weil er für die konsequente methodische Trennung von Exegese und Systematik bei der Befassung mit der Bibel und dem christlichen Glauben eintrat und damit die Historisierung der Theologie voranbrachte. Seine Wahrnehmung und Einschätzung des Ersten Weltkrieges ist demgegenüber ziemlich unbekannt geblieben. Seit 1894 Professor für systematische Theologie in Heidelberg, dann ab 1915 in Berlin, bekam er Informationen zur politischen Entscheidungsbildung in höchsten Kreisen mit. Sowohl seine protestantische Geschichts- und Kulturperspektive als auch diese Informationen brachten ihn dazu zu einem wenngleich nicht unkritischen Vertreter der sogenannten Ideen von 1914 zu werden. Später erhielt die kritische Perspektive das Übergewicht; schon ab 1917 war er mit seiner Beteiligung an der Gründung der späteren DDP bewusster Liberaler. Troeltsch bietet ein Beispiel dafür, wie eine protestantische Prägung einerseits zu national-kriegsgeneigte Einschätzung

und Aktivität, andererseits sich mittels kritischer kulturell-politischer Reflexion zu rationaler demokratischer Gesinnung und Betätigung fortentwickeln konnte.



2. JUNI 2014

PROF. DR. HANS-HARALD MÜLLER
(HAMBURG)

„Blecke die Zähne und denke an
die schöne Welt!“ Bertolt Brecht
und der Erste Weltkrieg

Als der Weltkrieg begann, hörte Brecht auf, an Gott, Kaiser und Vaterland zu glauben. Der Krieg erweckte in ihm weder Begeisterung noch Erschütterung; Brecht war kein Chauvinist und kein Pazifist. Der Krieg galt ihm gleich; wichtig war dem ehrgeizigen jungen Schriftsteller, gedruckt zu werden, und dazu boten literarische Skizzen von der Heimatfront oder Kriegsgedichte die beste und vorerst einzige Chance. Als der Krieg zum Alltag geworden war, verlor Brecht die Lust, über ihn zu schreiben. Aber schreiben musste er, und er schrieb viel. Die Helden seiner Gedichte zog es nun fort aus der Gesellschaft in exotische Fernen, und dort schilderte Brecht das, was ihn auch in den Kriegsgedichten fasziniert hatte:

den Kampf ums Überleben und die Erlösung von den Qualen. So wenig wie 1914 für den Krieg konnte Brecht sich 1918 für die Revolution begeistern: Er schrieb „Baal“. Der junge Brecht engagierte sich so nur für eins: für die Kunst und für sich.

Anschrift der Autoren

EVA BENDL, M. A.

Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. CHRISTOPHE CHANDEZON

Université Paul-Valéry-Montpellier III
Département d'Histoire – EA 4424
Route de Mende
F-34199 Montpellier

BENJAMIN DURST, M. A.

Höfatsstraße 34
87471 Durach

PROF. DR. KAY EHLING

Staatliche Münzsammlung München
Residenzstraße 1
80333 München

PROF. DR. WOLFGANG KUHOFF

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

DR. DES. CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

DR. DES. MARKUS STADTRECHER

Institut für Europäische
Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

PROF. DR. GREGOR WEBER

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER

Institut für Europäische
Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg